GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Viele Kinder, keine Arbeit : Mutterschaft als Anerkennungshoffnung und warum der Traum zerbrechlich ist

Weckemann, Sara

2014

https://doi.org/10.25595/1191

Veröffentlichungsversion / published version
Hochschulschrift / academic publication

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Weckemann, Sara: *Viele Kinder, keine Arbeit : Mutterschaft als Anerkennungshoffnung und warum der Traum zerbrechlich ist*. Universität zu Köln, 2014. DOI: https://doi.org/10.25595/1191.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.17617/2.2095558

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY NC ND 4.0 Lizenz (Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/legalcode.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY NC ND 4.0 License (Attribution - NonCommercial - NoDerivates). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/legalcode

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

IMPRS SPCE
INTERNATIONAL MAX PLANCK RESEARCH SCHOOL
on the Social and Political Constitution of the Economy
Köln, Germany

Sara Weckemann

Viele Kinder, keine Arbeit

Mutterschaft als Anerkennungshoffnung und warum der Traum zerbrechlich ist

Studies on the Social and Political Constitution of the Economy

Sara Weckemann
Viele Kinder, keine Arbeit
Mutterschaft als Anerkennungshoffnung
und warum der Traum zerbrechlich ist

© Sara Weckemann 2014

Published by IMPRS-SPCE
International Max Planck Research School on the Social and
Political Constitution of the Economy, Cologne
http://imprs.mpifg.de

ISBN: 978-3-946416-11-1
DOI: 10.17617/2.2095558

Studies on the Social and Political Constitution of the Economy
are published online on http://imprs.mpifg.de. Go to *Dissertation Series.*

Studies on the Social and Political Constitution of the Economy

Zusammenfassung

Mütter mit vielen Kindern leben überdurchschnittlich oft von sozialstaatlichen Transfers – genauer: von Hartz IV. Kinderreiche Hartz-IV-Empfängerinnen sind zudem vergleichsweise häufig alleinerziehend oder leben in nichtehelichen Lebensgemeinschaften. Sie gründen ihre Familien demnach sowohl in unsicheren ökonomischen als auch in unsicheren privaten Verhältnissen. Warum bekommen Frauen trotz dieser Unsicherheiten viele Kinder? Und inwiefern erfüllen sich die Erwartungen, die sie mit ihrer Mutterschaft verbinden?

Mutterschaft in doppelt unsicheren Verhältnissen, so lautet das zentrale Ergebnis der Arbeit, resultiert aus der Hoffnung auf Anerkennung, die weder in engen Beziehungen noch in der Arbeitswelt gefunden werden kann. Geringe Chancen auf Anerkennung – real erfahrene oder wahrgenommene – führen dazu, dass Schwangerschaften erwünscht oder zumindest nicht verhindert werden.

Die Frage, warum Kinder trotz ökonomischer und partnerschaftlicher Unsicherheiten geboren werden, ist letztlich also irreführend: Gerade wegen dieser Unsicherheiten werden Kinder geboren. Sie sind ein Garant für Anerkennung in einer Welt, in der in den Sphären der Liebe und der Leistung massive Defizite feststellbar sind. Allerdings ist die Hoffnung auf Anerkennung zerbrechlich: Denn Kinderreichtum in doppelter Unsicherheit führt paradoxerweise gleichzeitig zum (intrapersonellen) Verlust von Anerkennung vor der eigenen Person und zum (interpersonellen) Verlust von Anerkennung durch andere.

Die Autorin

Sara Weckemann war von 2011 bis 2014 Doktorandin an der ***International Max Planck Research School on the Social and Political Constitution of the Economy (IMPRS-SPCE)*** und Postdoc-Stipendiatin am MPIfG. Sie studierte Soziologie an der Goethe-Universität Frankfurt am Main.

Viele Kinder, keine Arbeit.
Mutterschaft als Anerkennungshoffnung
und
warum der Traum zerbrechlich ist

Inauguraldissertation

zur

Erlangung des Doktorgrades

der

Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät

der

Universität zu Köln

2014

vorgelegt

von

Dipl. Soz. Sara Weckemann

aus

Gießen

Referent: Prof. Dr. Wolfgang Streeck

Korreferent: Prof. Dr. Jens Beckert

Tag der Promotion: 16. Juni 2014

Inhalt

1 Einleitung 1

1.1 Verortung des Projekts und Fragestellung 1

1.2 Fallauswahl 9

2 Theorie 18

2.1 Theorien Geburtenverhalten 18

2.2 Honneths Anerkennungstheorie 24

3 Forschungsstand 34

3.1 Forschungskontext: Doppelt unsichere Lebensverhältnisse 34

3.2 Geburtenverhalten unter Unsicherheit und Motive von Kinderwünschen 40

3.3 Familiäre Probleme und Bewältigungsstrategien 55

3.4 Stigmatisierung von Arbeitslosen und kinderreichen Familien 63

4 Methode 69

4.1 Warum qualitative Tiefeninterviews? 69

4.2 Stichprobe und Ablauf der Interviews 72

4.3 Subjektive Deutungen als Grundlage wissenschaftlicher Erklärungen des Handelns 77

4.4 Auswertungsmethode 79

4.5 Reichweite der Aussage 85

5 Motive für Geburten in doppelter Unsicherheit 89

5.1 Geplante oder ungeplante Familiengründung? 89

5.2 Fehlende Anerkennung im Elternhaus. Der Fall Nicole W. 93

5.2.1 Biographischer Verlauf 94

5.2.2 Motive für die Geburten der Kindern 96

5.3 Fehlende Anerkennung in den Partnerschaften. Der Fall Simone B. 102

5.3.1 Biographischer Verlauf 103

5.3.2 Motive für die Geburten der Kinder 105

5.4 Fehlende Anerkennung in der Arbeitswelt. Der Fall Anja K. 109

5.4.1 Biographischer Verlauf 110

5.4.2 Motive für die Geburten der Kinder 112

5.5 Weitere Geburtenmotive 118

5.6 Geburtenmotiv Kindergeld? 122

5.7 Zwischenfazit: Kinder als Anerkennungshoffnung 125

6 Bewältigung des Projektes Mutterschaft 133
6.1 Der dreifache Verstoß gegen persönliche und gesellschaftliche Ansprüche 133
6.2 Familiäre Probleme und Bewältigung 139
6.3 Zwischenfazit: Intrapersonelle Anerkennungsverluste 155
7 Gesellschaftliche Stigmatisierung 158
7.1 „Wie viele Kinder wollen Sie denn noch kriegen?“ – Stigmatisierung im Umgang mit Institutionen 158
7.2 „Wie könnt ihr die nur für euch putzen lassen?“ – Stigmatisierung im sozialen Nahumfeld ... 164
7.3 Zwischenfazit: Interpersonelle Anerkennungsverluste 167
8 Fazit 170
8.1 Diskussion der Ergebnisse und theoretische Implikationen 170
8.2 Offene Fragen 188
9 Anhang 191
9.1 Tabellen und Abbildungen 191
9.2 Interviewleitfaden 194
10 Literatur 197

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Kinderzahlen von Frauen zwischen 25 und 45 Jahren nach Bezug von Arbeitslosengeld II (in %) 3
Tabelle 2: Mütter nach Kinderzahl und Höhe des Schulabschlusses (in %) 10
Tabelle 3: Mütter nach Kinderzahl und Höhe des Berufsabschlusses (in %) 11
Tabelle 4: Mütter nach Kinderzahl und sozialstaatlicher Abhängigkeit (in %) 12
Tabelle 5: Mütter nach Kinderzahl und überwiegendem Lebensunterhalt (in %) 13
Tabelle 6: Kinderreiche Mütter im Hartz-IV-Bezug nach höchstem Schulabschluss (in %) 15
Tabelle 7: Kinderreiche Mütter im Hartz-IV-Bezug nach Lebensform (in %) 16
Tabelle 8 Auswirkung von Befristung bei Frauen auf das Geburtenverhalten 43
Tabelle 9 Auswirkung von Arbeitslosigkeit bei Frauen auf das Geburtenverhalten 46
Tabelle 10 Auswirkungen von subjektiv wahrgenommener Unsicherheit bei Frauen auf das Geburtenverhalten 47
Tabelle 11 Charakterisierung der Stichprobe 73
Tabelle 12: Fallkontrastierend untersuchte Analyseeinheiten nach Forschungsfrage 82
Tabelle 13 Schwangerschaftsmotive 128
Tabelle 14: Objektive und subjektive Problemindikatoren 142
Tabelle 15: Mütter nach Kinderzahl und Schulabschluss (in %) 192
Tabelle 16: Mütter zwischen 25 und 34 Jahren nach Kinderzahl und Schulabschluss (in %) 192
Tabelle 17: Mütter zwischen 25 und 34 Jahren nach Kinderzahl und Höhe des Schulabschlusses (in %) 192
Tabelle 18 Schulabschluss kinderreicher Mütter im Hartz-IV-Bezug in (%) 192
Tabelle 19: Berufsabschluss kinderreicher Mütter im Hartz-IV-Bezug (in %) 192
Tabelle 20: Mütter nach Anzahl der Kinder und Lebensform (in %) 193

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Armutsrisiko nach der Zahl der Kinder im Haushalt (in %; 1998 und 2008) 14
Abbildung 2: Theoretisches Modell Geburtenverhalten unter doppelter Unsicherheit 181

1 Einleitung

Simone B. ist 26 Jahre alt. Sie hat keine Arbeit und ist seit ihrem 18. Lebensjahr von sozialstaatlichen Leistungen abhängig. Einen Partner hat sie nicht – aber aus drei vergangenen Partnerschaften jeweils ein Kind. Zu den Vätern ihrer Kinder, die drei, fünf und acht Jahre alt sind, besteht kein Kontakt. Stephanie L. ist 36 Jahre alt und ebenfalls arbeitslos. Ihr Lebensgefährte ist der Vater ihres vierten Kindes. Auch er hat keine Arbeit. Ihr erstgeborenes Kind ist seit zwei Jahren in einem Heim untergebracht, die drei anderen Kinder leben mit ihr und ihrem Lebensgefährten auf beengtem Wohnraum in einem Plattenbau. In der Partnerschaft kriselt es. Dennoch: In drei Monaten erwartet Stephanie L. ihr fünftes Kind.

Warum gründen Frauen wie Simone B. und Stephanie L. kinderreiche Familien[1], obwohl sie in instabilen ökonomischen und partnerschaftlichen Verhältnissen leben? Und warum bleiben die Erwartungen, die sie mit ihrer Mutterschaft verbinden, oftmals unerfüllt?

1.1 Verortung des Projekts und Fragestellung

Die Geburtenzahlen in Deutschland sinken. Einer der Hauptgründe dafür ist, dass immer weniger Frauen kinderreiche Familien gründen. Diese Familien mit mehr als zwei Kindern sind seit Ende des 19. Jahrhunderts rückläufig, besonders ausgeprägt seit den 1980er Jahren (BMFSFJ 2006; BMFSFJ 2007). Heute leben 16 Prozent der westdeutschen und zehn Prozent der ostdeutschen Familien mit mehr als zwei Kindern. In absoluten Zahlen ausgedrückt sind dies 6,1 Millionen Familien mit einem Kind, 4,2 Millionen mit zwei Kindern, 1,1 Millionen mit drei Kindern, 215.000 mit vier Kindern und 75.000 mit fünf und mehr Kindern (Statistisches Bundesamt 2011; Statistisches Bundesamt 2012a). Um das Bestandserhaltungsniveau der Gesellschaft zu sichern und damit zu gewährleisten, dass die sozialen Sicherungssysteme zukünftig funktionsfähig bleiben, müsste jede Frau im Laufe ihres Lebens 2,1 Kinder gebären (Höhn/Störzbach 1994). Dass die Geburtenrate in Deutschland seit über 30 Jahren unterhalb des Bestandsniveaus liegt – pro Frau wurden in diesem Zeitraum durchschnittlich zwischen 1,3 - 1,4 geboren (Bujard 2011: 4) – führte zu einer breiten öffentlichen Diskussion. In dieser werden zwei Reproduktionskrisen thematisiert:[2]

1) Die erste befasst sich mit der niedrigen Geburtenquote einer Bevölkerungsgruppe, deren Nachwuchs ausdrücklich gewünscht ist: denjenigen, die akademische Bildungsabschlüsse erzielen. Frauen mit hohen Bildungsabschlüssen bekommen durchschnittlich 1,3 Kinder; Frauen mit niedri-

[1] Unter Familien werden im Folgenden Eltern-Kind-Gemeinschaften verstanden. Dabei kann es sich sowohl um Ehepaare und nichteheliche Lebensgemeinschaften als auch um Alleinerziehende mit Kindern und/oder Stiefkindern handeln. Familien setzen sich demnach immer aus zwei Generationen zusammen (Destatis 2011). In kinderreichen Familien oder Mehrkindfamilien leben mindestens drei Kinder im Haushalt.

[2] Siehe dazu auch Edin/Kefalas 2007.

gen Bildungsabschlüssen hingegen 1,9 Kinder (Dorbritz 2010b: 14). Diese Diskrepanz wird mit einem drohenden Verlust von Humankapital und Produktivität assoziiert. Ob die Ursachen des zurückhaltenden Geburtenverhaltens von „Akademikern“[3] in institutionellen Zwängen, genauer gesagt den Anforderungen des Arbeitsmarktes, zu suchen sind oder auf selbstbestimmten Entscheidungen und Wertorientierungen beruhen, ist umstritten. Die in den 1980er Jahren angestoßene Individualisierungsdebatte lässt beide Deutungen zu: Bildungsexpansion und Frauenbewegung führten dazu, dass traditionelle Werte und Bindungen erodierten und die Pluralisierung von Lebensweisen vorangetrieben wurde. Dadurch entstanden – besonders auch aufgrund zunehmend flexibilisierter Arbeitsmärkte – größere biographische Unsicherheiten, aber gleichzeitig auch eine „wachsende biographische Autonomie, insbesondere für Frauen“ (Burkart 1993: 159). Dies habe das Bedürfnis nach engen persönlichen Beziehungen nicht geschmälert, allerdings seien „Partnerschaft, Ehe und Familie immer mehr zu Hindernissen für das individuelle Streben nach wirtschaftlicher Unabhängigkeit und Selbstentfaltung und die Bewältigung der Anforderungen des Arbeitsmarktes“ geworden (ebd. Huinink/Konietzka 2007: 107).

Streeck bezeichnet die beiden Deutungen als “market pressure“- und “market attractions”- Erklärung (2009a: 20). Auf der einen Seite wird spekuliert, dass Marktzwänge im Zeitalter deregulierter Arbeitsmärkte restriktiv auf Familiengründungen[4] wirken. In der Deutung Polanyis führt die Aufweichung institutioneller Regulierungen, die die Arbeitskräfte vor dem „Wüten“ des Marktmechanismus schützen sollen, dazu, dass die „Freiheit in einer komplexen Gesellschaft" gefährdet ist und Gerechtigkeit und Sicherheit zu erodieren drohen (Polanyi 1997 [1944]: 109, 329ff.). Forschungsarbeiten, die Kinderlosigkeit von Akademikern mit der Unvereinbarkeit von beruflichen Zielen und Kinderwünschen in der „rush hour“ (u.a. Bertram et al. 2011) des Lebens erklären, stützen diese Vermutung. Demnach führen lange Ausbildungswege dazu, dass Berufseinstiege und Familiengründungen in einem engen zeitlichen Rahmen zusammenfallen. Werden Kinderwünsche aufgeschoben, um in den Beruf einzusteigen und sich dort zu etablieren, können biologische Restriktionen dazu führen, dass Kinderwünsche unerfüllt oder zumindest unterhalb der gewünschten Kinderzahl bleiben. Zudem ist das weibliche Erwerbseinkommen ein wichtiger Einflussfaktor für den Lebensstandard von Paaren und Familien geworden (Blossfeld/Drobnic 2001; Schröder/Schäfer 2013). Wenn beide Partner arbeiten, sind Familiengründungen zwangsläufig schwerer mit dem Lebenslauf vereinbar.

[3] Zur besseren Lesbarkeit des Textes wird von geschlechtsspezifischen Formulierungen abgesehen – es sei aber ausdrücklich darauf hingewiesen, dass männliche Formen sich immer auf beide Geschlechter beziehen.

[4] Wenn im Folgenden von Familiengründungen gesprochen wird, ist damit die gesamte Phase gemeint, in der Kinder geboren werden. Der Begriff umfasst demnach auch Familienerweiterungen. Wird hingegen explizit von Familienerweiterung gesprochen, schließt dies die Phase vor der Geburt des zweiten Kindes aus.

Auf der anderen Seite wird vermutet, dass Individuen aufgrund von Autonomiebedürfnissen auf Kinder verzichten. Unter impliziter Bezugnahme auf die Theorie des postmaterialistischen Wertewandels wird argumentiert, dass sich das Wertesystem verschoben hat: Nicht mehr „physisches Überleben“ und „physische Sicherheit“ gelten als prioritäre Ziele, sondern „Gruppenzugehörigkeit, Selbstverwirklichung und Lebensqualität“ (Inglehart 1989: 90). Laut dieser Deutung ordnen Personen aus privilegierten Bevölkerungsschichten Kinderwünsche den eigenen Selbstverwirklichungs- und Karriereambitionen unter (Höpflinger 1997: 60).

2) Die zweite wahrgenommene „Reproduktionskrise“ – um die es in dieser Arbeit geht – bezieht sich auf eine Bevölkerungsgruppe am unteren Rand der Gesellschaft: Sie handelt von denjenigen, die niedrige Bildungsabschlüsse erzielen und von sozialstaatlichen Hilfen leben. Als krisenhaft wird deren Geburtenverhalten nicht deshalb bewertet, weil sie zu wenige, sondern weil sie zu viele Kinder bekommen. Ein Blick auf die Zahlen verdeutlicht schnell, dass tatsächlich ein Zusammenhang zwischen dem Bezug von Sozialleistungen und der Anzahl von Kindern besteht: Frauen, die von sozialstaatlichen Hilfen – genauer: Arbeitslosengeld II – abhängig sind, haben im Vergleich zu Frauen, die keine Hilfeleistungen erhalten, eineinhalb mal so oft drei Kinder und mehr als dreimal so oft vier und mehr Kinder[5]:

Tabelle 1: Kinderzahlen von Frauen zwischen 25 und 45 Jahren nach Bezug von Arbeitslosengeld II (in %)

	1 Kind	2 Kinder	3 Kinder	4+ Kinder
Frauen im ALG-II-Bezug	40	36	16	8
Frauen ohne ALG-II-Bezug	41	46	11	3

Mikrozensus 2008, eigene Berechnungen. Rundungsdifferenzen. N= 29.696

Während die niedrigen Geburtenzahlen von Frauen mit hohen Bildungsabschlüssen bedauert werden, gelten die hohen Geburtenzahlen der Frauen aus unterprivilegierten Bevölkerungsschichten als moralisch verwerflich (Streeck 2011). Denn es wird befürchtet, dass deren Kinder zu einem gesellschaftlichen „downgrading“ (Franz/Busch 2004) führen, bei dem Humankapital und soziale Ressourcen verloren gehen. Politische Initiativen zur Förderung von Geburten sind deshalb nicht auf diese Bevölkerungsgruppe zugeschnitten, sondern zielen darauf ab, besonders Frauen mit hohen Bildungsabschlüssen zu unterstützen. Kahlert (2007: 63) schlussfolgert, dass die „pronatalistische Orientierung der `nachhaltigen Familienpolitik´ explizit mit dem Ziel der Sicherung bzw. Steigerung der „Qualität“ der Bevölkerung verknüpft“ ist. Diese Form der politischen Einmischung

[5] Diese Angaben basieren auf eigenen Berechnungen mit dem Mikrozensus 2008, siehe auch Kapitel 1.2. Methodische Anmerkungen zum Datensatz finden sich im Anhang 9.1. Frauen, die ALG I beziehen, wurden aus der Berechnung ausgeschlossen.

in die Familienplanung ist in Deutschland ein vergleichsweise junges Phänomen, denn sie galt in den Nachkriegsjahrzehnten aufgrund der Rassenselektion während des Dritten Reiches als unangemessen (Streeck 2009a).

Im gesellschaftlichen Diskurs über die Ursachen des Geburtenverhaltens unterprivilegierter Frauen werden ökonomisch-rationalistische Absichten vermutet. Streeck buchstabiert die oftmals nur angedeutete Annahme über den Zusammenhang von sozialstaatlicher Generosität und Arbeitsunwilligkeit aus, laut derer Hartz-IV-Frauen Kinder bekommen, „um nicht `arbeiten´ zu müssen und sich von Kinderzulagen, Kindergeld, Familiengeld, jetzt Elterngeld […] ein gutes oder doch bequemes Leben zu machen“ (ebd.: 18). Die Analogie zur US-amerikanischen Debatte über „welfare queens“ ist offensichtlich. In den 1980er Jahren griff Charles Murray (1984) den von Ronald Reagan geprägten Begriff auf, um zu beschreiben, dass wohlfahrtsstaatliche Leistungen Armut verstärke, indem sie Unterprivilegierte dazu verleite, sich aus dem Arbeitsleben zurückzuziehen und viele uneheliche Kinder zu bekommen. Laut dieser Argumentation führt der Ausbau wohlfahrtsstaatlicher Leistungen zu steigenden Geburtenzahlen, insbesondere bei Alleinerziehenden und jungen Müttern. Die Leistungen begünstigten uneheliche Geburten, Trennungen der Eltern, Langzeitbezug und wirkten Arbeitsanreizen und Arbeitsmotivation entgegen. Kurz: Wohlfahrtsstaatliche Leistungen seien ursächlich dafür verantwortlich, dass Armut nicht überwunden werde, da der Leistungsbezug einer Erwerbsarbeit vorgezogen würde (McLanahan/Percheski 2008; Seccombe 2011). Teile des konservativen politischen Lagers unterstellten zudem, dass „welfare queens“ teure Autos führen und ihren Kindern vermittelten, dass es aufgrund des sozialen Auffangnetzes unnötig sei, arbeiten zu gehen (Zuckerman 2000: 587). Ende der 1990er Jahre diente die „welfare mother“ in den USA als wichtige rhetorische Figur, um die Sozialstaatsreform unter Clinton zu legitimieren, die darauf abzielte, lebenslange sozialstaatliche Leistungen abzuschaffen – “to end welfare as we know it“.

Der positive Zusammenhang zwischen dem Bezug sozialstaatlicher Leistungen und den Kinderzahlen (Tabelle 1) scheint diese von Rational-Choice-Annahmen geprägte Argumentation zum Geburtenverhalten benachteiligter Bevölkerungsschichten zunächst zu stützen. Allerdings zeigen Armutszahlen an, dass Kinderreichtum prekäre finanzielle Verhältnisse nicht auflöst, sondern verstärkt: Mit dem dritten Kind erhöht sich das Armutsrisiko deutlich (Grabka/Frick 2011), zudem reichen die finanziellen Mittel von Hartz-IV-Beziehern generell nicht aus, um Armut zu überwinden (Hutsch 2009). Wie passt dies zusammen?

Viele Kinder in finanziell prekären Verhältnissen zu bekommen, steht außerdem auch gegen die in der Literatur verbreitete Annahme, dass Geburtenentscheidungen ein gewisses Maß an ökonomischer Sicherheit voraussetzen. Laut Hajnal bildete sich dieses „Western European Marriage Pat-

tern“ bereits im 18. Jahrhundert heraus: “In Europe it has been necessary for a man to defer marriage until he could establish an independent livelihood to support a family […]” (1965: 133). Dies sei darauf zurückzuführen, dass junge Paare in Europa nicht an eine größere Einheit, wie eine Großfamilie, angebunden waren, die ökonomische Sicherheit gewährleistet hätte. Entsprechend änderte sich das Heiratsmuster im vorindustriellen Europa nach Maßgabe der jeweiligen ökonomischen Bedingungen: In Zeiten ökonomischer Krisen stieg sowohl das durchschnittliche Heiratsalter als auch die Zahl der dauerhaft Unverheirateten (Hirschman 1994: 209). Mills/Blossfeld (2005: 18) vermuten für den aktuellen Kontext, dass die mit der Globalisierung verbundenen neuen Unsicherheiten, wie prekäre Beschäftigungsverhältnisse und Arbeitslosigkeit, Familiengründungsprozesse drosseln. Ähnlich konstatieren Kohler et al. (2002: 655), dass Unsicherheiten dazu führen, dass langfristige Verpflichtungen, wie die Entscheidung für Kinder, aufgeschoben werden. Im Einklang mit diesen Befunden gelten gesicherte finanzielle Verhältnisse in der deutschen Bevölkerung als Grundlage für Familiengründungen (Institut für Demoskopie Allensbach 2004: 5).

Die Situation ist paradox: Wenn, wie ökonomische Fertilitätstheorien suggerieren, Kinderentscheidungen vor dem Hintergrund erwarteter zukünftiger monetärer Auswirkungen getroffen werden, stellt sich die Frage, warum gerade diejenigen in prekären ökonomischen Verhältnissen viele Kinder bekommen. Das Rätsel wird von einer zweiten Tatsache verkompliziert: Hartz-IV-Empfängerinnen mit vielen Kindern leben überdurchschnittlich oft in unsicheren Partnerschaftsverhältnissen. Dies bedeutet, sie sind vergleichsweise häufig alleinerziehend, leben in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft und sind seltener verheiratet (vgl. Kap. 1.2). Dadurch verringert sich die Chance, (dauerhaft) durch ein zusätzliches Einkommen unterstützt oder bei der Kinderbetreuung entlastet zu werden – was wiederum die eigene Erwerbssituation und damit die finanziellen Verhältnisse verbessern könnte (Lietzmann 2010). Aus der Literatur ist bekannt, dass sich das Armutsrisiko von Haushalten mit Kindern von 48 Prozent auf acht Prozent reduziert, wenn ein Haushaltsmitglied vollzeiterwerbstätig ist (Bundesministerium für Arbeit und Soziales 2008: V). Ein Jahr nach einer Trennung beträgt das durchschnittliche Pro-Kopf-Einkommen von Frauen verglichen mit der wirtschaftlichen Situation während der Ehe nur noch zwei Drittel, was sich auf die Auflösung des gemeinsamen Wirtschaftens und Wohnens, fehlende Partnereinkommen und unzureichende Unterhaltszahlungen zurückführen lässt (Andreß et al. 2003: 302). Dies erklärt vermutlich den empirischen Befund, dass unsichere Partnerschaftsverhältnisse zu einem Aufschub von Elternschaft führen (Löhr 1991). Der Vergleich verschiedener Partnerschaftsformen zeigt: „[…] je stärker eine Partnerschaft institutionalisiert ist, desto mehr Kinder werden gewünscht“ (Bujard et al. 2012: 47). In theoretischer Hinsicht wird deshalb spekuliert, dass Familiengründungen gesicherte persönliche Verhältnisse voraussetzten (Oppenheimer 1988). Analog gelten stabile Paarbeziehungen in Deutschland als wichtige Voraussetzung, um Kinder zu bekommen (Institut für De-

moskopie Allensbach 2004: 5). Eine glückliche Kindheit wird mit dem Vorhandensein beider Elternteile assoziiert. 86 Prozent der Deutschen stimmen der Aussage zu, dass Kinder mit Mutter und Vater gemeinsam groß werden sollen (Bujard et al. 2012: 43).

Dass Empfängerinnen von Hartz-IV-Leistungen trotz unsicherer Partnerschaftsverhältnisse kinderreiche Familien gründen, steht erneut im Widerspruch zum Alltagsverstand und der ihm zugrundeliegenden Theorie rationaler Wahl. Hohe Kinderzahlen bei hoher Prekarität in zwei zentralen Lebensbereichen stehen im Gegensatz zu den gängigen sozialen Normen, die eine eigenverantwortliche Selbstversorgung als prioritäres Ziel vorgeben. Wie kann dies erklärt werden? Welche Rationalitäten stehen hinter der Entscheidung für viele Kinder?

Vor dem Hintergrund, dass kinderreiche Mütter sowohl hinsichtlich der Erwerbsverhältnisse als auch der Partnerschaftsformen oft von der fordistischen Normalitätsfolie abweichen (siehe dazu noch ausführlich Kapitel 1.2) und sich somit in doppelt unsicheren Verhältnissen befinden, werden in diesem Buch zwei Fragen untersucht:

1) Warum gründen Frauen trotz ökonomischer und partnerschaftlicher Unsicherheiten kinderreiche Familien?

2) Inwiefern erfüllen sich die Erwartungen, die sie mit ihrer Mutterschaft verbinden?

Die empirische Grundlage zur Beantwortung der Forschungsfragen bilden 20 qualitative Tiefeninterviews mit Müttern ohne Migrationshintergrund[6], die mindestens drei Kinder haben, Leistungen nach dem SGB II erhalten und unbeständige Partnerschaftsverläufe[7] aufweisen (vgl. dazu die Beschreibung des Samples in Kapitel 4.2). Ergänzend werden fünf Experteninterviews einbezogen. Die Analyse der Interviews mit den Müttern zielt darauf ab, subjektive Sinnstrukturen – im Sinne von Schütz (1971) Konstruktionen erster Ordnung – der Interviewten aufzudecken. Allerdings ist die mikroperspektivische Betrachtung nicht das Endziel: Denn Konstruktionen erster Ordnung formieren sich immer innerhalb eines bestimmten makrostrukturellen Kontextes (vgl. u.a. Wright Mills 1959). Über die handlungstheoretischen Befunde hinausgehend soll deshalb rekonstruiert werden, welche strukturellen Einflüsse eben diese Sinnstrukturen bedingen.
Die zentrale Erkenntnis des Buches lautet: Mit der Geburt von Kindern ist bei Frauen in doppelter Unsicherheit die Hoffnung auf Anerkennung verbunden, die in Intimbeziehungen und in der Ar-

[6] Das Geburtenverhalten von Deutschen und Migranten (der ersten Generation) unterscheidet sich in Deutschland (Dorbritz 2011). Auch wenn die Differenzen zum Teil auf Kompositionseffekte zurückgeführt werden können (Milewski 2010), finden sich in der Literatur Hinweise darauf, dass das abweichende Familiengründungsverhalten auch durch „ethnische Effekte“ (Fernández/Fogli 2005; Valdés Cifuentes et al. 2013) bedingt ist – diese zu ergründen würde den Rahmen der Arbeit sprengen.

[7] Die Mütter der Familien sind entweder alleinerziehend oder leben nach Trennung von einem Kindsvater in einer neuen Partnerschaft. Mehrheitlich existieren mehrere Väter pro Familie.

beitswelt versagt bleibt. Kinder kompensieren die Anerkennungsdefizite aus diesen beiden Lebensbereichen und sind zentral für Selbstwert und Identität der Frauen. Allerdings, und das ist die tragische Paradoxie, führt Kinderreichtum in unsicheren Verhältnissen gleichermaßen zu Anerkennungsverlusten. Denn damit verbunden sind auch, entgegen den ursprünglichen Erwartungen, negative Folgen für das Selbstbild und das (wahrgenommene) Fremdbild der Frauen. Die Gliederung der Kapitel orientiert sich an den Forschungsfragen und schreitet sukzessive vom zugehörigen Grundlagenwissen (Fallauswahl, Theorie, Forschungsstand, Methode) zu den empirischen Ergebnissen.

In Kapitel 1.2 wird zunächst anhand des Mikrozensus 2008 die Fallauswahl begründet. Die Daten belegen empirisch, dass kinderreiche Mütter überdurchschnittlich oft sowohl von ökonomischer als auch von partnerschaftlicher Unsicherheit betroffen sind. Die Relevanz der Arbeit wird aufgrund dessen ungleichheitssoziologisch begründet: Denn Kinderreichtum in doppelt unsicheren Verhältnissen führt zwangsläufig zu Armut und sozialer Benachteiligung.

Kapitel 2, der Theorieteil, verfolgt zwei Ziele: Zunächst werden theoretische Ansätze zum Geburtenverhalten diskutiert, die im Rahmen dieser Arbeit relevant sind (Kap. 2.1). Anschließend wird die Leittheorie der Arbeit, Axel Honneths Anerkennungstheorie (1992), vorgestellt. Dabei wird seinen Schlussfolgerungen zur Entstehung von Scham ein besonderer Stellenwert eingeräumt, die er aus der pragmatischen Psychologie Deweys ableitet. Honneths Anerkennungstheorie liefert Erklärungen für das Geburtenverhalten der Untersuchungsgruppe – seine Ausführungen in Anschluss an die pragmatische Psychologie sind fruchtbar, um zu verdeutlichen, auf welchen Ebenen die Hoffnungen, die mit der Geburt von Kindern verbunden sind, scheitern (Kap. 2.2).

Kapitel 3 dokumentiert den Forschungsstand. Zunächst wird beschrieben, dass Familiengründungen seit den 1970er Jahren zunehmend im Kontext unsicherer Arbeits- und Partnerschaftsverhältnisse stattfinden. Zudem zeichnet sich ein Wandel der wohlfahrtsstaatlichen Ausrichtung ab, der sich mit den Hartz-IV-Reformen zugespitzt hat (Kap. 3.1). Im zweiten Abschnitt wird der Forschungsstand zum Geburtenverhalten unter Unsicherheit zusammengetragen. Forschungsergebnisse zu den Auswirkungen ökonomischer Unsicherheit auf das Geburtenverhalten sind hochgradig widersprüchlich, zudem existieren nur wenige Arbeiten zum Einfluss partnerschaftlicher Unsicherheiten. Schichtspezifische Differenzen, die beim Phänomen des Geburtenverhaltens unzweifelhaft existieren, sind häufig nur unzureichend berücksichtigt. Außerdem liegen keine Forschungsarbeiten vor, die explizit den Einfluss beider Unsicherheitsdimensionen auf das Geburtenverhalten untersuchen (Kap. 3.1). Die letzten beiden Abschnitte bereiten den Forschungsstand der empirischen Kapitel zu den Auswirkungen von Kinderreichtum in doppelt unsicheren Verhältnissen auf. Zunächst werden Forschungsergebnisse zu familiären Problemlagen zusammengetragen

(Kap 3.3); anschließend wird die Literatur zur Stigmatisierung von Arbeitslosen und kinderreichen Familien dargestellt (Kap. 3.4).

Kapitel 4 schildert das methodische Vorgehen der Arbeit. Zunächst wird begründet, warum eine qualitative Vorgehensweise zur Beantwortung der Forschungsfragen gewählt wurde (Kap. 4.1). Im zweiten Abschnitt wird darauf eingegangen, wie die Interviewpartner rekrutiert wurden und wie die Interviews abliefen. Die befragten Probanden werden anonymisiert in einer tabellarischen Übersicht aufgeführt (Kap. 4.2). Der dritte Abschnitt befasst sich mit Problemen, die sich aus der Verwendung subjektiver Deutungszuschreibungen für wissenschaftliche Erklärungen des Handelns ergeben. Um Rationalisierungen der Interviewten nicht zu erliegen, erweist sich Sutterlütys (2002) Unterscheidung zwischen narrativ und argumentativ verfassten Handlungserklärungen als fruchtbar (Kap. 4.3). Anschließend wird in Abschnitt vier ausgeführt, welche Analyseschritte bei der Interpretation des Textmaterials durchgeführt wurden (Kap. 4.4); zuletzt werden die Limitationen der Studie transparent gemacht (Kap 4.5).

Die anschließenden drei Kapitel behandeln die empirischen Ergebnisse der Untersuchung. Kapitel 5 analysiert Ursachen des Kinderreichtums in der Untersuchungsgruppe. Die Vielzahl der Motive, die Schwangerschaften bedingen, lässt sich durch eine übergeordnete Kategorie bündeln: Mit Kindern ist im Sinne Honneths die Hoffnung auf Anerkennung verbunden – die in der Sphäre der Liebe nicht im Elternhaus (Kap. 5.2) oder nicht in den Partnerschaften (Kap. 5.3) und in der Sphäre der Leistung nicht in der Arbeitswelt (Kap. 5.4) gefunden werden kann. Neben der Darstellung weiterer Geburtenmotive (Kap. 5.5) wird außerdem gefragt, welche Rolle finanzielle Überlegungen bei der Familiengründung spielen (Kap. 5.6). Der letzte Abschnitt fasst die Ergebnisse des fünften Kapitels zusammen und zeigt Wechselwirkungen zwischen Anerkennungsdefiziten in ihrer ursächlichen Wirkung für Geburten auf (Kap. 5.7).

Kapitel 6 legt dar, dass die Hoffnung auf Anerkennung bei kinderreichen Müttern im Hartz-IV-Bezug durch intrapersonelle Anerkennungsverluste bedroht ist. Anerkennung geht erstens aufgrund des Verstoßes gegen drei gesellschaftliche Normen verloren (Kap. 6.1), zweitens auch deshalb, weil einige Frauen mit massiven familiären Problemen konfrontiert sind (Kap. 6.2). Das Kontinuum der Problemlagen wird dargestellt und es wird verdeutlicht, dass Selbstwert und Identität der Frauen mit zunehmenden Problemen und aufgrund fehlender Bewältigungsstrategien leiden.

Kapitel 7 handelt von interpersonellen Anerkennungsverlusten: Sowohl im Umgang mit Institutionen (Kap. 7.1) als auch im sozialen Nahumfeld (Kap. 7.2) erleben die interviewten Frauen Stigmatisierungen – was mitunter zu einer generalisierten Wahrnehmung von Negativbewertungen führt. Von ungleichheitssoziologischer Relevanz sind diese „negativen Klassifikationen“, weil sie

Handlungschancen und Bedürfnisverwirklichung von sozialen Gruppen einschränken (Neckel/Sutterlüty 2008: 16).

In Kapitel 8, dem Schlusskapitel, werden die zentralen empirischen und theoretischen Erkenntnisse der Arbeit gebündelt. Es wird ein theoretisches Modell entwickelt, das Geburtenverhalten im Kontext doppelt unsicherer Verhältnisse erklärt und sowohl mikro- als auch makrotheoretische Erklärungsfaktoren einbezieht: Die Unsicherheiten werden von institutionellen und kulturellen Gegebenheiten gefiltert und formieren den Kontext, in dem Individuen – motiviert durch das Streben nach Anerkennung – handeln. Die Arbeit schließt mit einer Zusammenfassung der sich daraus ergebenden Forschungsdesiderate. Im Anhang (Kap. 9) finden sich Tabellen, Abbildungen und der Interviewleitfaden.

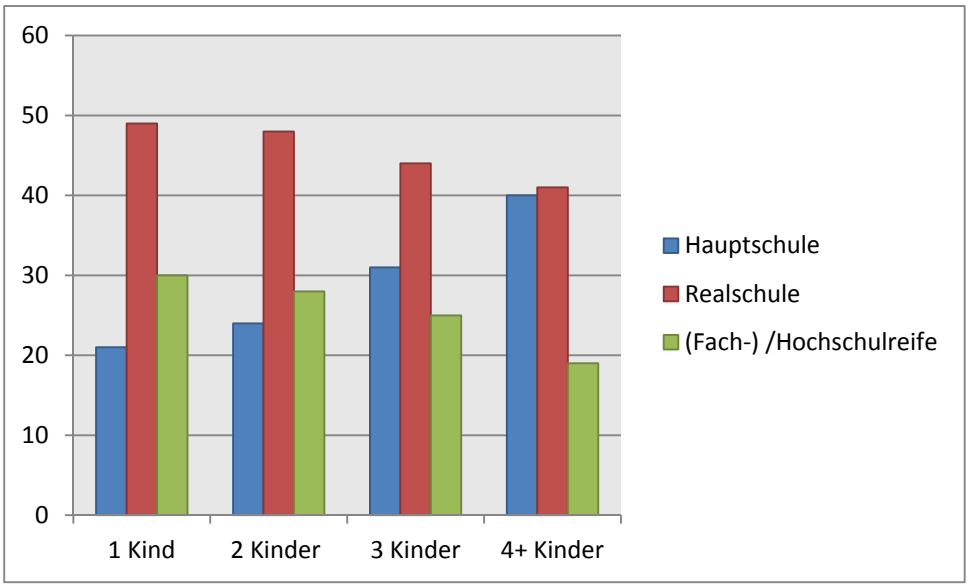
1.2 Fallauswahl

Kinderreiche Mütter weisen im Vergleich zu Müttern mit nur ein oder zwei Kindern niedrigere Bildungsabschlüsse auf[8]. Der Zusammenhang zeigt sich bereits mit dem dritten Kind und verstärkt sich ab dem vierten Kind deutlich.[9] Je mehr Kinder eine Frau bekommt, desto eher hat sie keinen Schulabschluss (siehe Anhang 9.1, Tabelle 15). Dies gilt insbesondere dann, wenn früh viele Kinder geboren werden (siehe Anhang 9.1, Tabelle 16). Die Hinweise auf einen Zusammenhang zwischen Kinderzahl und Bildungsabschlüssen, die in der Literatur unter Einbezug von Personen mit Migrationshintergrund bereits dokumentiert sind (u.a. Eggen/Rupp 2006; Dorbritz 2010b; Bujard et al. 2012), verdichten sich bei der Betrachtung des höchsten Schulabschlusses:

[8] Die deskriptiven Analysen beruhen auf dem Scientific-Use-File des Mikrozensus 2008. Methodische Anmerkungen zum Datensatz finden sich im Anhang 9.1. Alle Daten in diesem Kapitel beziehen sich auf Frauen deutscher Staatsangehörigkeit im Alter zwischen 25 und 45 Jahren. Die Altersuntergrenze von 25 Jahren wurde gewählt, da nur sehr wenige Mütter bereits zu einem früheren Zeitpunkt kinderreich sind. Die Altersobergrenze wurde auf 45 Jahre festgelegt, da nach dem 45. Lebensjahr nur noch wenige Kinder geboren werden (Bujard et al. 2012).

[9] Forschungsergebnisse, die Personen mit Migrationshintergrund einbeziehen, weisen in die gleiche Richtung. Das Niveau der Bildungsabschlüsse sinkt bei Familien mit mindestens vier Kindern besonders deutlich ab (z.B. Eggen/Rupp 2006; BMFSFJ 2007). Eggen/Rupp verweisen mit Mikrozensus-Daten aus dem Jahr 2003 auf einen noch stärkeren Zusammenhang zwischen niedrigen Bildungsabschlüssen und Kinderzahlen. Die Differenzen liegen neben dem Einbezug ausländischer Staatsangehöriger in unterschiedlichen Erhebungszeiträumen (2003 vs. 2008), unterschiedlichen Stichproben (Eltern vs. Mütter) und unterschiedlichen Berechnungsgrundlagen der Kinderzahlen (Kinder im Haushalt vs. geborene Kinder) begründet.

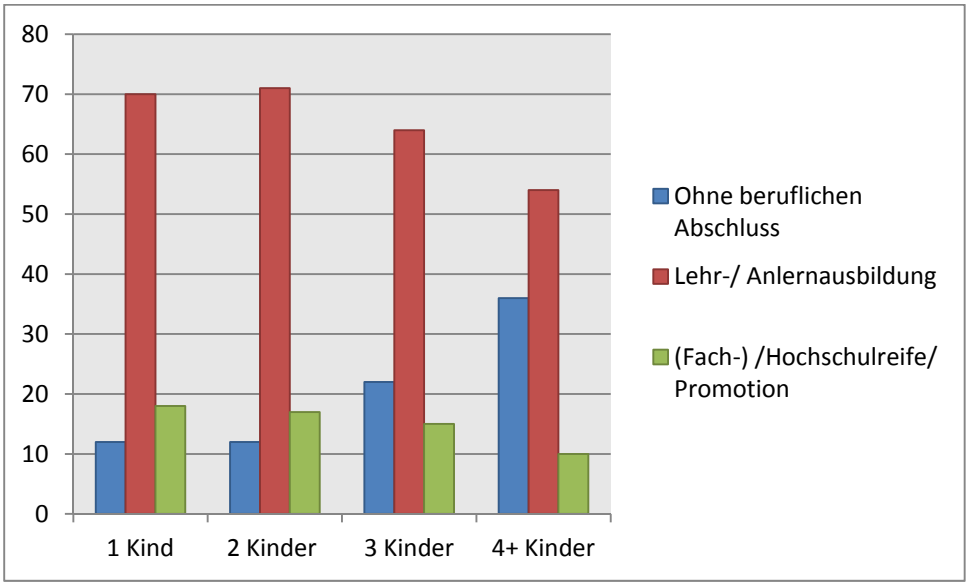
Tabelle 2: Mütter nach Kinderzahl und Höhe des Schulabschlusses (in %)



Mikrozensus 2008, eigene Berechnungen. Rundungsdifferenzen. N=35.409

Kinderreiche Mütter haben vergleichsweise öfter nur einen Hauptschulabschluss und erlangen seltener die Fachhochschul- oder Hochschulreife. 31 Prozent der Mütter mit drei und 40 Prozent der Mütter mit vier und mehr Kindern haben den niedrigsten Schulabschluss. Dies gilt nur für 24 Prozent der Mütter mit zwei Kindern und für 21 Prozent der Mütter mit einem Kind. Bei ausschließlicher Betrachtung von Müttern zwischen 25 und 34 Jahren fällt das Niveau der Bildungsabschlüsse mit zunehmender Kinderzahl noch deutlicher ab (siehe Anhang 9.1, Tabelle 17). Sinkende Bildungsabschlüsse bei steigenden Kinderzahlen finden sich auch bei den Berufsabschlüssen:

Tabelle 3: Mütter nach Kinderzahl und Höhe des Berufsabschlusses (in %)



Mikrozensus 2008, eigene Berechnungen. Rundungsdifferenzen. N=32.651

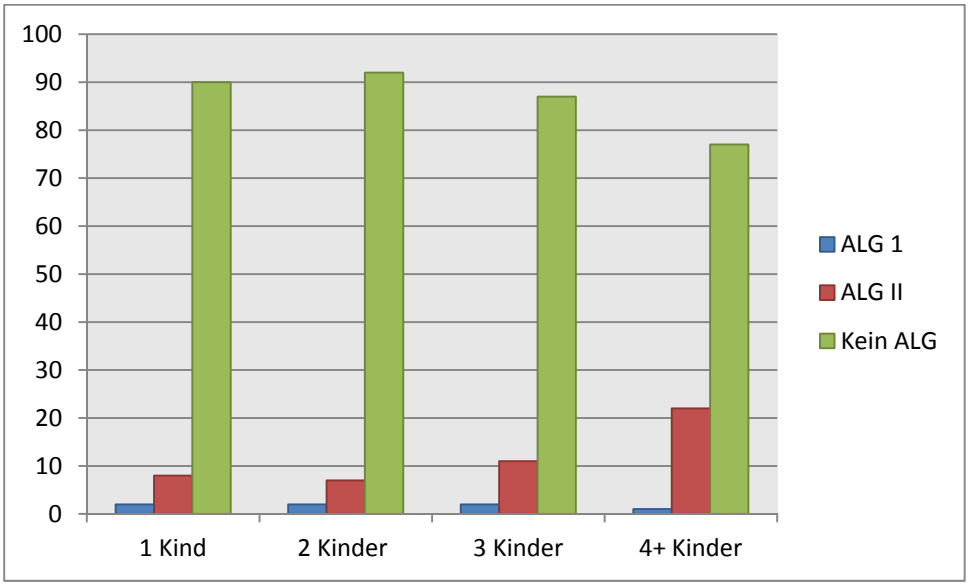
Haben lediglich etwa 12 Prozent der Mütter mit einem und mit zwei Kindern keinen beruflichen Ausbildungsabschluss, so sind es bereits 22 Prozent der Mütter mit drei Kindern und sogar 36 Prozent der Mütter mit vier und mehr Kindern. Entsprechend haben Mütter von Mehrkindfamilien seltener eine Lehr- oder Anlernausbildung absolviert und erzielen seltener einen (Fach)-Hochschulabschluss oder promovieren.

Niedrige Bildungsabschlüsse beeinflussen Arbeitsmarktchancen maßgeblich. Personen ohne Schulabschluss oder mit Hauptschulabschluss sind einem höheren Risiko ausgesetzt, arbeitslos oder prekär beschäftigt zu sein (Buch/Hell/Wydra-Somaggio 2011). Gleiches gilt für Personen ohne Berufsausbildung (IAB 2011). 2007 waren Ungelernte im Alter zwischen 20 und 34 Jahren etwa dreimal so oft geringfügig beschäftigt als Gelernte (Braun et al. 2012: 3). Differenziert nach Geschlecht zeigt sich, dass Frauen häufiger betroffen sind, besonders mit zunehmendem Alter – dies deutet auf einen Einfluss von Mutterschaft auf die Erwerbschancen hin. Je niedriger die Ausbildungsabschlüsse, desto höher außerdem das Risiko, arbeitslos zu sein (u.a. IAB 2011).

Die vergleichsweise niedrigen Bildungsabschlüsse kinderreicher Mütter begünstigen, dass sie von sozialstaatlichen Leistungen abhängig sind. Mütter mit mindestens drei Kindern sind häufiger als Mütter mit weniger Kindern auf Hartz-IV-Leistungen[10] angewiesen:

[10] Zu den Leistungen nach dem Hartz-IV-Gesetz gehört das Arbeitslosengeld II, nicht aber das Arbeitslosengeld I. Kinder oder Jugendliche, deren Eltern Arbeitslosengeld II beziehen, erhalten das sogenannte Sozialgeld.

Tabelle 4: Mütter nach Kinderzahl und sozialstaatlicher Abhängigkeit (in %)

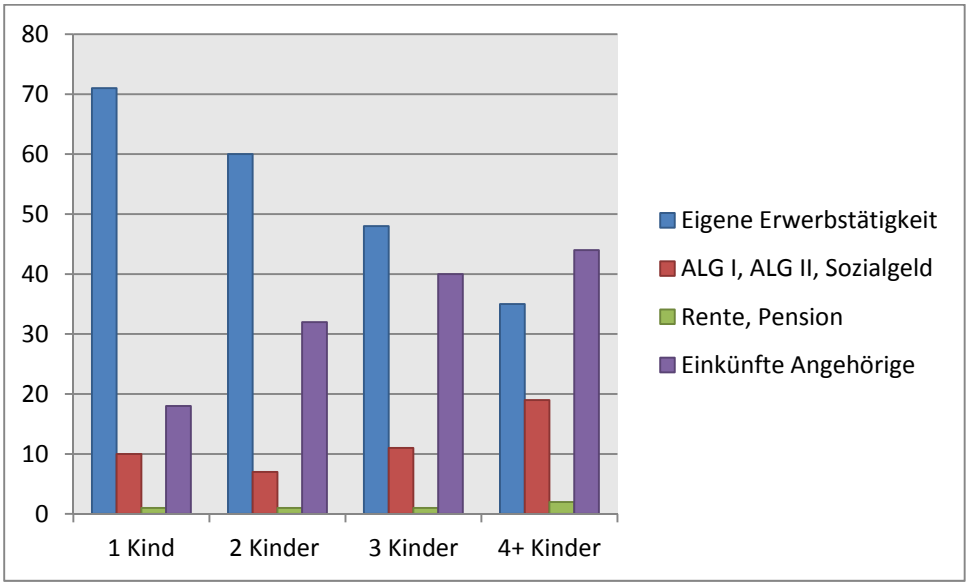


Mikrozensus 2008, eigene Berechnungen. Rundungsdifferenzen. N=30.250

Bekommen acht Prozent der Mütter mit einem Kind und sieben Prozent der Mütter mit zwei Kindern Arbeitslosengeld II, sind es bereits elf Prozent der Mütter mit drei Kindern und 22 Prozent der Mütter mit vier Kindern. Längsschnittdaten weisen zudem darauf hin, dass kinderreiche Familien vergleichsweise lange auf sozialstaatliche Hilfen angewiesen sind (Fischer 2000: 13).

Neben der sozialstaatlichen Abhängigkeit führt ein zweiter Weg in den Kinderreichtum: das klassische „male breadwinner model“. Dies lässt sich an den Zahlen zur Finanzierung des Lebensunterhalts ablesen:

Tabelle 5: Mütter nach Kinderzahl und überwiegendem Lebensunterhalt (in %)



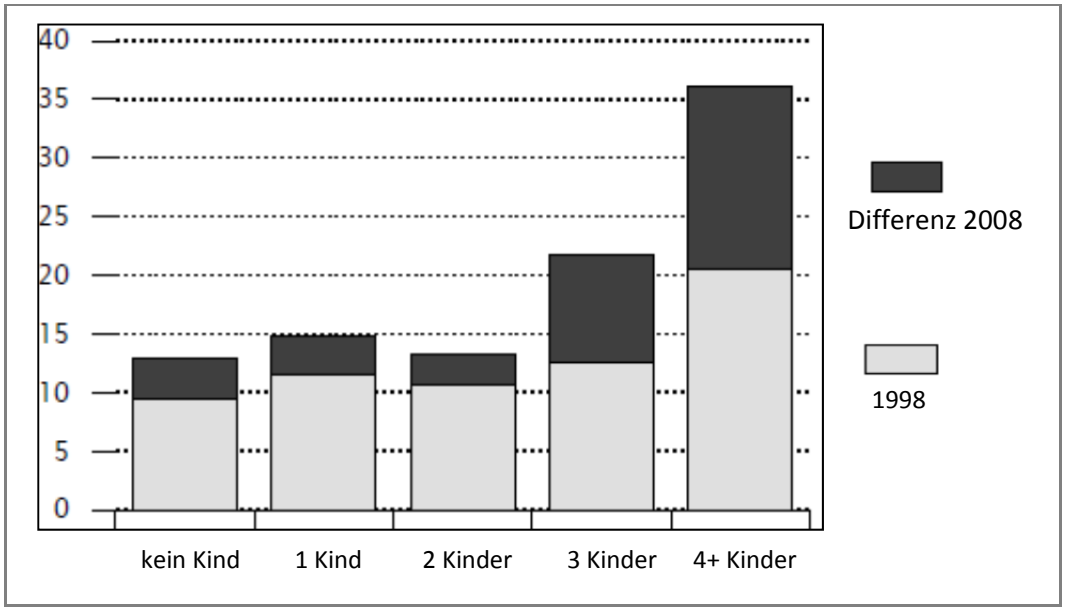
Mikrozensus 2008, eigene Berechnungen. Rundungsdifferenzen. N=34.400

Die eigene Erwerbstätigkeit als Einkommensquelle verliert mit steigender Kinderzahl an Bedeutung, hingegen werden Einkünfte von Angehörigen und sozialstaatliche Transfers wichtiger. Während 71 Prozent der Mütter mit einem Kind ihren Lebensunterhalt aus eigener Erwerbstätigkeit bestreiten, sind es 60 Prozent Mutter mit zwei Kindern, 48 Prozent mit drei Kindern und nur 35 Prozent mit vier und mehr Kindern. Für kinderreiche Mütter scheint sich der Konflikt zwischen Familie und Erwerbstätigkeit besonders deutlich zu stellen. Dieses Ergebnis stützen Bujard et al. (2012: 27), die ermitteln, dass nur in acht Prozent der kinderreichen Familien beide Partner vollzeiterwerbstätig sind.

Die wohlfahrtsstaatliche Abhängigkeit großer Familien geht in der Regel einher mit prekären ökonomischen Verhältnissen und hohen Armutsrisiken (Rupp/Bierschock 2005; Eggen/Rupp 2006; BMFSFJ 2007; Seiterich 2007). Bei drei und mehr Kindern fallen monatlich immense Kosten an, die Normalverdienerfamilien nur schwer decken können (Klocke/Hurrelmann 1998: 13). Dies spiegelt sich auch in den Zahlen zum Armutsrisiko nach Kinderzahl wider[11]:

[11] Diese Zahlen zum Armutsrisiko sind der Publikation „Weiterhin hohes Armutsrisiko in Deutschland: Kinder und junge Erwachsene sind besonders betroffen“ (Grabka/Frick 2011) entnommen, die auf Daten des Sozio-oekonomischen Panels (SOEP) beruhen. In der Analyse sind Personen mit Migrationshintergrund enthalten.

Abbildung 1: Armutsrisiko nach der Zahl der Kinder im Haushalt (in %; 1998 und 2008)



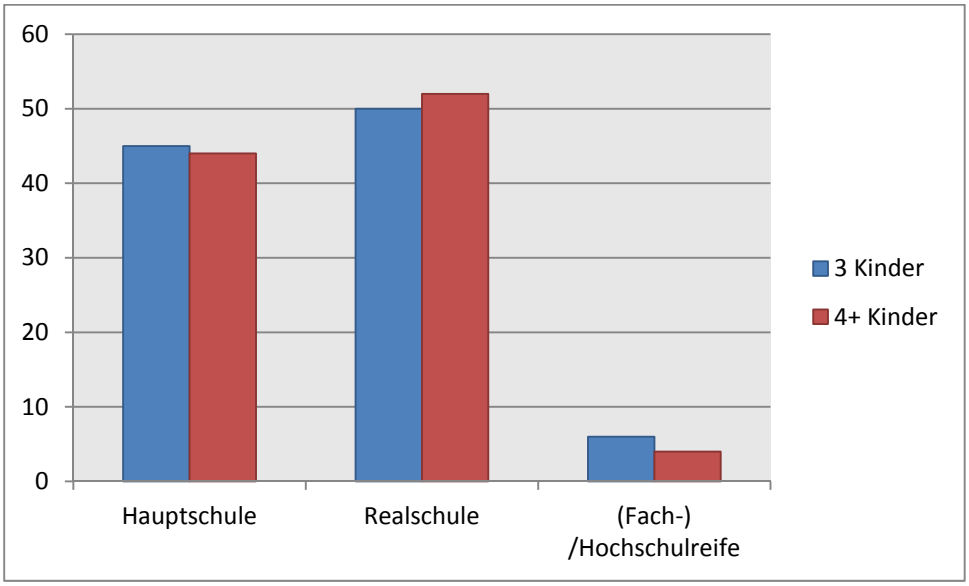
Quelle: (Grabka/Frick 2011)

Das Armutsrisiko steigt ab dem dritten Kind signifikant an. Hier gelten 22 Prozent als arm, das ist etwas mehr als jede fünfte Familie. Ab dem vierten Kind verschlechtert sich die Lage dramatisch, hier sind bereits 36 Prozent – also mehr als jede dritte Familie – von Armut betroffen (Grabka/Frick 2011: 7). Alleinerziehende haben generell deutlich höhere Armutsrisiken als Paarfamilien; dieser Zusammenhang verstärkt sich mit ansteigender Kinderzahl (vgl. auch Statistisches Bundesamt 2008a). In der Abbildung wird außerdem deutlich, dass der Trend nicht auf eine Angleichung des Armutsrisikos nach Kinderzahlen hindeutet, denn die Differenz zwischen von Armut betroffenen großen Familien und Familien mit höchstens zwei Kindern hat sich im Zeitraum zwischen 1998 und 2008 deutlich vergrößert[12]. Auch wenn Armut nicht nur über das Einkommen, sondern umfassender über die Lebenslage gemessen wird, schneiden Mehrkindfamilien schlecht ab. Laut Hanesch et al. (1994: 178f.) sind sie die Gruppe, die in Deutschland am stärksten von kumulierter Unterversorgung in den Bereichen Einkommen, Arbeit, Wohnen, Bildung und Gesundheit betroffen ist.

Mütter mit vielen Kindern sind häufig sozial benachteiligt: Im Vergleich zu Müttern mit weniger Kindern erzielen sie niedrigere Schul- und Berufsabschlüsse, beziehen öfter sozialstaatliche Transfers und weisen ein höheres Armutsrisiko auf. Dass Mütter mit mindestens drei Kindern niedrigere Schulabschlüsse erwerben, verstärkt sich bei denjenigen, die Hartz IV beziehen:

[12] In der ehemaligen DDR wiesen kinderreiche Familien ein geringes Armutsrisiko auf, da eine Vielzahl politischer Maßnahmen darauf abzielte, dass die Geburt von Kindern zu einer Erhöhung des Haushaltseinkommens führte. Auf der einen Seite wurden monetäre Leistungen gewährt (z.B. Subventionen für Nahrung und Kleidung), auf der anderen Seite ermöglichte die flächendeckende Verbreitung von öffentlicher Betreuung es, dass auch Mütter mit kleinen Kindern einer Erwerbstätigkeit nachgehen konnten (Olk/Rentzsch 1998: 90).

Tabelle 6: Kinderreiche Mütter im Hartz-IV-Bezug nach höchstem Schulabschluss (in %)



Mikrozensus 2008, eigene Berechnungen. Rundungsdifferenzen. N=503

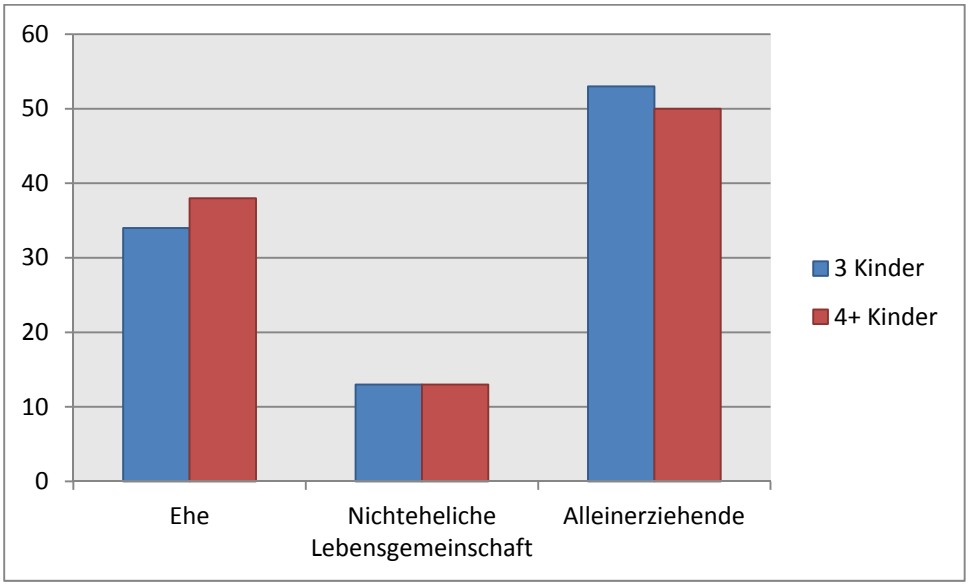
45 Prozent der Mütter mit drei Kindern und 44 Prozent der Mütter mit vier Kindern haben nur einen Hauptschulabschluss. Auch der Anteil derjenigen, die keinen Schulabschluss aufweisen, steigt an (siehe Anhang 9.1, Tabelle 18). Das Niveau der Bildungsabschlüsse sinkt demnach weiter ab, wenn Mütter nicht nur viele Kinder haben, sondern zusätzlich in sozialstaatlicher Abhängigkeit leben. Dies sollte jedoch nicht verallgemeinert werden; immerhin jede zweite Mutter einer großen Familie im Hartz-IV-Bezug hat einen Realschulabschluss. Relativ selten verbreitet sind höhere Schulabschlüsse – nur sechs Prozent der Mütter mit drei und vier Prozent der Mütter mit vier und mehr Kindern erreichen die Fachhochschulreife oder das Abitur.

Daten über die Verbreitung beruflicher Abschlüsse unter kinderreichen Hartz-IV-Empfängerinnen weisen in die gleiche Richtung – etwa die Hälfte der Mütter mit drei und vier Kindern hat keine Berufsausbildung abgeschlossen (siehe Anhang 9.1, Tabelle 19).

Hinzu kommt, dass kinderreiche Mütter im Hartz-IV Bezug überdurchschnittlich oft in instabilen Partnerschaften leben[13].

[13] Als stabile oder verbindliche Partnerschaft gilt in dieser Arbeit die Ehe. Nichteheliche Lebensgemeinschaften haben aufgrund des geringeren Institutionalisierungsgrades im Vergleich zu Ehen eine geringere Stabilität (vgl. dazu noch Kapitel 3.1).

Tabelle 7: Kinderreiche Mütter im Hartz-IV-Bezug nach Lebensform (in %)



Mikrozensus 2008, eigene Berechnungen. Rundungsdifferenzen. N=539

Kinderreiche Mütter, die kein Hartz IV beziehen, leben überwiegend in einer stabilen Partnerschaft (siehe Anhang 9.1, Tabelle 20). Frauen, die sowohl kinderreich sind als auch Hartz IV leben, sind hingegen seltener verheiratet, leben öfter in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft und sind deutlich öfter alleinerziehend. Während nur noch ein gutes Drittel verheiratet ist, gilt mehr als jede zweite Mutter als alleinerziehend. Etwas mehr als jede Zehnte lebt in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft. Konietzka/Kreyenfeld (2005) ermitteln, dass Frauen mit niedrigen Bildungsabschlüssen generell ein höheres Risiko aufweisen, alleinerziehend zu sein.

Zusammengefasst zeigt sich, dass erstens ein vergleichsweise hoher Anteil der Mütter kinderreicher Familien von sozialstaatlichen Transfers lebt – und sich damit in ökonomisch unsicheren Verhältnissen befindet und dass zweitens diejenigen, die durch fehlende Integration in den Arbeitsmarkt in ökonomisch unsicheren Verhältnissen leben, außerdem überdurchschnittlich oft mit Unsicherheiten in einem zweiten Lebensbereich konfrontiert sind: dem partnerschaftlichen Zusammenleben.

Empirische Erkenntnisse über kindereiche Mütter in sozialstaatlicher Abhängigkeit sind besonders für die ungleichheitssoziologische Forschung von Bedeutung, denn Kinderreichtum in doppelt unsicheren Verhältnissen resultiert zwangsläufig in Armut. Armut wiederum schränkt die gesellschaftliche Teilhabe ein – und zwar nicht nur die der Mütter, sondern auch die der Kinder. Dies ist nicht zuletzt vor dem Hintergrund der Debatte um die „Infantilisierung der Armut“ bedeutsam. Der Begriff wurde Ende der 1980er Jahre von Hauser (1989: 126) geprägt. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zeichnete sich ein Wandel der Armutsrisikogruppen ab: während Altersar-

mut zurückging, erhöhte sich das Armutsrisiko von Familien (Zimmermann 2001: 43). Aktuelle Untersuchungen zur Verteilung von Armut zeigen nach wie vor an, dass Familien – besonders kinderreiche und alleinerziehende Haushalte – ein erhöhtes Armutsrisiko aufweisen (Zimmermann 2001: 43; Boeckh 2012: 330) und Kinder deshalb besonders oft arm sind (Bundesministerium für Arbeit und Soziales 2013: 110). Nauck stellt ebenfalls fest, dass Kinder aus Mehrkindfamilien mit kumulativen Risiken aufwachsen: „Die höheren Kinderzahlen fallen mit (durch die Berufszugehörigkeit indizierten) unterdurchschnittlichen Einkommen zusammen und werden überdurchschnittlich häufig von familiären Reorganisationsprozessen begleitet“ (1995: 155).

Aus der Forschung ist bekannt, dass elterliche Ressourcen die Zukunftschancen der Kinder bereits im frühen Kindheitsalter bestimmen (Szydlik 2007). In Armut aufzuwachsen erhöht das Risiko, materiell, sozial, gesundheitlich und kulturell benachteiligt zu sein (u.a. Holz 2011; Laubstein et al. 2012) und wirkt sich entsprechend negativ auf Bildungs- und Entwicklungschancen aus (Chassé 2010). Ähnlich bestätigen Engels/Thielebein (2011: 49), dass Kinder aus benachteiligten Bevölkerungsschichten schlechteren Zugang zu Kultur-, Freizeit- und Bildungsangeboten haben. Wer in Armut aufwächst, hat demnach ein höheres Risiko, später selbst von Armut betroffen zu sein. Unklar ist, wie lange die Phase der Armut in der Kindheit sein muss, um ein erhöhtes Armutsrisiko im Erwachsenenalter zu bedingen. In einigen Fällen scheinen schon kurzfristige Armutserfahrungen folgenreich zu sein, während in anderen Fällen auch langfristige Armutserfahrungen im weiteren biographischen Verlauf keine Rolle mehr spielen[14]. Generell korrelieren jedoch sowohl frühe Armutserfahrungen in der Kindheit als auch dauerhafte Armutserfahrungen mit einer Verschlechterung der Lebenssituation im Erwachsenenalter (Holz 2011: 7).

[14] Für eine Zusammenfassung der Forschungsergebnisse vgl. Buhr (1995), S. 91ff.

2 Theorie

Im folgenden Kapitel werden zunächst Theorien zum Geburtenverhalten diskutiert, wobei abgestimmt auf das Forschungsinteresse dieser Arbeit – nämlich Geburtenverhalten unter Unsicherheit – aus der Vielzahl der theoretischen Ansätze insbesondere die ökonomische Fertilitätstheorie von Becker, Value-of-Children-Theorien und die biographische Theorie der Fertilität von Birg herausgegriffen werden (Kap 2.1).[15] Anschließend wird die Leittheorie der Arbeit, Axel Honneths Anerkennungstheorie (1992), vorgestellt (Kap 2.2.).

2.1 Theorien Geburtenverhalten

Theorien des generativen Verhaltens sind in unterschiedlichen Disziplinen angesiedelt. Es lassen sich biologische, bevölkerungswissenschaftliche, ökonomische, soziologische, sozialpsychologische und psychologische Erklärungen abgrenzen, die sich inhaltlich teilweise überschneiden. Sie unterscheiden sie sich hinsichtlich der Frage, ob sie die beeinflussenden Faktoren auf der Mikro-, der Meso- oder der Makroebene ansiedeln.

Ökonomische Theorien

Traditionell betrachten Fertilitätstheorien die Entscheidung für oder gegen Kinder im Kontext wirtschaftlicher Bedingungen. Malthus stellte bereits im 18. Jahrhundert fest, dass ökonomische Notsituationen dazu führen können, dass Geburten eingeschränkt werden (Kreyenfeld 2008: 233)[16]. Allerdings fiel der mit der Industrialisierung einsetzende zunehmende Wohlstand zeitlich mit einem Rückgang der Geburtenzahlen („Erster demographischer Übergang“)[17] zusammen, was Malthus´ These in Frage stellte (Hill/Kopp 2004: 190). Als erklärende Faktoren für diesen ersten Geburtenrückgang werden in der Literatur eine veränderte Kosten-Nutzen-Relation von Kindern, Wertewandel und verbesserte Möglichkeiten der Verhütungskontrolle diskutiert (Kreyenfeld 2008). Brentano (1909) schrieb der „Konkurrenz der Genüsse“ einen bedeutenden Einfluss zu, denn zunehmender Wohlstand führte zu neuen Konsumangeboten und neuen Wahlmöglichkeiten, die eine Alternative zu Kindern darstellten.

Später entwickelte mikroökonomische Ansätze erklären Kinderentscheidungen mit dem zu erwartenden Kosten-Nutzen-Verhältnis. Eine wesentliche Determinante stellt das Einkommen dar –

[15] Ausführliche Abhandlungen weiterer Theorieansätze finden sich u.a. bei Fux (1994), Höpflinger (1997), Herter-Eschweiler (1998), Hill/Kopp (2004), Huinink/Konietzka (2007) und Erhardt et al. (2012)

[16] Prinzipiell unterstellt Malthus, dass Wohlstand und Geburtenzahlen positiv korrelieren. Nahrungsmittelangebot und Geburten werden durch Hungernöte, Kriege etc. in einen Gleichgewichtszustand gebracht (Kreyenfeld 2008: 233f.).

[17] Die These des ersten demographischen Übergangs basiert auf der Annahme, dass Geburten- und Sterbeziffern in einem Zusammenhang stehen. Für eine ausführlichere Diskussion vgl. u.a. Hirschman (1994).

grundsätzlich wird bei einer Entscheidung abgeschätzt, was durch die Geburt eines Kindes verloren geht. Leibenstein (1957) stellt den psychischen Nutzen und finanzielle Aufwendungen einschließlich der psychischen Kosten einander gegenüber. Übersteigen die positiven Aspekte die negativen, so könne aus theoretischer Perspektive angenommen werden, dass ein (weiteres) Kind geboren wird (ebd.: 159). Weiter behauptet er, dass die Kosten für Kinder mit steigendem Wohlstand zunehmen, wohingegen deren Einkommens- und Versicherungsnutzen abnimmt. Entsprechend reduzieren sich Geburtenzahlen bei wirtschaftlicher Prosperität (ebd.: 162).

Unter den ökonomischen Ansätzen setzte sich letztlich Gary Beckers familienökonomische Theorie durch, die er erstmalig Anfang der 1960er Jahre formulierte. Becker betrachtet Kinder als langfristige Konsumgüter, die einerseits Nutzen stiften und andererseits Kosten generieren. Nutzen bezieht sich auf monetäres Einkommen, aber auch auf „psychisches" Einkommen wie das Wohlbefinden: „Für die meisten Eltern sind Kinder eine Quelle psychischen Einkommens oder psychischer Befriedigung und sie betrachten Kinder, in der Terminologie der Ökonomie, als Konsumgüter" (Becker 1993: 189). Der relative Nutzen, der aus Elternschaft resultiert, hängt dabei von individuellen Präferenzen und Vorlieben ab. Gleichzeitig verursachen Kinder Kosten, die in Abhängigkeit der von den Eltern gewünschten „Qualität" ihrer Kinder differieren. Je höher die monetären Aufwendungen für ein Kind sind, desto höher dessen Qualität: „Ich werde teurere Kinder als Kinder `höherer Qualität´ bezeichnen, in der gleichen Weise wie Cadillacs Wagen von höherer Qualität sind als Chevrolets" (ebd.: 190). Becker räumt jedoch ein, dass „höhere Qualität" nicht moralisch besser meint (ebd.).

Theoretisch nimmt Becker an, dass eine Erhöhung des Markeinkommens der Eltern zu einer Erhöhung der Kinderzahl führt („Einkommenseffekt"). Dieser Effekt kann jedoch vom Substitutionseffekt kompensiert werden, denn eine Erhöhung des Markteinkommens führt gleichermaßen dazu, dass Eltern höhere finanzielle Aufwendungen für ihre Kinder vornehmen wollen – diesen Wunsch nach Steigerung der „Qualität" der Kinder unterstellt er insbesondere Eltern mit hohen Bildungsabschlüssen. Die hohen Kosten führen entsprechend der ökonomischen Theorie zu einer sinkenden „Nachfrage" nach Kindern.

Hinzu kommt, dass mit Kindern Opportunitätskosten verbunden sind: Die Zeit, die für die Kindererziehung aufgewendet wird, könnte bei alternativer Verwendung Markteinkommen generieren. Für berufstätige Frauen steigen mit einer höheren beruflichen Stellung auch die Opportunitätskosten. Becker spricht hier vom „Schatten"-Preis für Kinder, der die Nachfrage senkt. Zusammengefasst lautet das Kernargument des ökonomischen Ansatzes, dass Menschen sich nutzenmaximierend verhalten und Geburtenentscheidungen bewusst vor dem Hintergrund der damit verbundenen Kosten, des Nutzens und (stabiler) Präferenzen treffen:

„Alles menschliche Verhalten kann vielmehr so betrachtet werden, als habe man es mit Akteuren zu tun, die ihren Nutzen, bezogen auf ein stabiles Präferenzsystem, maximieren und sich in verschiedenen Märkten eine optimale Ausstattung an Information und anderen Faktoren schaffen“ (1993: 15).

Wenngleich Becker in seiner Theorie nicht explizit auf die Auswirkungen ökonomischer Unsicherheit – beispielsweise Arbeitslosigkeit – eingeht, lassen sich seine Ausführungen dahingehend interpretieren, dass sie langfristige Festlegungen wie die Entscheidung für ein Kind drosseln. Gleichzeitig können wohlfahrtsstaatliche Leistungen, die das elterliche Einkommen erhöhen, als Anreiz für Elternschaft gedeutet werden.

Ökonomische Ansätze wie der Beckers sind vielfach kritisiert worden. Angezweifelt wird insbesondere, dass Geburten eine Folge bewusster Entscheidungen sind, da hierbei irrationale und emotionale Aspekte sowie der biographische und soziale Kontext unberücksichtigt blieben (z.B. Burkart 1994: 76). Zudem sei die Beschreibung der psychischen Nutzenfaktoren unspezifisch – der Hinweis der Rational-Choice-Befürworter, dass alle nichtökonomischen Einflüsse auf Entscheidungen als „Nutzen Mehrung“ in die Modelle eingeführt werden können, führe zu einem inhaltsleeren Nutzenbegriff, der auf Zweckrationalität reduziert sei (ebd.: 74). Ähnlich verweist Etzioni darauf, dass das Nutzenkonzept tautologisch und unproduktiv sei (1994: 176), da nicht-rationale Handlungsmomente durch die Einführung neuer Nutzenkategorien, die vermeintlich rational seien, verschleiert würden und zudem das Hauptargument der neoklassischen Ökonomie untergraben werde (1996: 65ff.)

Soziologische und sozialpsychologische Theorien

Konträr zu den ökonomischen Theorien wurden soziologische Ansätze entwickelt, die kulturelle Aspekte berücksichtigen und Geburtenverhalten unter Rückgriff auf sich wandelnde Werte und Einstellungen erklären. Ausgangspunkt war der seit den 1960er Jahren einsetzende demographische Wandel, der in der Literatur als „Zweiter demographischer Übergang“ beschrieben wird. Ähnlich wie die Postmaterialisten vertreten etwa Van de Kaa (1987) und Lestaeghe (2011) die Auffassung, dass individualistische Einstellungen und Werte wie Selbstentfaltungs- und Emanzipationswünsche zu neuen familialen Präferenzen geführt haben.

In der sozialpsychologischen Forschung wurden theoretische Ansätze entwickelt, die im Gegensatz zu den ökonomischen Ansätzen stärker darauf abzielen, die psycho-sozialen Determinanten des Geburtenverhaltens herauszuarbeiten (Huinink/Konietzka 2007: 153). Prominent ist der Value of Children-Ansatz (VOC-Ansatz), dessen erste Version von Hoffman/Hoffman (1973) entwickelt wurde. Kernargument ist die Vermutung, dass der Wert von Kindern sich anhand der Bedürfnisse

bestimmen lässt, die durch Elternschaft erfüllt werden. Die Autoren unterscheiden neun Wertekategorien, die Einfluss auf die Entstehung von Kinderwünschen haben (1973: 46ff.):

1) Erwachsenenstatus und soziale Identität
2) Unsterblichkeit
3) Moralische, religiöse oder soziale Wertvorstellungen
4) Primärbindungen und Zugehörigkeit
5) Stimulation, Abwechslung und Freude
6) Kreativität, Leistung und Kompetenz
7) Macht, Einfluss und Selbstwirksamkeit
8) Sozialer Vergleich und Wettbewerb
9) Ökonomischer Nutzen

Während die ersten acht Kategorien sich auf den psychischen und sozialen Nutzen von Kindern beziehen, spricht die letzte erneut ökonomische Vorteile an, die aus Elternschaft erwachsen. Letztlich gehen VOC-Theorien wie auch ökonomische Theorien davon aus, dass Kinder auf rationalen Entscheidungen basieren, die den individuellen Nutzen potentieller Eltern maximieren sollen. Anders als beim ökonomischen Ansatz liegt der Schwerpunkt jedoch stärker auf den nichtökonomischen Nutzenfaktoren. Hoffman/Hoffman gehen davon aus, dass die Werte historisch variabel sind und sich je nach Stellung im sozialen Gefüge unterschiedlich darstellen. Neben dem Nutzen von Kindern sind außerdem vier weitere Faktoren für Geburtenentscheidungen relevant: Erstens können alternative Quellen interferieren, aus denen Nutzen abgeleitet werden kann, zweitens haben die Kosten von Kindern einen Einfluss auf Kinderwünsche. Drittens werden Geburtenentscheidungen von positiven Rahmenbedingungen, wie etwa der Wohnsituation, begünstigt, wohingegen sie viertens von negativen Rahmenbedingungen behindert werden. Je nach Gewichtung des Wertes von Kindern und der zusätzlichen Faktoren erfolgt – in Abhängigkeit des historischen Kontextes und der individuellen sozioökonomischen Lage – die Entscheidung für oder gegen Kinder.

Nauck (2001) reduziert das Schema von Hoffman/Hoffman in seiner VOC-Theorie auf vier Funktionskategorien. Er unterscheidet den Arbeits- und Einkommensnutzen, den Versicherungsnutzen, den Statusnutzen und den emotionalen Nutzen. Auch Naucks Ansatz ist klar von Rational-Choice-Einflüssen geprägt: Kinder sind demnach „Zwischengüter“ (ebd.: 413), die dazu beitragen, die Grundbedürfnisse potentieller Eltern zu befriedigen. Als Grundbedürfnisse definiert er unter Berufung auf Adam Smith erstens soziale Anerkennung und zweitens physisches Wohlbefinden. Während der Arbeits- und der Versicherungsnutzen von Kindern das physische Wohlbefinden optimiert, steigern Statusgewinn und emotionaler Nutzen die soziale Anerkennung (ebd.: 415). Kinderreichtum wird nach Nauck dann angestrebt, wenn der Arbeits- und Versicherungsnutzen von Kindern hoch bewertet wird – hier ist an vorindustrielle historische Kontexte zu denken, in denen

Kinder als Arbeitskräfte an der Haushaltsproduktion beteiligt waren. Anerkennung entstehe durch Kinderreichtum nicht zwangsläufig, Nauck vermutet, „dass sich die soziale Anerkennung durch den `Besitz´ von Kindern in solchen sozialen Kontexten steigern lässt, in denen dieses ohnehin eine effiziente Strategie zur Steigerung des physischen Wohlbefindens darstellt“ (ebd.: 418). Soziale Bindungen ließen sich hingegen durch eine hohe Kinderzahl nicht potenzieren, da bereits bei niedrigen Kinderzahlen diesbezüglich ein Sättigungspunkt erreicht sei. Gleiches gelte für den emotionalen Nutzen, der ebenfalls nicht wie der Arbeits- und Versicherungsnutzen kumuliere: „Ein oder zwei Kinder können genauso viel psychische Befriedigung schaffen wie vier oder mehr Kinder“ (ebd.: 418f.). Hinzu käme, dass bei hohen Kinderzahlen die absoluten ökonomischen und psychischen Kosten stiegen, weshalb Kinderreichtum keine nutzenmaximierende Handlungsstrategie sei.

Friedman et al. (1994) gehen in ihrem VOC-Ansatz davon aus, dass rationale Akteure Unsicherheit reduzieren wollen. Nach dieser Lesart können sich ökonomische und private Unsicherheiten positiv auf Geburtenentscheidungen auswirken: Denn um Unsicherheiten zu kompensieren, würden langfristige Festlegungen in anderen Lebensbereichen getroffen – nämlich: Kinder geboren. Familiengründungen seien insbesondere für diejenigen Bevölkerungsgruppen eine rationale Handlungsstrategie, die über keine alternativen Möglichkeiten verfügen, Sicherheit zu generieren:

> “We argue that the impetus for parenthood is greatest among those whose alternative pathways for reducing uncertainty are limited or blocked. We claim, for instance, that the impetus to have children among poor African-American or other minority young women derives largely from their inability to use stable careers or marriage as uncertainty-reducing strategies. Having a child changes life from uncertain to relatively certain […]” (ebd.: 383).

Elternschaft wird von Friedman et al. demnach als Möglichkeit gesehen, einen langfristigen Lebensplan zu entwerfen und somit Unsicherheiten hinsichtlich zukünftiger Entwicklungen zu strukturieren.

Biographische Theorie der Fertilität

Noch stärker auf die Lebenslaufperspektive eingehend, entwickeln Birg et al. (1991; auch Birg 1992) eine biographische Theorie generativen Verhaltens. Der Lebenslauf von Individuen setzt sich demnach aus zwei zentralen Grundbausteinen zusammen: den biographischen Elementen und den Sequenzen. Biographische Elemente sind bestimmte Abschnitte im Lebenslauf, wie etwa die Ausbildungszeit, und Ereignisse, wie z.B. die Heirat und die Geburt eines Kindes. Die biographische Sequenz beschreibt die Reihenfolge, in der sich die biographischen Elemente aneinanderreihen. Für jedes Individuum sind unterschiedliche Anordnungen der beiden Grundbausteine vorstellbar:

„Fassen wir das Leben eines Menschen als eine auf bestimmte Weise zustande gekommene zeitliche Abfolge von Etappen, Zuständen, Phasen, Stadien, Situationen und Ereignissen auf, so lassen sich diese verschiedenen Elemente als Grundbausteine interpretieren, die gedanklich zu alternativen Sequenzen gereiht werden können. Jeder Sequenz entspricht ein bestimmter vorgestellter Lebenslauf, so wie sich aus der Reihung von Buchstaben bestimmte Wörter […] bilden lassen" (Birg et al. 1991: 7).

Die Biographie, die sich aus der Zusammensetzung der Elemente und der Sequenzen ergibt, hat drei Bedeutungsgehalte. Erstens umfasst sie die „der Innenwelt zugehörige Erlebnisgeschichte", die von außen nicht beobachtbar ist. Zweitens die empirisch beschreibbare „äußere Lebensgeschichte" (ebd.: 12) und drittens die „Möglichkeitsgeschichte", die alle potentiellen Entwicklungswege umfasst – bei der letzten Dimension handelt es sich um die Summe der vorstellbaren, aber nicht realisierten Optionen, die Autoren sprechen auch von der „virtuellen Biographie" oder dem „Universum von alternativen Lebensoptionen" (ebd.: 14). Die virtuelle Lebensbiographie wird von jedem Lebensereignis beeinträchtigt, da daraus zukünftige Entwicklungsmöglichkeiten determiniert beziehungsweise eingeschränkt werden.

Wenn bestimmte biographische Entscheidungen getroffen werden, gehen dadurch immer anderweitige biographische Möglichkeiten verloren – Birg spricht hier von biographischen Opportunitätskosten. Diese Opportunitätskosten sind bei der Entscheidung für eine Elternschaft besonders hoch, weil „es wenige Festlegungen im Leben eines Menschen gibt, die eine so gravierende Reduktion von sonst möglichen Lebenslauf-Alternativen nach sich ziehen wie die Gründung einer Familie […]" (ebd.: 13). Insbesondere dann, wenn die Geburt eines Kindes früh im Lebenslauf stattfindet, wirkt sich dies auf spätere berufliche Möglichkeiten aus – die Entscheidung für ein Kind wird dann „mit einem Verzicht auf eine Berufsausbildung bzw. eine berufliche Karriere erkauft […]" (ebd.: 49). Ähnlich argumentiert die Theorie der Rolleninkompatibilität (Lehrer/Nerlove 1986; Stycos/Weller 1967), nach der Frauen im gebärfähigen Alter dem Dilemma ausgeliefert sind, entweder ihr Geburtenverhalten oder ihre Arbeitsmarktpartizipation einzuschränken und unterzuordnen[18].

Sowohl ökonomische Theorien als auch VOC-Theorien zum Geburtenverhalten beruhen auf der Annahme, dass Geburten die Folge einer bewussten, nutzenmaximierenden Entscheidung sind, bei der materielle, psychische oder soziale Kosten und Nutzen gegeneinander abgewogen werden. Diese Form der rationalen Entscheidung findet sich laut der Theorien empirisch in allen Be-

[18] Die These ist umstritten und steht im Widerspruch zu länderspezifischen Fallbeispielen, in denen Berufstätigkeit und Mutterschaft keinen Widerspruch darstellen. Streeck (2009b: 24) verweist auf Forschungsergebnisse, die zeigen, dass Frauenerwerbstätigkeit und Fertilität in den 1970er-Jahren in den OECD-Ländern noch negativ korreliert waren, wohingegen der Korrelationskoeffizient Mitte der 1990er-Jahre bereits positiv war. Allerdings vermutet er, dass der positive Zusammenhang auch auf eine abnehmende Geburtenrate in Ländern mit niedriger Frauenerwerbstätigkeit zurückgeführt werden könnte. Andere Studien stellen erstens in Frage, ob der auf der Makroebene vorhandene Effekt auf die Mikroebene übertragbar ist und ob es sich bei den positiven Zusammenhängen überhaupt um Kausalitäten handelt (Brewster 2000; Schröder 2006).

völkerungsgruppen gleichermaßen wieder. Auch in der biographischen Fertilitätstheorie wird rationales Entscheidungsverhalten unterstellt, allerdings darauf hingewiesen, dass die Entscheidungsmöglichkeiten durch die eingeschlagenen biographischen Wege begrenzt werden.

2.2 Honneths Anerkennungstheorie

Laut Honneth (1992) ist der Kampf um Anerkennung die Grundlage gesellschaftlicher Entwicklungen. In Anlehnung an Meads sozialpsychologische Überlegungen und Hegels Theorie des Kampfes um Anerkennung versucht er „Prozesse des gesellschaftlichen Wandels mit Bezugnahme auf die normativen Ansprüche zu erklären, die in der Beziehung wechselseitiger Anerkennung strukturell angelegt sind“ (ebd.: 148). Jeder Mensch, so die anthropologische Annahme (Sutterlüty 2002: 147), ist auf die Anerkennung von gleichermaßen anerkannten Interaktionspartnern angewiesen – Anerkennung ist ein zentrales Grundbedürfnis der menschlichen Natur. In den Worten Honneths entsteht das Anerkennungsbedürfnis, weil „die Subjekte zu einem praktischen Selbstverhältnis nur gelangen können, wenn sie sich aus der normativen Perspektive ihrer Interaktionspartner als deren soziale Adressaten zu begreifen lernen“ (ebd.: 148). Anerkennung ist die zentrale Voraussetzung für ein positives Selbstverhältnis.

Auf welche Weise intersubjektive Anerkennungsprozesse ablaufen, lässt sich nicht aus anthropologischen Persönlichkeitstheorien ableiten, sondern ist institutionell bedingt (2003: 162f.). Institutionen werden als „ausdifferenzierte, um Normen der reziproken Achtung kristallisierte Handlungssphären“ (2011b: 37) verstanden, in deren Rahmen die Gesellschaftsmitglieder Pflichten nachkommen, durch die sie sich soziale Anerkennung erhoffen. Die sphärenspezifischen Pflichten oder Normen und Werte, wie Honneth sie auch bezeichnet, kommen „moralischen Integrationsquellen“ (ebd.) gleich, die die Regeln beschreiben, unter denen die Gesellschaftsmitglieder sich wechselseitig anerkennen können. Individuen halten die vorgegebenen sozialen Verantwortlichkeiten und Pflichten ein, weil sie sich dadurch die Befriedigung ihrer Selbstachtung erhoffen.

Honneth unterscheidet drei Anerkennungssphären, die er in seinem ursprünglichen Entwurf als die Sphäre der Liebe oder der Primärbeziehungen, die Sphäre des Rechts und die Sphäre der Solidarität bezeichnet. In späteren Fassungen tritt die Sphäre der Wirtschaft bzw. der Leistung (z.B. 2003; 2011b) an die Stelle der Sphäre der Solidarität. Die drei Sphären unterscheiden sich erstens hinsichtlich der Art der Selbstbeziehung, die den Individuen bei gelingender, reziproker Anerkennung zukommt, und zweitens hinsichtlich des moralischen Entwicklungspotentials, das ihnen innewohnt. Zu einer intakten Identität finden Individuen dann, wenn sie in den jeweiligen Sphären durch reziproke Anerkennung zu Selbstvertrauen (Liebe), Selbstachtung (Recht) und Selbstschätzung (Wirtschaft) gelangen. Weil erst der kumulative Erwerb der drei Formen des Selbstbezugs

die sozialen Bedingungen schafft, „unter denen menschliche Subjekte zu einer positiven Einstellung gegenüber sich selbst gelangen können“, spricht Honneth von einem Stufenmodell der Anerkennung (1992: 271).

Im Folgenden wird auf die drei Sphären näher eingegangen, wobei die Sphäre der Liebe und die Sphäre der Leistung, die für das Geburtenverhalten kinderreicher Mütter in unsicheren Verhältnissen von zentraler Bedeutung sind, detaillierter als die Sphäre des Rechts dargestellt werden.

(1) Die Sphäre der Liebe

Die Sphäre der Liebe umfasst alle Primärbeziehungen, die „aus starken Gefühlsbindungen zwischen wenigen Personen bestehen“ (1992: 153). Konkret sind damit sexuelle Intimbeziehungen, Eltern-Kind-Beziehungen und Freundschaften gemeint. Damit Liebe zu einer Anerkennungssphäre werden konnte, waren zwei historische Entwicklungen notwendig: Zum einen musste sich die Kindheit als eigenständige Lebensphase herausbilden, zum anderen die Zwangsheirat abgeschafft werden, um somit den Weg für die bürgerliche Liebesheirat zu ebnen. Die dadurch entstandenen Beziehungen zeichnen sich durch gegenseitige Zuneigung und Fürsorge aus und berücksichtigten die individuellen Bedürfnisse der Interaktionspartner (Honneth 2003: 164).

Um die Art des Selbstverhältnisses zu beschreiben, zu dem Individuen in der Sphäre der Liebe durch gelingende Anerkennungsprozesse kommen, stellt Honneth Bezüge zur frühkindlichen Sozialisationsforschung her, insbesondere zu Donald W. Winnicots Objektbeziehungstheorie. Laut Winnicot hängt die kindliche Fähigkeit zum Alleinsein davon ab, ob ein elementares Vertrauen in die Dauerhaftigkeit der mütterlichen Zuwendung vorhanden ist. Ein Kind, das sich der mütterlichen Liebe sicher sein kann, auch wenn ihm temporär die Aufmerksamkeit entzogen wird, kann das notwendige Vertrauen entwickeln, das es ihm ermöglicht, mit sich allein zu sein. Honneth entwickelt den Gedanken weiter zu einem anerkennungstheoretischen Konzept der Liebe und vermutet, dass Individuen zu einer bestimmten Form des Selbstverhältnis´ erst dann gelangen, wenn sie sich der Liebe einer als unabhängig empfundenen Person sicher sein können.[19] Voraussetzung ist, dass sie gegenüber dieser Person ebenfalls Zuneigung empfinden. Affektive Primärbeziehungen sind erfolgreich, wenn die „Aufrechterhaltung einer Spannung zwischen symbiotischer Selbstpreisgabe und individueller Selbstbehauptung“ gelingt, anders gesagt, wenn die „prekäre Balance zwischen Selbständigkeit und Bindung“ glückt (1992: 154).

[19] Die Verbindung zur frühkindlichen Bindungstheorie liegt in der Vermutung, dass Liebesbeziehungen vom unbewussten Wunsch getrieben sind, die frühkindliche Phase der symbiotischen Verschmelzung mit der Mutter zu reproduzieren (Honneth 1992: 169). Diese Phase vollzieht sich in den ersten Lebensmonaten und wird durch wechselseitige Grenzziehungen beendet. Für eine ausführliche Darstellung vgl. ebd. S. 157ff.

Starke emotionale Bindungen ermöglichen Menschen wechselseitig, sich „situationsbezogen und selbstvergessen auf sich selber zu beziehen“ (1992: 169). Dies liegt im Vertrauen begründet, dass die eigenen Bedürfnisse vom Gegenüber dauerhaft befriedigt werden, „weil sie für ihn von einzigartigem Wert sind“ (1992: 168). Erfahren Menschen in der Anerkennungssphäre der Liebe Zuwendung, Bindung und Sorge, ist es ihnen möglich, ein stabiles und gesundes Verhältnis zu sich aufzubauen. Honneth nennt das daraus erwachsende Selbstverhältnis „Selbstvertrauen“. Das Selbstvertrauen beschreibt er als Grundschicht einer elementaren Sicherheit, das die psychische Voraussetzung für das Verständnis der eigenen Bedürfnisnatur und die Entwicklung der Selbstachtungsformen darstellt, die in den beiden anderen Anerkennungssphären bezogen werden können. Neben dieser emotionalen Funktion kommt dem Selbstvertrauen außerdem eine sozialisatorische zu: Denn erst das durch reziproke Anerkennung entstehende Selbstvertrauen ermöglicht es dem Einzelnen, autonom am öffentlichen Leben teilzunehmen. Zudem kann der Sphäre der Liebe – Honneth bezieht sich hierbei auf Parsons Überlegungen zur modernen Familie (2011a) – eine ausgleichende Funktion zukommen: Erleiden Individuen Anerkennungsverluste in den anderen gesellschaftlichen Sphären, insbesondere der wirtschaftlichen, „soll ihnen im Nahbereich der Fürsorge- und Zuneigungsbeziehungen eine kompensatorische Form der Anerkennung zukommen können“ (Honneth 2011a: 39). Als Missachtungserfahrung, die im Anschluss an die Diskussion der drei Anerkennungssphären noch genauer dargelegt wird, nennt Honneth in der Sphäre der Liebe körperliche Misshandlung und Vergewaltigung.

Im Gegensatz zu den anderen beiden Anerkennungssphären vermutet Honneth im Kampf um Anerkennung 1992 nicht, dass in der Sphäre der Liebe moralische Konflikte emergent werden können, die soziale Kämpfe auslösen. Diejenigen Konflikte, die sich in der Liebe aus dem Gegensatz von Verschmelzung und Ichabgrenzung ergeben, ließen „sich nicht über den Kreis der Primärbeziehungen verallgemeinern, daß sie jemals zu öffentlichen Belangen werden könnten“ (1992: 260). In einem späteren Entwurf schreibt Honneth Liebesbeziehungen durchaus Kampf- und Konfliktpotential zu. Konflikte seien dadurch charakterisiert, dass „unter Berufung auf die wechselseitig eingestandene Liebe neu entwickelte oder bislang unberücksichtigt gebliebene Bedürfnisse vorgebracht werden, um eine veränderte oder erweiterte Art von Zuwendung einzuklagen […]“ (2003: 170). Damit bezieht Honneth sich beispielsweise darauf, dass Frauen aufgrund ihrer zunehmenden Erwerbsintegration mehr Mitarbeit ihrer Partner bei der Hausarbeit einfordern konnten (2011c: 287) – und löst damit den ursprünglich unterstellten ahistorischen Charakter der Anerkennungssphäre Liebe auf (siehe dazu auch Wimbauer/Henninger/Gottwald 2007: 17).

(2) Die Sphäre des Rechts

Die zweite Stufe der Anerkennung vollzieht sich in der Sphäre des Rechts. Die Grundlagen für Honneths Überlegungen zur rechtlichen Anerkennung finden sich in Hegels Rechtsphilosophie. Wird Individuen in der Sphäre der Liebe aufgrund ihrer Besonderheit, die sie von anderen unterscheidet, Anerkennung gewährt, geht es in der Sphäre des Rechts um allgemeine Eigenschaften, die dazu führen, dass Individuen anerkennungsberechtigt sind. Dieser Gleichheitsanspruch konnte erstmalig mit dem Übergang von der feudalen in die bürgerliche Gesellschaft vollzogen werden: Denn erst als individuelle Rechtsansprüche von sozialen Statuszuschreibungen entkoppelt wurden, standen prinzipiell jedem Gesellschaftsmitglied die Rechte zu, „die ihm zur gleichberechtigten Wahrnehmung seiner staatsbürgerlichen Belange verhelfen“[20] (1992: 187). Ehemals hierarchisch zugestandene Formen der Ehre wurden mit der Transformation demokratisiert. In der modernen Gesellschaft sollen prinzipiell alle Individuen, unabhängig von spezifischen Charakteristika wie Alter, Geschlecht oder ethnischer Zugehörigkeit, die gleichen Rechte besitzen (ebd.: 164). Honneth beschreibt in Anschluss an Marshall drei Gruppen von Rechten, die sich im historischen Verlauf herausgebildet und erweitert haben: die liberalen Freiheitsrechte im 18. Jahrhundert, die politischen Teilnahmerechte im 19. Jahrhundert und schließlich die sozialen Wohlfahrtsrechte im 20. Jahrhundert. Durch die Anerkennung von Rechten wird Individuen der Status autonomer Rechtspersonen verliehen, die über moralische Normen vernünftig entscheiden können: Aufgrund dessen kann der Einzelne sich als moralisch zurechnungsfähige Person wahrnehmen. Den daraus resultierenden positiven Selbstbezug bezeichnet Honneth als „Selbstachtung“. Zusammengefasst führt rechtliche Anerkennung dazu, dass ein Individuum sich als Person begreift, „die mit allen anderen Mitgliedern seines Gemeinwesens die Eigenschaften teilt, die zur Teilnahme an der diskursiven Willensbildung befähigen; und die Möglichkeit, sich in derartiger Weise positiv auf sich selber zu beziehen, können wir `Selbstachtung´ nennen” (ebd.: 195). Das Individuum kann sich selbst achten, weil es durch die Anerkennung von Rechten die Achtung von anderen erfährt.

Missachtungserfahrungen zeigen sich dann, wenn es zu Entrechtung und Ausschluss von allgemeingültigen Ansprüchen kommt, die auf Freiheit und Gleichheit aller Personen abzielen. Konflikte in der Sphäre des Rechts entstehen dann, wenn „Inklusionen verweigert oder Benachteiligungen als solche nicht erkannt werden, also Individuen oder Gruppen der gleiche Zugang zum Rechtssystem nicht eröffnet wird“ (2011a: 39).

[20] Um eine Verwechslung von Ursache und Wirkung zu vermeiden, sei angemerkt, dass Honneth die Bedingung des Übergangs in die bürgerlich-kapitalisitische Gesellschaft in der Ausdifferenzierung der drei Anerkennungsformen sieht (2011a: 41).

(3) Die Sphäre der Leistung

Neben der Anerkennung in den Sphären der Liebe und des Rechts streben Individuen und Gruppen nach Anerkennung in einem dritten Bereich: der Sphäre der Leistung oder der kapitalistischen Wirtschaft. In dieser dritten Sphäre führen gelingende Anerkennungsprozesse zu sozialer Wertschätzung, die es den Subjekten ermöglicht, „sich auf ihre konkreten Eigenschaften und Fähigkeiten positiv zu beziehen“ (1992: 196). Die Anerkennungssphäre der Leistung unterscheidet sich insofern grundlegend von der Anerkennungssphäre des Rechts: Geht es in letztgenannter darum, allgemeine Eigenschaften (das menschliche Vernunftpotential) anzuerkennen, so zielt erstere darauf ab, die besonderen individuellen Merkmale und Talente von Menschen zu honorieren (2011b). Zur differenzierten Bewertung dieser besonderen Eigenschaften bedarf es eines Bewertungssystems, das über den sozialen Wert der einzelnen Leistungen informiert. Dieses Bewertungssystem nennt Honneth das „kulturelle Selbstverständnis einer Gesellschaft“: Es „[…] gibt die Kriterien vor, an denen sich die soziale Wertschätzung von Personen orientiert, weil deren Fähigkeiten intersubjektiv danach beurteilt werden, in welchem Maße sie an der Umsetzung kulturell definierter Werte mitwirken können […]“ (1992: 198). Voraussetzung für reziproke Anerkennungsprozesse stellt damit die Orientierung an gemeinsamen Normen oder ethischen Werten dar, die die Gesellschaftsmitglieder als Angehörige der gleichen Wertegemeinschaft teilen. In kapitalistischen Gesellschaften herrscht das Leistungsprinzip als Anerkennungsnorm vor. Da die Inhalte dessen, was als anerkennungswürdig gilt, prinzipiell wandelbar sind, unterliegt auch der positive Selbstbezug, der in der Wirtschaftssphäre bei gelingender reziproker Anerkennung gewonnen werden kann, historischem Wandel[21]. Erst durch die Herausbildung der bürgerlichen Gesellschaft, als soziales Ansehen nicht mehr der Logik ständischer Zugehörigkeiten folgte, konnten individuelle Leistungen grundlegend für die Gewährung von Anerkennung werden. Im Gegensatz zur Rechtssphäre, in der durch den Übergang zur bürgerlichen Gesellschaft Anerkennung demokratisiert wurde, fand in der Leistungssphäre eine „Meritokratisierung“ statt, „indem jedes Gesellschaftsmitglied zugleich als `Arbeitsbürger´ gemäß seiner Leistung soziale Wertschätzung genießen soll” (2003: 166). Das positive Selbstverhältnis, zu dem Subjekte gelangen, wenn sie für ihre individuellen Leistungen Anerkennung erfahren, bezeichnet Honneth als „Selbstschätzung“, das negative Äquivalent als Beleidigung und Entwürdigung (1992).

Soziale Wertschätzung ist in der dritten Anerkennungssphäre überwiegend an das System der Erwerbsarbeit gekoppelt; d.h. Individuen werden für ihre Leistungen in der Arbeitswelt honoriert.

[21] Wimbauer (2004: 14) kritisiert, dass Honneth die Anerkennungssphären des Rechts und der Leistung als historisch variabel beschreibe, der Anerkennungssphäre der Liebe aber normative Unabänderlichkeit unterstelle. Demgegenüber betont sie, dass auch die semantischen Inhalte von Liebe wandelbar seien, und weist auf den Fortgang zu mehr Egalität und die Entgrenzung von Privatheit und Öffentlichkeit hin. Daran anschließend bemängelt Wimbauer, dass Honneth die Sphäre der Liebe ausschließlich als Privatangelegenheit konstruiere, was im Widerspruch zur feministischen Auffassung stehe, dass das Private öffentliche Angelegenheit sei.

Jenseits dessen wird Anerkennung in geringen Maß auch durch den Bezug wohlfahrtsstaatlicher Leistungen zugestanden: Durch soziale Transfers „wird die Anerkennungssphäre des Leistungsprinzips gewissermaßen sozialstaatlich eingehegt, indem nun ein Minimum an sozialer Wertschätzung und ökonomischer Versorgung von der faktischen Leistung unabhängig gemacht wird und in einen individuellen Rechtsanspruch transformiert wird“ (2003: 176). Honneth beschreibt damit eine Verschränkung zwischen der Sphäre des Rechts, die auf universalistischen Gleichheitsansprüchen basiert, und der Sphäre der Leistung, die individuelle Merkmale honoriert. Durch den Bezug sozialstaatlicher Leistungen werde Individuen in der Sphäre der Wirtschaft ökonomische Sicherheit zugestanden, die von individueller Leistung entkoppelt sei[22].

Wie bereits angeführt, können Individuen erst dann zu einem „praktischen Selbstverhältnis” (1992: 148) und einer „positiven Einstellung gegenüber sich selber” (ebd.: 271) gelangen, wenn Anerkennungsbedürfnisse in allen drei Sphären erfüllt sind. Missachtungserfahrungen bedrohen demgegenüber die positive, intersubjektiv erworbene Selbstbeziehung der Akteure. In Anlehnung an Mead stellt Honneth fest, dass das normative Selbstbild eines Menschen (das „Me“) auf die Zustimmung von anderen angewiesen ist. Beleidigungen, Erniedrigungen und andere Formen verweigerter Anerkennung können deshalb prinzipiell „die Identität der ganzen Person zum Einsturz“ bringen (1992: 213). Wie beim Begriff der Anerkennung lassen sich auch bei Missachtungserfahrungen unterschiedliche Abstufungen feststellen, die sich auf den Grad der psychischen Verletzung auswirken, die beim angegriffenen Individuum entsteht. Honneth unterscheidet beispielsweise körperliche Verletzungen, die elementare Grundrechte aushebeln, und subtile Demütigungen, die beispielsweise durch öffentliche Bloßstellungen hervorgerufen werden.

Missachtung greift die praktische Selbstbeziehung eines Menschen in den drei Sphären auf unterschiedliche Weise an. Die elementarste Form der Missachtung, die die praktische Selbstbeziehung eines Menschen am stärksten bedroht, stellt die physische Misshandlung dar[23]. Bei ihr wird die Verfügungsgewalt über den eigenen Körper entzogen, was, begleitet von sozialer Scham, zu einem Verlust von „Selbst- und Weltvertrauen“ führt:

„Was also hier der Person durch Mißachtung an Anerkennung entzogen wird, ist die selbstverständliche Respektierung jener autonomen Verfügung über den eigenen Leib, die ihrerseits durch Erfahrungen der

[22] Die dominante Stellung der Erwerbsarbeit als Quelle sozialer Wertschätzung ist kritisiert worden. So fragt beispielsweise Wimbauer (2012: 45) danach, wie unbezahlte Arbeit, Ehrenamt und Fürsorgearbeit in den Überlegungen berücksichtigt werden können und bezeichnet den Verweis auf sozialstaatliche Hilfen als Anerkennungsgewähr als zu vage.

[23] Honneths Reduktion der Missachtungserfahrungen in der Anerkennungssphäre der Liebe auf physische Tatbestände wurde kritisiert: Equit verweist darauf, dass auch emotionale Missachtung wie etwa die „Erfahrung andauernder Gleichgültigkeit“ oder „Hass in familiären Beziehungen“ das Selbstbild eines Menschen angreift (2011: 113). Wimbauer spricht im gleichen Zusammenhang von „Liebesentzug”, „offener und verdeckter Nichtbeachtung der Wünsche des anderen” und „Machtasymetrien” (2012: 45). Wenn in dieser Arbeit von Missachtungserfahrungen bzw. Anerkennungsverlusten in der Anerkennungssphäre der Liebe gesprochen wird, sind beide Sachverhalte, physische sowie nichtphysische – auch wenn diese nicht explizit in Honneths Werken auftauchen – gemeint.

emotionalen Zuwendung in der Sozialisation überhaupt erst gewonnen ist; die gelungene Integration von leiblichen und seelischen Verhaltensqualitäten wird gewissermaßen nachträglich von außen aufgebrochen und dadurch die elementarste Form der praktischen Selbstbeziehung, das Vertrauen in sich selber, nachhaltig zerstört“ (1992: 214f.).

Diese erste Form der Missachtung führt ungeachtet des historischen Kontextes zwangsläufig zu einem Verlust der eigenen Selbstsicherheit, denn sie greift den zeitlosen Zusammenhang der Balance zwischen Verschmelzung und Abgrenzung an. Die beiden anderen Formen der Missachtung, die in der Sphäre des Rechts und der Wirtschaft auftreten können, unterliegen historischem Wandel: Denn die Vorstellung dessen, was hier als moralische Verletzung gilt, ist prinzipiell veränderlich.

Die zweite Form der Missachtung liegt vor, wenn ein Subjekt „vom Besitz bestimmter Rechte innerhalb der Gesellschaft strukturell ausgeschlossen bleibt“ (1992: 215). Die dabei angegriffene Form des Selbstbezugs ist die Selbstachtung. Die Logik des Anerkennungsverlustes vollzieht sich hierbei folgendermaßen: Rechte werden Individuen dann zugestanden, wenn sie als vollwertige Mitglieder an den institutionellen Regeln einer Gemeinschaft gleichberechtigt teilhaben können. Werden ihnen diese Rechte nicht gewährt, so bedeutet dies, dass ihnen im Vergleich zu den teilnahmeberechtigten Mitgliedern die moralische Zurechnungsfähigkeit abgesprochen wird. Mit der Entrechtung oder dem sozialen Ausschluss geht somit ein Verlust der Selbstachtung einher. Historisch variabel ist diese Form der Missachtung, weil sich die Definition von moralisch zurechnungsfähigen Personen mit der Entwicklung des Rechtssystems wandelt.

Die dritte Form der Missachtung lässt sich als Degradierung des sozialen Werts von Einzelnen oder Gruppen beschreiben. Sie unterliegt historischem Wandel, weil sie sich erst dann auf Individuen beziehen lassen konnte, als soziale Wertschätzung, wie bereits ausgeführt, aufgrund individueller und nicht mehr kollektiver Eigenschaften vergeben wurde. Die Diffamierung individueller oder kollektiver Lebensweisen schlägt sich praktisch etwa in Beleidigungen und Entwürdigungen nieder. Im gesellschaftlichen Wertekonsens ist festgelegt, welche Lebensweisen als voll- bzw. minderwertig gelten – Personen, deren Lebensformen herabgestuft werden, sehen sich mit sozialen Entwertungen konfrontiert, die dazu führen, „daß sie sich auf ihren Lebensvollzug nicht als auf etwas beziehen können, dem innerhalb ihres Gemeinwesens positive Bedeutung zukommt“ (1992: 217). Soziale Entwertungen führen in der Regel zu psychischen Beeinträchtigungen.

Den emotionalen Bedeutungsgehalt von Missachtungserfahrungen rekonstruiert Honneth unter Rückgriff auf Deweys Theorie der Emotionen. Nach Dewey (1984) resultieren Emotionen aus In-

teraktionserfahrungen[24]. Jeder Interaktion sind Erwartungen vorgeschaltet, die in der konkreten Situation erfüllt werden oder scheitern. Dies verdeutlicht Dewey am Beispiel einer Spielsituation, die Gewinner und Verlierer hervorbringt: "In one case [...] there are frictionless lines of action, harmonized activity; [...] in the other case there are two more or less opposed lines of activity going on – the images of the present situation and those of the past game cannot be coordinated" (ebd.: 557). Werden Handlungserwartungen erfüllt, schlägt sich dies in positiven Gefühlen wie Freude, Heiterkeit und Fröhlichkeit nieder – Dewey spricht hier von „completed co-ordination" (ebd.: 564). Umgekehrt führen nicht erfüllte Handlungserwartungen zu negativen Gefühlen wie Bedauern, Konflikt und Blockade – sogenannter „disturbed co-ordination" (ebd.).

Zusammenfassend stellt Honneth fest, dass Gefühle die „affektiven Reaktionen im Rückstoß des Erfolges oder Mißerfolges unserer Handlungsabsichten" sind (1992: 221). Scheitern die Handlungsabsichten eines Individuums, führt dies zu einer Abwertung des einstig angenommenen eigenen sozialen Wertes und induziert Scham. Diese Scham, so Honneth weiter, kann selbstverschuldet oder fremdverschuldet entstehen. Zu selbstverschuldeter Scham kommt es, wenn Individuen in ihrem Handeln gegen moralische Normen verstoßen, die im Grundsatz ihrer Ich-Ideale verankert sind; in der Folge entstehen Gefühle der Minderwertigkeit. Im Folgenden wird das Scheitern vor den eigenen Ich-Idealen als „intrapersoneller Anerkennungsverlust" bezeichnet. Fremdverschuldete Scham entsteht dann, wenn „seine Interaktionspartner moralische Normen verletzen, deren Einhaltung es als die Person haben gelten lassen, die es seinen Ich-Idealen gemäß zu sein wünscht […]" (ebd. : 223) – das von außen induzierte Scheitern wird im Folgenden als „interpersoneller Anerkennungsverlust" beschrieben.

Die Scham, ob selbst- oder fremdverschuldet, führt zu einer Verletzung des Selbstwertes. Honneth sieht in den Gefühlsäußerungen der Scham das Potential, Kämpfe um Anerkennung anzustoßen: „[…] die negativen Gefühle, die die Erfahrung von Mißachtung psychisch begleiten, können genau die affektive Antriebsbasis darstellen, in denen der Kampf um Anerkennung motivational verankert ist" (1992: 219). Soziale Konflikte zeigen sich dann, wenn Menschen sich nicht in dem Maße anerkannt und geachtet fühlen, wie sie es nach subjektiver Auffassung aufgrund der institutionell festgeschriebenen Anerkennungsprinzipien verdient haben. Der Kampf um Anerkennung ist eine „Form von Auseinandersetzungen um die Interpretation und Durchsetzung eines historisch noch uneingelösten Anerkennungsversprechens" (2011a: 14). Honneth geht davon aus, dass der soziale Konflikt allgegenwärtig ist und sein wird, da die Gesellschaftsmitglieder immer nach

[24] Damit schließt Dewey sich zunächst der These William James´ an, dass Emotionen und periphere Interaktionen bzw. Störungen in einer Verbindung stehen. Allerdings widerspricht er James hinsichtlich des Ursache-Wirkungs-Zusammenhangs: Interaktion bzw. Handlung seien keine Folge von Gefühlsäußerungen, sondern diesen ursächlich vorgeschaltet (1984: 554f.).

einer gerechteren und besseren Interpretation der Anerkennungsnormen streben (2011a: 2). Er entsteht aus der Empörung heraus, dass die normativen Standards die eigenen Beiträge benachteiligen oder ihnen die Berechtigung absprechen, überhaupt anerkennungswürdig zu sein.

Um sich der affektiven Spannungen entledigen zu können, die durch die somit verursachten Demütigungen hervorgerufen werden, bedarf es aktiver Handlungen etwa in Form politischer Gegenwehr: „[…] jede negative Gefühlsreaktion nämlich, die mit der Erfahrung einer Mißachtung von Anerkennungsansprüchen einhergeht, enthält in sich wieder die Möglichkeit, daß sich dem betroffenen Subjekt das ihm zugefügte Unrecht kognitiv erschließt und zum Motiv des politischen Widerstandes wird“ (1992: 224). Dabei handelt es sich allerdings nicht um einen zwangsläufigen Mechanismus. Denn ob sich die durch Missachtungserfahrungen ausgelösten negativen Gefühle in politischen Kämpfen niederschlagen, hängt von der „politisch-kulturellen Umwelt“ und dem Vorhandensein von „Artikulationsmitteln einer sozialen Bewegung“ ab (ebd.).

Die Verweigerung von Anerkennung in den drei Anerkennungssphären führt somit potentiell gleichermaßen zu individuellen und gesellschaftlichen Problemen. Denn sie zerstört einerseits individuelle Entwicklungschancen, andererseits greift sie die Stabilität der gesellschaftlichen Ordnung an. Letzteres geschieht, denn „[…] die Mitglieder einer Gesellschaft bringen nur dann die Motive zur Erfüllung sozial erforderlicher Aufgaben und Verantwortlichkeiten auf, wenn ihnen die Befolgung der entsprechenden Handlungsnormen zugleich eine Befriedigung der Selbstachtung in Aussicht stellt“ (Honneth 2011b: 41). Honneth stellt fest, dass Parsons in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts noch davon ausging, dass die sozialen Konflikte stets in einem kontrollierbaren Rahmen bleiben würden. Da alle Gesellschaftsmitglieder in die entsprechenden Anerkennungssphären integriert waren oder sich gegebenenfalls Anerkennungskompensationen aus den anderen Sphären verschaffen konnten, schien allen Beteiligten ein Mindestmaß an gesellschaftlich vermittelter Selbstachtung sicher zu sein. Mit größeren Konflikten, die die Gesellschaftsordnung als Ganzes bedrohten, war nicht zu rechnen.

In seinen jüngeren Arbeiten betont Honneth, dass nur eine Minderheit in der spätkapitalistischen Gesellschaft Zugang zu allen drei Sphären der Anerkennung hat und daraus die erforderlichen Mittel beziehen kann, um zu Selbstvertrauen, Selbstachtung und Selbstschätzung zu gelangen (2011a: 15). Das „erfolgreich etablierte Ausgleichssystem“ verlor seine Funktionsfähigkeit, da die Anerkennungsverluste der Gesellschaftsmitglieder zu groß wurden, um sie ausgleichen zu können. Trotz der weitverbreitenden Anerkennungsdefizite findet Honneth keine Hinweise auf öffentliche moralische Empörung und soziale Aufstände – der soziale Konflikt sei verwildert und suche nach alternativen Formen des Ausdrucks. Diese seien weniger öffentlich angelegt, sondern in das Inne-

re der Subjekte verlagert. Der verwilderte Konflikt schlage sich in „gestiegenen Versagensängsten“ und „kalter, ohnmächtiger Wut“ nieder. Und äußere sich letztlich in einer sozialen Pathologie, die in exhibitionistischen und obszönen Darstellungen in den Medien, Gegenkulturen des Respekts und jugendlicher Gewalt zum Ausdruck komme (ebd.: 14f.). An die Stelle öffentlicher sozialer Kämpfe mit klarer normativer Stoßrichtung treten desymbolisierte Mittel zur Erkämpfung von Selbstachtung:

„Wo wir daher auch hinschauen, welche Sektoren des gesellschaftlichen Lebens wir auch immer zur Kenntnis nehmen, überall beginnen sich Tendenzen einer Verwilderung des sozialen Konflikts breit zu machen. Die institutionalisierten Sphären der wechselseitige Anerkennung scheinen an ihren Rändern wie zugemauert und in ihrem Inneren jedes allgemeinen, achtungssichernden Prinzips beraubt; immer mehr Gesellschaftsmitglieder sind auf kompensatorische, nicht-öffentliche Wege des Erwerbs der Selbstachtung angewiesen, immer weniger können für ihre Bestrebungen und Verrichtungen eine intersubjektiv geteilte Anerkennung reklamieren. Verwildert ist heute der soziale Konflikt demnach, weil der Kampf um Anerkennung in den vergangenen Jahrzehnten seiner moralischen Grundlagen so stark verlustig gegangen ist, dass er sich in einen Schauplatz unkontrolliert wuchernder Selbstbehauptung verwandelt hat” (ebd.: 17).

Abschließend zusammengefasst lautet die normative Grundannahme Honneths, dass Anerkennung die zentrale Kategorie für gelingende Identitätsbildung und Sittlichkeit ist – das Streben nach Anerkennung ist in den gesellschaftlichen Verhältnissen angelegt. Mit der wechselseitigen Anerkennung sind normative Ansprüche verknüpft, die bei entsprechender Nichtachtung zu sozialem Wandel – oder verwilderten sozialen Konflikten – führen können. Diese Kämpfe sind demnach nicht allein Ausdruck von Problemen der ökonomischen Umverteilung, denen etwa Fraser eine maßgebliche Bedeutung einräumt[25]: Sie erfolgen als Resultat normativer Antriebe, die Honneth als die „moralische Grammatik sozialer Konflikte” (1992) beschreibt[26].

[25] Fraser räumt sowohl Umverteilung als auch Anerkennung einen Stellenwert bei der Frage nach sozialer Gerechtigkeit ein und befürchtet, dass existierende ökonomische Ungleichheiten unter einer einseitigen Betonung des Anerkennungsbegriffs nicht angemessen berücksichtigt werden. Honneth wiederum geht davon aus, dass der Anerkennungsbegriff Umverteilungsfragen bereits impliziert und somit geeignet ist, diese sichtbar zu machen. Für einen Überblick über die Debatte um Umverteilung oder Anerkennung, die zwischen dem „ökonomistischen” und dem „kulturalistischen” Lager geführt wird, siehe Wimbauer (2004: 7).

[26] Für eine zusammenfassende Übersicht der verschiedenen Kritikpunkte an Honneths Anerkennungstheorie siehe Wimbauer (2012).

3 Forschungsstand

Das folgende Kapitel fasst den Forschungsstand zusammen: Zunächst wird auf die Enttraditionalisierung von Normalarbeit und Normalfamilie eingegangen, die den Kontext für das Geburtenverhalten kinderreicher Mütter im Hartz-IV-Bezug darstellt (Kap. 3.1). Anschließend werden Befunde zum Geburtenverhalten unter Unsicherheit und zu Kinderwunschmotiven dargestellt (Kap. 3.2). Der dritte Abschnitt befasst sich mit der Literatur über familiäre Probleme (Kap. 3.3), der vierte widmet sich Arbeiten über die Stigmatisierung von Arbeitslosen und kinderreichen Familien (Kap. 3.4).

3.1 Forschungskontext: Doppelt unsichere Lebensverhältnisse

In der Nachkriegszeit führten Vollbeschäftigung, stabile Wachstumsraten und die Expansion des Wohlfahrtsstaates zunächst dazu, dass sich das fordistisch-tayloristische Produktions- und Arbeitssystem herausbildete[27] (u.a. Kaufmann 2003; Kohli 2003). Gerahmt wurde es von kollektiven Regelungen, die die Arbeitnehmer absicherten und schützten. Nach Osterland (1990: 351) war das Normalarbeitsverhältnis die „strukturbildende Kraft“ oder „herrschende Fiktion“, an der sich Staat, Unternehmen und Gewerkschaften bei der Regelung ihrer Beziehungen orientierten. Bosch charakterisiert es als „eine stabile, sozial abgesicherte, abhängige Vollzeitbeschäftigung […], deren Rahmenbedingungen (Arbeitszeit, Löhne, Transferleistungen) kollektivvertraglich oder arbeits- bzw. sozialrechtlich auf einem Mindestniveau geregelt sind, mit einer tendenziell diese Bedingungen vereinheitlichenden Vertretungsmacht (Einheitsgewerkschaft)“ (1986: 165).

Die Einkünfte aus tariflich geregelter Vollzeiterwerbstätigkeit sollten es ermöglichen, eine Familie unabhängig von staatlichen oder anderweitigen Transfers zu finanzieren (Osterland 1990: 351). Stetige Karriereverläufe, kontinuierliche berufliche Aufstiege und langfristige Anstellungsverhältnisse galten als charakteristisch für den Zeitraum zwischen Ausbildung und Ruhestand; ein einmal erlernter Beruf wurde in der Regel über den gesamten Erwerbsverlauf beibehalten. Das Normalarbeitsverhältnis wurde zudem von der so genannten Normalarbeitszeit flankiert, die geregelte Arbeitszeiten, wenige Überstunden und in der Regel keine Wochenend- und Nachtarbeit vorsah (Mückenberger 1985; Mückenberger 1990; Jurczyk et al. 2009).

Stabile Erwerbsverhältnisse eröffneten „dem einzelnen die Möglichkeit einer gewissen *Kontinuität* in den Stationen und Statuspassagen des Erwerbslebens und eine *Stabilität* in der sozialen und

[27] Ein historischer Überblick über Etablierung und Entwicklung der Lohnarbeitsgesellschaft findet sich bei Kocka (2000) und Castel (2007). Zur Entstehungsgeschichte des fordistischen Produktionssystems und des Normalarbeitsverhältnisses vgl. u.a. Dombois (1999).

materiellen Absicherung“ (Osterland 1990: 351; Hervorhebungen im Original). Die somit erzielten Kontinuitätserwartungen schufen die Voraussetzungen für eine längerfristige berufliche und insbesondere auch private Lebensplanung (Jürgens/Voß 2007: 5). Das Normalarbeitsverhältnis stellte allerdings auch zu seiner Blütezeit nur einen Idealtypus dar, der in seiner Reinform im historischen Vergleich nur während eines kurzen Zeitraums Bestand hatte und nicht für alle Beschäftigungsverhältnisse und Personengruppen gelichermaßen galt (Lewis/Ostner 1994)[28]. Ungleichheiten waren somit bereits bei der normativen Konstruktion des Normalarbeitsverhältnisses angelegt. So hatten etwa ausländische Arbeitskräfte, Berufs- und Betriebswechsler aufgrund von Diskontinuitäten im Erwerbsverlauf geringere Ansprüche auf Existenz- und Statussicherung (Dombois 1999). Zudem wichen einige Beschäftigungsformen im Dienstleistungssektor und im öffentlichen Versorgungs- und Sicherungsbereich von den charakterisierenden Merkmalen eines „normalen“ Arbeitsverhältnisses ab, was unter anderem in atypischen Arbeitszeiten zum Ausdruck kam (Jurczyk et al. 2009).

Ergänzt wurde das Normalarbeitsverhältnis von der fordistischen Normalfamilie, wobei die beiden Sphären Arbeit und Privatleben strikt voneinander getrennt waren (Schier/Jurczyk 2007). Die Normalfamilienbiographie[29] (Levy 1977; Kohli 1985; Mayer 1995) war charakterisiert durch die geschlechtsspezifische Aufteilung zwischen marktlicher Erwerbsarbeit und nichtmarktlicher Haus- und Familienarbeit (Lenz/Böhnisch 1997), Produktion und Reproduktion gehörten zwei getrennten Bereichen an (Jurczyk et al. 2009). Die ungleiche Aufgabenteilung zwischen dem Mann als Ernährer und der Frau als Hausfrau und Mutter stellte die sichere Grundlage für Reproduktionsplanung und -verhalten dar (Jürgens 2010). Dies schlug sich in einer hohen Eheschließungsquote, früher Elternschaft und vergleichsweise hohen Geburtenraten nieder.

Der deutsche Wohlfahrtsstaat unterstützte das traditionelle „male breadwinner model“, indem er das männliche Haupteinkommen förderte, davon abgeleitet Leistungen für die Ehefrauen gewährte und Anreize setzte zu heiraten und auch verheiratet zu bleiben (Lewis/Ostner 1994). Erwerbsbiographien variierten infolgedessen geschlechtsspezifisch: Die nichterwerbstätigen Ehefrauen blieben vom Normalarbeitsverhältnis weitestgehend ausgeschlossen und waren über ihre Ehemänner und Ernährer vergesellschaftet (Kohli 2003), weshalb auch von der durch das Geschlechterverhältnis geprägten Verflechtung von Einzelbiographien gesprochen wird (Born/Krüger 2001).

[28] Aus sozialhistorischer Perspektive stellt sich deshalb die Frage, ob das Normalarbeitsverhältnis schon immer mehr einer Norm als einer Normalität entsprach (vgl. u.a. Imfeld 1991; Kocka 2000). Zur quantitativen Bedeutung des Normalarbeitsverhältnis und dessen Entwicklung vgl. Hoffmann/Walwei (2000).

[29] Im Zusammenhang mit der fordistischen Normalfamilienbiographie wurde die „Institutionalisierung von Lebensläufen“ diskutiert (Kohli 1985; Kohli 2003). Kohli bezieht Institutionalisierung sowohl auf den Ablauf der Lebenszeit als auch auf die Handlungsmodi und Lebensorientierungen. Die wesentlichen Strukturgeber des Lebenslaufs sind die Erwerbs- und die Familienbiographie (Kohli 2003: 533).

Da Frauen in der Regel nicht oder zumindest nicht kontinuierlich erwerbstätig waren, erwarben sie keinen Anspruch auf individuelle Schutzrechte (Osterland 1990; Hinrichs 1996; Pfau-Effinger 2000; Jurczyk 2009). Die Erwerbstätigkeit verheirateter Frauen schien als Merkmal unterprivilegierter sozialer Schichten zu gelten, wohingegen eine Familie, die sich weibliche Nichterwerbstätigkeit leisten konnte, wohlhabend und privilegiert war (u.a. Pfau-Effinger 2000). Bosch (2001) konstatiert ähnlich, dass das Modell des männlichen Alleinverdieners nicht allein Ausdruck paternalistischer Verhältnisse war, sondern auch ein Wohlstandsphänomen repräsentierte, das hohen Wachstumsraten und der Vollbeschäftigung geschuldet war.

Seit den 1970er Jahren enttraditionalisierten sich diese fordistischen Beschäftigungs- und Partnerschaftsverhältnisse in Westdeutschland, zudem zeichnete sich ein Wandel der wohlfahrtsstaatlichen Ausrichtung ab[30]. Bis dahin sichere Begrenzungen von Sphären der Gesellschaft und des persönlichen Lebens wurden zunehmend brüchig und ausgedünnt, weshalb auch von der „Entgrenzung" der betroffenen Bereiche gesprochen wird (Jurzcyk 2009: 27).

Das Produktions- und Erwerbssystem wurde flexibilisiert und dessen Schutzfunktion durch eine stärkere Marktorientierung aufgeweicht. Ob dies auf einen ökonomischen oder aber soziokulturellen Strukturwandel zurückzuführen ist, wird kontrovers diskutiert (Dombois 1999; Bosch 2003; Streeck 2009a). Protektionistische Arbeitsregulierungen fielen weg, wodurch neue Erwerbsformen entstanden, „an deren Rändern sich hochgradig prekäre, nicht existenzsichernde Arbeitsverhältnisse befinden" (Bäcker et al. 2010: 435). Befristete Beschäftigungsverhältnisse, Teilzeitarbeit, Leih- und Zeitarbeit, Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und geringfügige Beschäftigung sind Beispiele (u.a. Osterland 1990; Hildebrandt et al. 2000; Jurczyk/Voß 2000; Jürgens/Reinecke 2000; Jurczyk et al. 2009).

Während der kontinuierliche Verbleib bei einem Arbeitgeber zu Zeiten des NAV berufliche und private Planungen ermöglichte, erhöhten die neuen Bedingungen Unsicherheiten hinsichtlich Arbeitsplatzsicherheit, Arbeitszeiten, Bezahlung und zukünftiger Berufsverläufe (Streeck 2009b). Insbesondere seit den 1990er Jahren haben atypische Erwerbsverhältnisse zugenommen, die reguläre Beschäftigung zum Teil verdrängten (Hohendanner/Walwei 2013). 2007 war etwa ein Drittel aller abhängig Beschäftigten betroffen (Sachverständigenrat 2008). Prekäre Erwerbsverhältnisse finden sich in bestimmten Bevölkerungsgruppen gehäuft: bei Geringqualifizierten (u.a. Hohendanner/Walwei 2013), Frauen (u.a. Weinkopf et al. 2009) und Personen in Berufseinstiegs- und Berufsausstiegsprozessen (u.a. Buchholz 2008; Streeck 2009a). Von Arbeitslosigkeit sind ins-

[30] Aufgrund der uneinheitlichen Entwicklung nach 1945 stellen sich die beschriebenen Normalitätsvorstellungen und Entgrenzungstendenzen für West- und Ostdeutschland unterschiedlich dar; für eine Kurzzusammenfassung der ostdeutschen Entwicklung vgl. z.B. Jurczyk et al. (2009) S. 35ff. (Erwerbsarbeit) und S. 41ff. (Familie).

besondere Niedrigqualifizierte, Migranten, Angehörige unterer Klassen und Personen aus den neuen Bundesländern betroffen (Kurz et al. 2005). Die Entgrenzung des Normalarbeitsverhältnisses impliziert insofern eine „Segmentierung der Beschäftigung" (Hohendanner/Walwei 2013: 245) bzw. „Polarisierung der Lebenschancen" (Osterland 1990: 356) und verschärft soziale Ungleichheit.[31] Über das Ausmaß der Flexibilisierung im Erwerbsleben herrscht Uneinigkeit. Mit dem Hinweis auf die Pfadabhängigkeit institutioneller Arrangements wird argumentiert, dass die Entgrenzung sich innerhalb eines bestimmten Rahmens bewegt (vgl. u.a. Hirsch-Kreinsen 2009) und bislang nicht von einer generellen Auflösung existierender Strukturen und Regelungsformen gesprochen werden kann (Apitzsch 2010). Wenngleich die zukünftige Entwicklung kaum präzise diagnostizierbar ist, lässt sich festhalten, dass atypische Beschäftigungsverhältnisse an Bedeutung gewonnen haben (Hohendanner/Walwei 2013).

Die Entgrenzung der Erwerbsarbeit steht in engem Zusammenhang mit dem Umbau des Wohlfahrtsstaates, der mit der Einführung der aktivierenden Arbeitsmarktpolitik im letzten Jahrzehnt eine neue Dimension erhielt. Verkürzt lässt sich die Genese von demokratisch-kapitalistischen Wohlfahrtsstaaten in vier Phasen darstellen: Formation, Expansion, Krise und Transformation (Lessenich/Ostner 1998: 9). Kam es in der Nachkriegsära zunächst zu einer Ausweitung staatlicher Sozialleistungen, so markiert die Öl- und Wirtschaftskrise 1973/74 einen Wendepunkt und leitete das „Silver Age" des Wohlfahrtsstaates ein (u.a. Taylor-Gooby 2002). Die „neoliberale Wende" in den USA und Großbritannien führte dazu, dass im Verlauf der 1980er Jahre viele Länder zu Einsparungen, Leistungskürzungen und arbeitsmarktpolitischer Aktivierung griffen, um ihre Sozialsysteme zu konsolidieren (Czada 2008: 189)[32]. Denn durch die sich ausbreitende Massenarbeitslosigkeit waren die Wohlfahrtsstaaten, die von einer wachsenden Wirtschaft, Steuereinnahmen und Einzahlungen in die Sozialversicherungssysteme abhängig sind, unter Druck geraten. In Deutschland entstanden neben fehlenden Einnahmen aufgrund hoher Arbeitslosenzahlen und Kosten in der Arbeitslosenversicherung zusätzlich auch Kosten im Rentensystem durch die hinzukommenden Ostdeutschen. Zudem führten abnehmende Geburtenzahlen dazu, dass sich die Zahl der Beitragszahler reduzierte (Jürgens 2010).

[31] In der Entgrenzungsdebatte werden außerdem die Flexibilisierung der Arbeitszeit und die räumliche Entgrenzung von Arbeit und Beschäftigung diskutiert (u.a. Sennett 1998; Hildebrandt 2000; Jurczyk/Voß 2000; Jürgens/Reineke 2000; McCrate 2002; Jurczyk 2009). Gottschall/Voß (2003) stellen fest, dass flexible Arbeitsverhältnisse dazu führen, dass die Grenzen zwischen betrieblichen und familiären Leben verwischen. Der mit der Entgrenzung verbundene Wandel von beruflichen Identitäten zeichnet sich in der Debatte um die „Subjektivierung der Arbeit" und den „Arbeitskraftunternehmer" (Voß/Pongratz 1998; Pongratz/Voß 2003) ab.

[32] Wenngleich der Umfang des Rückbaus wohlfahrtsstaatlicher Leistungen kontrovers diskutiert wird (vgl. u.a. Pierson 1996; Schmidt 2007), besteht in der vergleichenden Wohlfahrtsstaatsforschung Konsens darüber, dass die wohlfahrtsstaatliche Expansion gedämpft wurde.

Laut Jürgens (ebd.: 570f.) reagierte die Politik mit zwei Strategien: Erstens wurde mit der „sozialpolitischen Strategie“ beabsichtigt, Kosten einzuschränken. Dies geschah, indem ehemals kollektiv abgesicherte Risiken auf die Individuen übertragen wurden. Zweitens setzte die „arbeitsmarktpolitische Strategie“ auf eine Veränderung des Erwerbssystems. Die konservativ-liberalen Regierungen zwischen 1982 und 1998 zielten zunächst darauf ab, den Arbeitsmarkt zu deregulieren, indem beispielsweise der Kündigungsschutz aufgeweicht wurde. Die höhere Marktorientierung sollte es Arbeitgebern ermöglichen, den Arbeitskräftebedarf kurzfristig anzupassen, wodurch die Arbeitslosigkeit insgesamt zurückgehen sollte. Die rot-grüne Regierung unter Gerhard Schröder setzte anschließend durch die Einführung der Hartz-Gesetze auf eine aktivierende Arbeitsmarktpolitik, die, wie Butterwegge et al. festhalten, nicht „bei den gesamtwirtschaftlichen Ursachen der Massenarbeitslosigkeit, vielmehr beim Fehlverhalten der Betroffenen und bei Vermittlungsdefiziten der Behörde“ ansetzt (2008: 83).

Die aktivierende Arbeitsmarktpolitik ist darauf ausgerichtet, das Verhältnis von Rechten und Pflichten neu zu justieren, sowohl zu „fördern“ als auch zu „fordern“ und die Eigenverantwortung der Bürger zu stärken. Zentral ist dabei die Verschiebung von öffentlicher zu privater Sicherheit, von kollektivem zu individuellem Risikomanagement, von Sozialversicherung zu Eigenverantwortung und von Staatsversorgung zu Selbstsorge (Lessenich 2008: 82). Der Rückbau des staatlichen Eingriffs war gleichzeitig von einer Ausdehnung begleitet, denn um die „Befähigung“ und „Aktivierung“ von Individuen zu fördern, wurden Interventionen verstärkt. Die Integrationsanstrengungen von Arbeitslosen werden seit Umsetzung der Reformen durch Transparenzregelungen kontrolliert, die unter anderem vorschreiben, Beziehungs-, Wohn- und finanzielle Verhältnisse offenzulegen, sich fortlaufend um Beschäftigung zu bemühen, einen Eingliederungsvertrag abzuschließen und einzuhalten und Qualifizierungs- und Beschäftigungsangebote anzunehmen. Sofern eingeforderte Bemühungen nicht erbracht werden, drohen Sanktionen (Galuske/Rietzke 2008: 403).

Die aktivierende Arbeitsmarktpolitik steht unter dem Verdacht „ein einseitiger Rückbau des Wohlfahrtsstaates und/oder eine einseitige Ausweitung autoritärer Intervention“ zu sein (Dingeldey 2008: 326). Denn während einerseits dekommodizierende wohlfahrtsstaatliche Leistungen abgebaut wurden, erhöhte sich andererseits der Druck zu arbeiten – was auch durch Maßnahmen gefördert wurde, die Arbeitslose in den Arbeitsmarkt integrieren sollten (ebd. 2007: 205).[33]

Zeitgleich mit der Entgrenzung des Normalarbeitsverhältnisses und den Veränderungen im sozialstaatlichen Gefüge zeichnete sich auch die Entgrenzung der Normalfamilie ab: Eheschließungen

[33] Die Hartz-IV-Reformen sind vielfach kritisiert worden, so befürchtet etwa Opielka (2004: 1086) den gesellschaftlichen Ausschluss von Arbeitslosen, die von geringen Einkünften leben müssen und denen „vollständige Transparenz abverlangt wird“.

gingen zurück, Scheidungsziffern stiegen und neue Familienformen differenzierten sich aus. Neben die traditionelle Ehe traten nichteheliche Lebensgemeinschaften und Alleinerziehende (u.a. Bähr 2004; Brüderl 2004; Tölke 2005; Huinink/Konietzka 2007; Schneider 2008), was über die Erosion der Institutionen Ehe und Familie spekulieren ließ (Dorbritz 2010a). Kennzeichnend für die Entgrenzung der Normalfamilie ist, dass die Stabilität von Partnerschaften abgenommen hat. Zum einen weil Ehen häufiger aufgelöst werden, zum anderen weil die Dauer nichtehelicher Lebensgemeinschaften kürzer ist als die von Ehen (Goldstein et al. 2010; Bastin et al. 2012). In Westdeutschland sind nach 15 Jahren ein knappes Drittel der Ehen geschieden. Werden alle Partnerschaftsformen einbezogen, erhöhen sich die Trennungsquoten deutlich: Nach 15 Jahren sind 43 Prozent aller Partnerschaften aufgelöst, was auf eine deutlich höhere Instabilität unehelicher Partnerschaftsformen schließen lässt (Andersson 2003). Instabile Partnerschaften wirken sich – ebenso wie instabile Erwerbsverhältnisse – auf die soziale Ungleichheit aus, denn die höheren Trennungsquoten führten zu einer stärkeren Verbreitung von Alleinerziehenden, die vergleichsweise hohen Armutsrisiken ausgesetzt sind (u.a. Andreß 2000; Engstler/Menning 2003; BMFSFJ 2008; Bundesministerium für Arbeit und Soziales 2008). Ein-Eltern-Familien haben im Vergleich zu Zwei-Eltern-Familien und Haushalten ohne Kinder das höchste Risiko, von sozialstaatlicher Abhängigkeit betroffen zu sein und dort auch zu verbleiben (Voges 1995); sie beziehen knapp fünfmal so oft Hartz IV wie Paarhaushalte (Martens 2012).

Daneben zeichnete sich ein gravierender Wandel des Geburtenverhaltens ab. In Zusammenhang mit den sich ausdifferenzierenden Partnerschaftsformen wurden Elternschaft und Ehe entkoppelt (Huinink/Konietzka 2007), zudem stieg das durchschnittliche Alter der Frauen bei der Erstgeburt und die Geburtenziffer reduzierte sich insgesamt. Auch innerhalb von Partnerschaften kam es zu Veränderungen, denn Frauen entschieden sich zunehmend für die Erwerbstätigkeit. Zwar waren sie bereits während der Blüte der fordistischen Normalfamilie erwerbstätig, um das Familieneinkommen zu unterstützen (Lewis/Ostner 1994), später erhöhten sie ihre Stunden auf dem Arbeitsmarkt aber deutlich. Durch die zunehmend „androgynen Arbeitsmärkte“ (Streeck 2011: 8) verlor das Modell des männlichen Alleinversorgers an Bedeutung. Dadurch verschob sich die geschlechterspezifische Arbeitsteilung: Männer waren nicht mehr primär für die Versorgung verantwortlich, gleichzeitig wurde ihnen ein stärkeres Familienengagement abverlangt (Tölke 2005).

Die Deinstitutionalisierungsprozesse im Familien- und Erwerbsleben prägten den Begriff der „doppelte Entgrenzung“ (Jurczyk 2009). In beiden Lebensbereichen sehen sich Individuen mit gesteigerten Flexibilitätsanforderungen konfrontiert, die sich in vielerlei Hinsicht ähneln: “In many ways, the flexibility of cohabitation matches the flexible labor market circumstances […]” (Mills/Blossfeld 2005: 16). Es ist davon auszugehen, dass auch zukünftig ein wachsender Anteil

der Bevölkerung in solch doppelt entgrenzten oder doppelt unsicheren Verhältnissen leben wird. Aus theoretischer Perspektive kann dies sowohl zu neuen Risiken als auch zu neuen sozialen Möglichkeiten führen (Bonß 1999; Bonß 2002; Kaufmann 2005; Streeck 2009a). Institutionen gewähren Sicherheit, mit ihnen gehen gleichzeitig aber auch Zwänge einher. Sie erzeugen Handlungsfreiheit, indem sie Handlungsfreiheit beschränken – „dies ist die bekannte Ambivalenz aller Institutionen“ (Kohli 2003: 527). Entstrukturierung bewirkt hingegen zunehmende Wahlmöglichkeiten hinsichtlich der Lebensführung, was die Möglichkeiten individueller Selbstverwirklichung fördert, aber auch das Risiko in sich trägt, aus den Produktions- und Reproduktionszyklen ausgeschlossen zu werden (Hildebrandt 2000). Beck et al. verweisen in diesem Kontext auf den Zwang zu eigenverantwortlichen Entscheidungen, weil traditionelle Orientierungspfeiler erodieren (Beck et al. 1996).

Sennett (1998) hebt hervor, dass die fordistischen Arbeitsverhältnisse den sozialen Status von Arbeitnehmern sicherten und eine planbare Zukunft garantierten. Die erhöhte Kommodifizierung der Arbeitskraft und die Notwendigkeit zur permanenten flexiblen Anpassung führt hingegen zu Instabilität und Verunsicherung – was sich, so Jürgens (2010: 581), auch auf das generative Verhalten auswirkt:

„War Reproduktion durch das Normalarbeitsregime, geschlechtshierarchische Arbeitsteilung und eine flankierende Sozial- und Familienpolitik bislang vergleichsweise umfassend gestützt, so geht dieser integrative Referenzrahmen – und die mit ihm verbundene Absicherung – zunehmend verloren“.

3.2 Geburtenverhalten unter Unsicherheit und Motive von Kinderwünschen

Im folgenden Abschnitt wird zusammengetragen, welche empirischen Erkenntnisse über den Zusammenhang von Unsicherheiten und Geburtenverhalten existieren. Generell lassen sich in der Fertilitätsforschung makro- und mikroperspektivische Ansätze unterscheiden.[34] Auf der Makroebene wird im Kontext ökonomischer Unsicherheiten untersucht, wie sich Rezessionen oder gesellschaftliche Systemumbrüchen auswirken, wie sie etwa in Ostdeutschland bei der deutschen Wiedervereinigung auftraten (u.a. Eberstadt 1994; Adler 1997; Sobotka 2004; Kreyenfeld/Konietzka 2008; Sobotka et al. 2011; Kreyenfeld et al. 2012; Goldstein et al. 2013). Mikroperspektivische Ansätze untersuchen Geburtenverhalten auf der Individualebene, Unsicherheitseinflüsse werden hier unter Rückgriff auf objektive Faktoren wie Arbeitslosigkeit, Teilzeitarbeit oder befristete Beschäftigung, aber auch durch subjektive Faktoren, wie die Wahrnehmung der Ar-

[34] Eine Kurzdarstellung der beiden Forschungsparadigmen im Kontext der Familiensoziologie findet sich bei Huinink/Konietzka (2007). Zwischen der Makro- und der Mikroperspektive sind Arbeiten auf der Mesoebene angesiedelt, die generatives Verhalten im Paarkontext (u.a. Eckhard/Klein 2007; Pavetic 2009; Pavetic/Stein 2011) oder im Zusammenhang sozialer Kapitalien und Netzwerke (u.a. Bernardi 2002; Bernardi 2003) untersuchen.

beitsplatzsicherheit, untersucht (u.a. Kurz et al. 2005; Brose 2008; Gebel/Giesecke 2009; Kreyenfeld/Andersson 2013). Die soziologische Fertilitätsforschung ist traditionell vom mikroökonomischen Denkansatz beeinflusst (Schaeper 2007), der der individuellen Ressourcenausstattung einen bedeutsamen Einfluss zumisst (vgl. Kap. 2.1).

Psychologische Arbeiten zu Kinderwunschmotiven untersuchen tiefere Schichten des individuellen Geburtenverhaltens. Sie zielen darauf ab, die intrapsychischen, partnerschaftlichen und sozialisatorischen Bedingungen von Kinderwünschen auf der Individualebene zu analysieren (u.a. Gloger-Tippelt et al. 1993) und fragen, ähnlich wie die soziologische Forschung, nach den Einflüssen von Werten und Normen (Mittag/Jagenow 1984; Stöbel-Richter et al. 2008). Viele dieser Studien unterstreichen, dass Geburtenverhalten nicht zwangsläufig aus bewussten und geplanten Entscheidungen hervorgeht.

Das Geburtenverhalten kinderreicher Mütter in doppelt unsicheren Verhältnissen wird in Kapitel 5 über die individuelle Handlungsebene rekonstruiert. Diesem mikroperspektivischen Vorgehen entsprechend werden im folgenden Abschnitt Forschungsergebnisse zum individuellen Geburtenverhalten zusammengetragen, die die Auswirkungen von Unsicherheiten thematisieren und individuelle Geburtenmotive ergründen.

Dabei handelt es sich um Arbeiten

- zum Geburtenverhalten im Kontext ökonomischer Unsicherheiten,
- zum Geburtenverhalten im Kontext partnerschaftlicher Unsicherheiten,
- und zu individuellen Motiven von Kinderwünschen und Geburtenverhalten.

Da sich Erstgeburten und Geburten höherer Paritäten nicht durch die gleichen Mechanismen erklären lassen (Brose 2008; Hofmann/Hohmeyer 2012) wird berücksichtigt, ob die Arbeiten den Übergang zum ersten Kind oder den Übergang zum zweiten bzw. dritten Kind (Familienerweiterung) beleuchten[35].

Ökonomische Unsicherheiten und Geburtenverhalten

Im Kontext dieser Arbeit sind Forschungsergebnisse relevant, die die Auswirkungen von befristeter Beschäftigung[36], Arbeitslosigkeit und subjektiver Wahrnehmung von Unsicherheit messen. Die Studien kommen zu unterschiedlichen Resultaten hinsichtlich der Wirkung ökonomischer Unsicherheit. Ein Teil der abweichenden Ergebnisse lässt sich durch die Wahl der Indikatoren, durch unterschiedliche Datengrundlagen, abweichende Beobachtungszeiträume und die Auswahl der

[35] Zu Auswirkungen von Unsicherheiten auf Geburten höherer Ordnungen existieren nach derzeitigem Kenntnisstand keine Arbeiten.

[36] In der Untersuchungsgruppe handelt es sich um überwiegend um arbeitslose Frauen. Die Arbeiten zu den Auswirkungen befristeter Beschäftigung werden dennoch einbezogen, da einige der Interviewten - auch während der Phase der Familiengründung - zeitweise einer befristeten Beschäftigung nachgingen.

Stichprobe erklären (vgl. auch Düntgen/Diewald 2008) – dennoch erstaunt die Widersprüchlichkeit im Forschungsfeld[37].

In den meisten Forschungsarbeiten wird kein Zusammenhang zwischen befristeter Beschäftigung und dem Geburtenverhalten festgestellt; einige zeigen jedoch einen Aufschub der Elternschaft bei bestimmten Bevölkerungsgruppen an. Kurz et al. (2005) finden, dass Personen mit befristeten und unbefristeten Arbeitsverträgen die gleiche Wahrscheinlichkeit aufweisen, ein erstes Kind zu bekommen, dies gilt für beide Geschlechter.[38] Auch Kreyenfeld (2005) schlussfolgert in einer Studie über das Geburtenverhalten westdeutscher Frauen, dass befristete Beschäftigung nicht zu einer abweichenden Familiengründungswahrscheinlichkeit führt. Zusätzlich beleuchtet sie den Einfluss von ökonomischer Unsicherheit des Partners: Auch wenn der männliche Partner befristet beschäftigt ist, deuten sich keine Unterschiede im Geburtenverhalten an. Brose (2008) bestätigt die Ergebnisse Kreyenfelds: Befristete Beschäftigung hat weder bei Frauen noch bei den männlichen Partnern einen Effekt auf den Übergang zum ersten Kind; dies gilt auch für den Übergang zum zweiten Kind. Düntgen/Diewald (2008) und Schmitt (2008; 2012) stellen im Gegensatz dazu fest, dass befristete Beschäftigung die Wahrscheinlichkeit einer Erstmutterschaft senkt.

Auch Studien, die explizit auf bildungsspezifische Unterschiede beim Einfluss von befristeter Beschäftigung auf die Familiengründung eingehen, kommen zu unterschiedlichen Ergebnissen. Kreyenfeld (2008) findet konträr zu früheren Ergebnissen (2005), dass Befristung bei westdeutschen Frauen aller Bildungsgruppen[39] einen negativen Einfluss auf den Übergang zum ersten Kind hat. Gebel/Giesecke (2009) widersprechen dem und konstatieren, dass befristete Beschäftigungsverhältnisse nicht zu einem Aufschub der Familiengründung führen. Dies gelte ungeachtet des Bildungsniveaus in aller Regel sowohl für Frauen als auch für männliche Partner. Bernhard/Kurz (2007) bestätigen dieses Nullergebnis auch für Familienerweiterungen. Sie stellen fest, dass unsichere Beschäftigungsverhältnisse[40] bei Männern keinen Einfluss auf die Entscheidung für ein zweites Kind haben. Für die Frauen stellen die Autoren ebenfalls keinen signifikanten Zusammenhang fest, den sie dadurch erklären, dass sich die Effekte durch gegensätzliches Verhalten – sprich: Rückzug aus dem Erwerbsleben versus Aufschub weiterer Geburten – kompensieren. Aufgrund

[37] Hinter den widersprüchlichen Ergebnissen werden teils methodische Unzulänglichkeiten vermutet (vgl. z.B. Özcan et al. 2010: 809f.). Gebel/Giesecke (2009: 400) weisen auf inkorrekte Daten zur Befristung in den SOEP-Wellen bis 1994 hin, auf denen viele Studien beruhen.

[38] Allerdings vermuten die Autoren, dass negative Auswirkungen von befristeter Beschäftigung bei bestimmten Arbeitnehmergruppen existieren, die aber in den Zahlen aufgrund von Heterogenitätseffekten der befristeten Beschäftigungsfelder nicht sichtbar werden: Berufseinsteiger mit hohen Bildungsabschlüssen wären in ihrem Familiengründungsverhalten vermutlich nicht beeinflusst, da eine zukünftige sichere Beschäftigung wahrscheinlich sei. Auswirkungen könnten aber bei denjenigen existieren, die wenig Verhandlungsmacht hätten und denen jedwede Aussicht auf langfristige Stabilität fehle. Gebel/Giesecke (2009) widersprechen dieser Vermutung. Ihre Daten zeigen weder Effektheterogenitäten nach Bildungsniveau noch nach beruflicher Position oder nach Wirtschaftssektor.

[39] Es wird zwischen Frauen mit Abitur, Realschulabschluss und Hauptschulabschluss unterschieden.

[40] Als unsichere Beschäftigungsverhältnisse definieren die Autoren befristete Beschäftigung oder Selbstständigkeit.

der Richtung der Koeffizienten vermuten sie allerdings, dass befristete Beschäftigung Familienerweiterungen tendenziell verhindert. Tabelle 8 stellt die Forschungsergebnisse zum Einfluss von Befristung bei Frauen gebündelt dar:

Tabelle 8 Auswirkung von Befristung bei Frauen auf das Geburtenverhalten

Erstgeburt			
	Positive Auswirkung	**Negative Auswirkung**	**Keine Auswirkung**
Düntgen/Diewald 2008		X	
Kreyenfeld 2008		X	
Schmitt 2008		X	
Gebel/Giesecke 2009		X	
Schmitt 2012		X	
Kurz et al. 2005			X
Kreyenfeld 2005			X
Brose 2008			X
Familienerweiterung			
	Positive Auswirkung	**Negative Auswirkung**	**Keine Auswirkung**
Bernhard/Kurz 2007			X (2. Kind)
Brose 2008			X (2. Kind)

Die Forschungsergebnisse zu den Auswirkungen von Arbeitslosigkeit auf das Geburtenverhalten lassen in der Regel auf einen Zusammenhang schließen – allerdings unterscheiden sich die Ergebnisse hinsichtlich der Frage, ob der Zusammenhang positiv oder negativ ist und nach welcher Dauer und bei welchen Bevölkerungsgruppen Arbeitslosigkeit Veränderungen des Verhaltens bewirkt.

Kurz et al. (2005) stellen fest, dass arbeitslose Frauen eine etwas höhere Übergangsrate zum ersten Kind haben[41], arbeitslose Männer hingegen eine niedrigere. Dass arbeitslose Männer die Vaterschaft herauszögern, deuten die Autoren als Fortbestand des „male breadwinner models“. In einer weiteren Studie bestätigt Kurz (2005) die Ergebnisse und ergänzt im Hinblick auf bildungsspezifische Differenzen, dass nur diejenigen arbeitslosen Frauen eine höhere Übergangsrate zum ersten Kind aufweisen, die keinen Ausbildungs- oder Hochschulabschluss haben[42]. Düntgen/Diewald (2008) stellen im Gegensatz dazu fest, dass Arbeitslosigkeit bei Frauen die Wahrscheinlichkeit einer Mutterschaft senkt. Hinsichtlich des negativen Einflusses männlicher Arbeitslosigkeit auf die Familiengründung ergänzen sie, dass Arbeitslosigkeit nicht unmittelbar, sondern

[41] Dieses Resultat wird von den Autoren zwar hervorgehoben, ist allerdings statistisch nicht signifikant.
[42] Auch hier ist der Effekt nicht signifikant.

erst mit zunehmender Dauer negativ auf die Familiengründung wirkt. Brose (2008) stellt diesen Zusammenhang auch für Frauen fest: Kurzzeitig arbeitslose und erwerbstätige Frauen weisen keine Abweichungen in Hinblick auf den Übergang zum ersten Kind auf – allerdings wirkt sich eine dauerhafte Erfahrung von Arbeitslosigkeit negativ aus. Gleiches gilt für deren Partner: Sind diese über einen längeren Zeitraum arbeitslos, sinkt die Wahrscheinlichkeit einer Familiengründung. Schmitt (2008) bestätigt diese Befunde zu den Auswirkungen dauerhafter Arbeitslosigkeit auf das Geburtenverhalten für beide Geschlechter, allerdings erweisen sich seine Ergebnisse nicht als robust, wenn für Einkommen, Transfers und das Vorhandensein eines Partnereinkommens kontrolliert wird.

Gebel/Giesecke (2009) stellen Unterschiede in den beiden deutschen Landesteilen fest: Während sich Phasen der Arbeitslosigkeit bei westdeutschen Frauen nicht negativ auf die Familiengründung auswirken, zeigt sich für ostdeutsche Frauen ein deutlich negativer Effekt[43]. In Westdeutschland werden Geburten allerdings dann aufgeschoben, wenn der männliche Partner arbeitslos ist – in Ostdeutschland ist dieser Zusammenhang nicht feststellbar. Die Unterschiede führen die Autoren zu der Vermutung, dass in Westdeutschland nach wie vor das Modell des männlichen Familienernährers dominiert, während in Ostdeutschland die stabile Arbeitsmarktposition der Frau ausschlaggebend für Familiengründungen ist[44].

Auch Kreyenfeld (2008) stellt keinen generellen Einfluss von weiblicher Arbeitslosigkeit auf den Übergang zur Mutterschaft fest[45] – allerdings macht sie auf bildungsspezifische Differenzen im Umgang mit Unsicherheiten aufmerksam, die für diese Studie von zentraler Bedeutung sind: Frauen mit hohen Bildungsabschlüssen weisen in Phasen der Arbeitslosigkeit im Vergleich zu vollzeiterwerbstätigen Frauen eine leicht reduzierte Geburtenwahrscheinlichkeit auf[46]. In einer Folgearbeit hebt sie außerdem hervor, dass arbeitslose Frauen mit niedrigen Bildungsabschlüssen eine deutlich höhere Wahrscheinlichkeit aufweisen, ein erstes Kind zu bekommen: "The most striking result is probably that among poorly educated women, economic uncertainties accelerate decisions to have children. Women who have neither a vocational degree nor a university degree are very likely to become mothers when they are unemployed [...]" (Kreyenfeld 2010: 11). Allerdings finden Kreyenfeld/Andersson in einer jüngeren Untersuchung zu arbeitslosen Frauen mit niedrigen Bildungsabschlüssen keinen Effekt mehr auf die Erstgeburt (2013). Für Frauen mit hohen Bildungsabschlüssen bestätigt sich in Phasen der Arbeitslosigkeit der negative Einfluss auf die Geburt

[43] Allerdings ist der Wert statistisch nicht signifikant; dies führen die Autoren auf zu geringe Fallzahlen zurück.
[44] Die Autoren verweisen darüber hinaus auf zwei weitere Tatbestände, die auch in anderen Studien hervorgehoben werden: In Phasen der Ausbildung haben Frauen eine deutlich reduzierte Geburtenwahrscheinlichkeit, wohingegen Nichterwerbstätigkeit zu einer erhöhten Geburtenwahrscheinlichkeit führt.
[45] Die Ergebnisse gelten für westdeutsche Frauen, werden von Kreyenfeld später aber auch für ostdeutsche Frauen bestätigt (2010).
[46] Der Effekt ist allerdings nicht signifikant.

des ersten Kindes. Anders stellt sich der Zusammenhang in Bezug auf die Familienerweiterung dar: Die Autoren verweisen, teils komplementär, teils ergänzend zu den Befunden von Brose (2008) darauf, dass arbeitslose Männer zwar seltener ein zweites Kind, aber im Vergleich zu erwerbstätigen Männern öfter ein drittes Kind bekommen. Auch bei Frauen finden sie einen signifikant positiven Effekt von Arbeitslosigkeit auf die Geburt eines dritten Kindes – allerdings nicht bei Frauen mit hohen, sondern nur bei denjenigen mit mittleren oder niedrigen Bildungsabschlüssen. Für die letztgenannte Gruppe, so schlussfolgern die Autoren, scheint Mutterschaft eine Alternativrolle zur Erwerbstätigkeit darzustellen.

Bernhard/Kurz (2007) finden im Gegensatz zu Kreyenfeld/Andersson (2013) bei Männern keinen Zusammenhang zwischen Arbeitslosigkeit und dem Übergang zum zweiten Kind. Hinter den nicht signifikanten Ergebnissen vermuten sie gegenläufige Reaktionen auf die Unsicherheiten: Während einige Männer die Familienerweiterung aufschöben, würden andere sich verstärkt auf die Familie zurückbeziehen. Sie nehmen an, dass diese zweite Gruppe sich „von der schwer realisierbaren Wunschvorstellung nach einem ausfüllenden Arbeitsplatz oder einer beruflichen Karriere löst und stattdessen verstärkt soziale Anerkennung und Geborgenheit in der Familie oder der Partnerschaft sucht“ (Bernhard/Kurz 2007: 21). Auch bei Frauen zeigt sich kein signifikanter Einfluss von Arbeitslosigkeit auf die zweite Geburt; allerdings deutet die Richtung des Koeffizienten auf einen positiven Zusammenhang hin. Tabelle 9 bündelt die Forschungsergebnisse zur den Auswirkungen weiblicher Arbeitslosigkeit.

Tabelle 9 Auswirkung von Arbeitslosigkeit bei Frauen auf das Geburtenverhalten

Erstgeburt			
	Positive Auswirkung	**Negative Auswirkung**	**Keine Auswirkung**
Kurz et al. 2005	X		
Kurz 2005	X (nur bei niedrigen Bildungsabschlüssen)		
Kreyenfeld 2010	X (nur bei Frauen mit niedrigen Bildungsabschlüssen)		
Brose 2008		X (bei anhaltender Arbeitslosigkeit)	
Düntgen/Diewald 2008		X	
Kreyenfeld 2008		X (bei Frauen mit hohen Bildungsabschlüssen)	
Schmitt 2008		X (bei anhaltender Arbeitslosigkeit)	
Gebel/Giesecke 2009		X (bei ostdeutschen Frauen)	
Kreyenfeld/Andersson 2013			X (bei Frauen mit niedrigen Bildungsabschlüssen)
Familienerweiterung			
	Positive Auswirkung	**Negative Auswirkung**	**Keine Auswirkung**
Kreyenfeld/Andersson 2013	X (3. Kind, bei Frauen mit niedrigen/mittleren Ausbildungsabschlüssen)		
Bernhard/Kurz 2007			X (2. Kind)

Studien zum Einfluss von subjektiv wahrgenommenen Unsicherheiten messen, wie sich die Sorge um die wirtschaftliche Situation oder die Sorge um den Arbeitsplatz auf das Geburtenverhalten auswirkt. Im Gegensatz zu den sehr kontroversen Forschungsergebnissen der Auswirkungen von befristeter Beschäftigung und Arbeitslosigkeit zeigt sich hier ein einheitlicheres Bild: Der Großteil der Studien bestätigt einen nicht vorhandenen bzw. limitierten Effekt subjektiv wahrgenommener Unsicherheiten auf die Familiengründung (Kreyenfeld 2005; Düntgen/Diewald 2008; Kreyenfeld 2010; Bhaumik/Nugent 2011). Kreyenfeld (2008) weist aber auf unterschiedliche Effekte nach Bildungsstand hin: Eine als unsicher empfundene ökonomische Situation führt bei Frauen mit Abitur zu einem Aufschub der Familiengründung. Frauen, die einen Hauptschulabschluss oder keinen Schulabschluss haben, weisen demgegenüber eine höhere Erstgeburtenrate auf, wenn ihre subjektiv wahrgenommene Unsicherheit hoch ist. In einer Wiederholungsstudie (2010) findet Kreyenfeld außerdem, dass subjektiv wahrgenommene Unsicherheiten einen schwach signifikan-

ten negativen Einfluss bei ostdeutschen Frauen haben[47]. Hingegen beschreiben Bernardi et al. (2008) auf der Grundlage von qualitativen Interviews mit kinderlosen Frauen und Männern Anfang 30, die mittlere bis hohe Bildungsabschlüsse aufweisen, dass Arbeitsplatzsicherheit zwar bei westdeutschen Paaren eine Voraussetzung für die Familiengründung ist, Elternschaft und der Aufbau einer sicheren ökonomischen Zukunft von ostdeutschen Paaren aber als „Investments" betrachtet werden, die parallel bewältigt werden können. Tabelle 10 fasst die quantitative Forschung zu den Auswirkungen von subjektiv wahrgenommener Unsicherheit bei Frauen zusammen.

Tabelle 10 Auswirkungen von subjektiv wahrgenommener Unsicherheit bei Frauen auf das Geburtenverhalten

Erstgeburt			
	Positive Auswirkung	**Negative Auswirkung**	**Keine Auswirkung**
Kreyenfeld 2008	X (bei Frauen mit niedrigen Bildungsabschlüssen)	X (bei Frauen mit hohen Bildungsabschlüssen)	
Kreyenfeld 2005			X
Düntgen /Diewald 2008			X
Kreyenfeld 2010			X
Bhaumik/Nugent 2011			X

Partnerschaftliche Unsicherheiten und Geburtenverhalten

Es liegen nur wenige Untersuchungen vor, die darauf abzielen, den Zusammenhang von partnerschaftlichen Unsicherheiten und Geburtenverhalten zu beleuchten. Wie in Kapitel 3.1 ausgeführt, sind nichteheliche Lebensgemeinschaften im Vergleich zu Ehen eine unverbindlichere Partnerschaftsform. Dies legt die Vermutung nahe, dass die Erosion der traditionellen Ehe sinkende Geburtenzahlen begünstigt. Die Analyse von Geburtenziffern nach Partnerschaftsform zeigt, dass verheiratete Frauen der Jahrgänge 1965-1969 durchschnittlich 1,77 Kinder gebären – im Vergleich dazu haben Frauen in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft nur 1,03 und Frauen ohne Partner 0,94 Kinder (Dorbritz/Manthe 2012: 8). Dass die meisten Kinder in der verbindlichen Partnerschaftsform der Ehe geboren werden (dazu auch Bujard et al. 2012) unterstreicht die Bedeutung von Partnerschaftsstabilität für Familiengründungen. Löhr (1991: 495) bestätigt, dass „die zuneh-

[47] Hofmann/Hohmeyer (2012) bestätigen den negativen Einfluss wahrgenommener Unsicherheit, allerdings nur bei einer spezifischen Bevölkerungsgruppe: Frauen über 25 Jahre, die kohabitieren und angeben, sich starke Sorgen um die wirtschaftliche Situation zu machen, schieben Geburten auf. Bei Männern und Paaren mit niedrigem Einkommen, die ebenfalls stark besorgt über ihre wirtschaftliche Situation sind, stellen die Autoren allerdings keinen negativen Effekt auf das Geburtenverhalten fest.

mende Instabilität und problematischer werdende Dauerhaftigkeit der Beziehungen einen deutlich negativen Effekt auf die Realisierung des Kinderwunsches“ haben.

Weitere Schlussfolgerungen zum Verhältnis von partnerschaftlicher Instabilität und dem Geburtenverhalten können aus Arbeiten über die Auswirkungen von Partnerschaftsqualität abgeleitet werden. Schumacher et al. (2001) stellen fest, dass die Qualität der Paarbeziehung mit Kinderwünschen zusammenhängt. Je positiver die Qualität einer Partnerschaft eingeschätzt wird, desto eher liegt ein Kinderwunsch vor – ähnlich findet Kuhnt (2013), dass eine hohe Partnerschaftsqualität mit Elternschaftsabsichten korreliert. Berninger et al. (2011) bestätigen einen Zusammenhang zwischen der Partnerschaftsqualität, die sie als unmittelbares Resultat von Jobzufriedenheit ableiten, und dem Wunsch, ein erstes Kind zu bekommen. Eckhard/Klein (2007) weisen nach, dass Männer, die Beziehungskonflikte wahrnehmen, eine reduzierte Erstgeburtenrate aufweisen – bei Frauen finden die Autoren diesen Zusammenhang allerdings nicht. Lutz et al. (2013) stellen in Bezug auf die Familienerweiterung sogar fest, dass sich eine unterdurchschnittliche Partnerschaftszufriedenheit bei Frauen positiv auf den Übergang zum zweiten Kind auswirkt. Für Männer ist der Effekt nicht signifikant.[48] Aus der qualitativen Studie von Bernardi et al. (2007) geht hingegen hervor, dass Frauen mit hohen Bildungsabschlüssen eine stimmige Partnerschaft als Voraussetzung für die Gründung einer Familie ansehen und dass Familiengründungen aufgeschoben werden, wenn Unsicherheiten bezüglich der Partnerschaft bestehen.

Für Frauen mit niedrigen Bildungsabschlüssen existieren in Deutschland keine Studien, die dieses Verhältnis beleuchten. Für den US-amerikanischen Raum finden Edin/Kefalas (2007) in qualitativen Interviews, dass das kulturelle Verständnis von Hochzeit und Ehe einflussreich ist, um das Geburtenverhalten sozial benachteiligter Frauen zu verstehen. Die Ehe ist keine Grundvoraussetzung mehr, um zusammenzuleben und eine Familie zu gründen. Allerdings haben sich neue Anforderungen an eine Eheschließung herausgebildet: der Abschluss einer Ausbildung, stabile Beschäftigung, finanzielle Absicherung, ein Eigenheim – kurz: gesicherte ökonomische Verhältnisse. Für die untersuchten Frauen ist unklar, ob sie oder die in ihrem Heiratsmarkt befindlichen potentiellen Partner jemals diesen Mittelklassestandards genügen werden, vielen erscheint die Realisierung des „white picket fence dreams“ (ebd. 2007: 202) utopisch. Da eine Heirat unwahrscheinlich ist, Kinderlosigkeit aber als Tragödie angesehen wird, werden uneheliche Kinder geboren. Im Vergleich zu Frauen aus der Mittelschicht wird weniger Wert darauf gelegt, zunächst die Partnerschaft zu zweit zu genießen und die Strapazen einer Elternschaft aufzuschieben, die die Qualität

[48] Konträr dazu wirkt sich Streit über Erziehungsfragen bei Frauen negativ auf zweite Geburten aus, nicht aber bei Männern. Mit dem Indikator „Streit über Erziehungsfragen“ messen die Autoren nicht die Beziehungsqualität, sondern zielen darauf ab, Schwierigkeiten mit dem ersten Kind abzubilden (Lutz et al. 2013).

der Paarbeziehung oft verschlechtern. Kinder werden vielmehr als Test für die Partnerschaften angesehen, wobei uneheliche Kinder im Gegensatz zu scheiternden Ehen akzeptiert sind.

Motive und Planung von Schwangerschaften

Motive und Planung von Schwangerschaften sind nach derzeitigem Kenntnisstand nicht explizit im Rahmen von Unsicherheiten untersucht worden.[49] Da die Forschungsergebnisse dennoch relevant sind, um das Geburtenverhalten in der Untersuchungsgruppe zu verstehen, werden im folgenden Abschnitt die zentralen Befunde knapp dargestellt.

Insbesondere in der psychologischen Literatur[50] werden Motive des Geburtenverhaltens unter dem Aspekt des Kinderwunsches diskutiert.[51] Stöbel-Richter et al. (2008: 40) empfehlen die Unterscheidung zwischen primären und weiteren Kinderwünschen, „da es sich bei kinderlosen Personen immer um einen antizipierten Kinderwunsch handelt, während der Wunsch nach einem weiteren Kind auf eigenen Erfahrungen gründet." Die Literatur deutet auf eine „multifaktorielle Bedingtheit des Kinderwunsches" hin (Schumacher et al. 2001: 357). Der Kinderwunsch ist sowohl bei Männern als auch bei Frauen facettenreich (Stammer et al. 2004; Stöbel-Richter et al. 2008) und kann nicht auf ein singuläres Motiv zurückgeführt werden: „Generatives Verhalten kommt […] durch eine Vielzahl von Faktoren in komplexen Wechselbeziehungen zustande, die im Einzelfall nicht vorhersagbar und wissenschaftlich schwer erfaßbar sind" (Gloger-Tippelt et al. 1993: 43). Zudem lassen sich auch bei Frauen in ähnlichen Lebensverhältnissen unterschiedliche Motivkonstellationen finden (Mittag/Jagenow 1984).

In der Sozialisationsforschung wird argumentiert, dass die Erfahrungen im Elternhaus einflussreich für Kinderwünsche und Familiengröße sind. Die Anzahl der Geschwister (Tölke 2005; Kotte/Ludwig 2011) und die Familienorientierung der eigenen Eltern (Barber 2000) gelten als prägende Faktoren für eigene Präferenzen und Verhaltensweisen. Sozialisationserfahrungen müssen allerdings nicht zwangsläufig die gleichen Reaktionsweisen hervorrufen: So findet etwa Huinink (1987), dass Einzelkinder zwar häufiger früh ein erstes Kind bekommen, aber auch öfter kinderlos bleiben. Auch in Bezug auf die Gründung einer Mehrkindfamilie geht kein eindeutiger Effekt von den Erfahrungen in der Herkunftsfamilie aus: „Sowohl eine (zu) kleine als auch eine große Geschwisterzahl kann den Wunsch nach einer großen Familie stärken […]. Es ergeben sich somit nur

[49] In der sozialpädagogischen Literatur existieren einige Forschungsarbeiten, die sich speziell mit Schwangerschaften Minderjähriger beschäftigen (z.B. Merz 1988; Remberg 2001; Ziegenhain et al. 2003). Schwangerschaften Minderjähriger entstehen in der Regel zwangsläufig in unsicheren Verhältnissen, da in jungen Jahren stabile ökonomische und partnerschaftliche Verhältnisse nicht gegeben sind.

[50] Für einen ausführlichen Literaturüberblick über die Vielzahl der teils sehr spezifischen Untersuchungen zu individuellen Schwangerschaftsmotiven siehe u.a. Lukesch (1981: 5ff.) und Gloger-Tippelt et al. (1993: 55ff.).

[51] Es ist bekannt, dass Kinderwünsche sich nicht in tatsächliches Geburtenverhalten übersetzen lassen (z.B. Livi-Bacci 2001; Ruckdeschel 2007). Insofern ist Forschung zu den Motiven von tatsächlichen Schwangerschaften besonders wertvoll, wenngleich diese unter Umständen durch ex-post-Rationalisierungen verzerrt sind (vgl. dazu Bernardi/Keim 2007).

wenige Ansatzpunkte, um die These zu bestätigen, dass die Familienentwicklung durch Nachahmung der eigenen Erfahrungen geprägt werde“ (Eggen/Rupp 2006: 133).

Bei Untersuchungen zum Einfluss von Werten und Einstellungen auf das Geburtenverhalten zeigt sich ein eindeutiger Zusammenhang zwischen Religion und Kinderzahl. Die Daten des Bamberger-Ehepaar-Panels belegen, dass religiöse Werte bei Eltern mit mindestens drei Kindern eine größere Bedeutung haben als bei Eltern mit weniger Kindern (Eggen/Rupp 2006: 137). Allerdings wird auch deutlich, dass Religiosität keine notwendige Bedingung für Kinderreichtum ist. Bei Frauen sind immaterielle Beweggründe für Geburtenentscheidungen einflussreich (Eckhard/Klein 2007), da sie aus der Existenz von Kindern unmittelbar Befriedigung ableiten. Allerdings lassen sich bildungsspezifische Differenzen feststellen: Frauen mit niedrigen Bildungsabschlüssen assoziieren Kinder deutlich öfter mit einer „Erfüllung im Leben“ als Frauen mit hohen Bildungsabschlüssen. Dies korrespondiert mit den Ergebnissen von Edin/Kefalas (2007), dass Bildungsgruppen in den USA sich im Hinblick auf Einstellungen zur Familie unterscheiden; bei benachteiligten Bevölkerungsgruppen nehmen Kinder einen vergleichsweise höheren absoluten Stellenwert im Leben ein. Für Frauen mit hohen Bildungsabschlüssen haben demgegenüber berufsbezogene Opportunitätskosten einen stärkeren Einfluss auf das Geburtenverhalten.

Psychoanalytische Arbeiten betonen den funktionellen Nutzencharakter von Elternschaft und stehen in engem Zusammenhang mit Value-of-Children-Theorien. Demnach begünstigen Kinder die Kompensation unerfüllter Wünsche, Status- und Machtgewinne oder die Demonstration der eigenen Fähigkeiten (Gloger-Tippelt et al. 1993: 58). In verschiedenen Forschungsarbeiten werden die Funktionen, die Kinder erfüllen können, numerisch aufgelistet. Mittag/Jagenow (1984: 22) unterscheiden zehn Motivklassen von Kinderwünschen: [52]

- Kinder als Aufgabe und Lebenssinn
- Kinder als Selbstverwirklichung und um neue Lernerfahrungen zu machen
- Kinder, um deren Entwicklung miterleben zu können
- Kinder als Liebesobjekt oder Partnerersatz
- Kinder zur Identifikation als Frau und Mutter
- Kinder, um die Partnerschaft zu vervollständigen
- Kinder, um Schwangerschaft und Geburt zu erleben
- Kinder, um selbst wieder Kind sein zu dürfen
- Kinder aus Liebe zu Kindern
- Kinder, um die Welt menschlicher zu gestalten

Die Autoren heben des Weiteren hervor, dass es neben funktionalen Motiven eines Kinderwunsches „noch eine weitere, viel schwerer faßbare und tiefer liegende Motivation des Kinderwunsches“ gebe (1984: 7). Die weibliche Sexualität werde durch Schwangerschaft, Geburt und Mut-

[52] Weitere Zusammenfassungen psychoanalytischer Aspekte des Kinderwunsches finden sich u.a. bei Beutel (2002: 6), Brähler (1990: 28ff.), Kühler (1989) und Lukesch (1982: 206).

terschaft erweitert – dies bewirke eine „Fruchtbarkeitslust“, die aus dem Streben nach weiblicher Identität resultiere. Ebenfalls bezugnehmend auf unbewusste Vorgänge deutet Brähler (1990: 35) den Kinderwunsch als Folge eines natürlichen Reifungsprozesses.

Als einflussreich gilt auch der Aspekt der partnerschaftlichen Bindung: Ein gemeinsames Kind soll bestehende Partnerschaften vervollständigen und bereichern (Mittag/Jagenow 1984: 22f.) beziehungsweise die Paarbindung stärken (Eckhard/Klein 2007)[53]. Dabei kann der Wunsch eine Rolle spielen, dass die Partnerschaft sich weiterentwickelt, indem gemeinsam Verantwortung für ein Kind übernommen wird (Gloger-Tippelt et al. 1993). Kinderwünsche werden in anderen Arbeiten aber auch als Konfliktlösungsversuch in partnerschaftlichen Krisen interpretiert, da sie im Gegensatz zu beschwerlichen Aushandlungsprozessen eine einfachere Möglichkeit der Entscheidungsfindung darstellen (Klomann/Nyssen 1994: 43). Schwangerschaften werden möglicherweise auch deshalb initiiert, um den Status einer Partnerschaft zu klären: Denn durch die Aussicht auf ein gemeinsames Kind kommen zwangsläufig grundsätzliche Fragen der Partnerschaft auf (Goebel 1996).

Kinderwünsche werden auch in anderen Kontexten als Konfliktlösungsstrategien thematisiert, etwa bei Trennungs-, Ablösungs-, oder Alterskonflikten (Goebel 1996). Burkart (1996: 35) hält fest: „Häufig […] versuchen Paare oder Individuen mit der Übernahme einer Elternschaft ein biographisches Problem zu lösen [...].“ Andere Arbeiten verweisen auf traumatische Erfahrungen und Brüche im persönlichen Nahumfeld, die zu Kinderwünschen führen (Beutel 2002; Busch 2004). In ähnlicher Argumentation werden Schwangerschaften im Jugendalter als Folge mangelnder emotionaler Bindungen diskutiert: „Mit der Schwangerschaft […] werden bisher unerfüllte Wünsche nach psychologischer Nähe und Intimität auf ein Wunschkind bezogen, das diese erfüllen soll“ (Ziegenhain et al. 2003: 609). Merz stellt in einer Untersuchung über schwanger gewordene junge Frauen fest, dass die überwiegende Mehrheit der Probanden ein „deutliches Defizit an Geborgenheitserfahrungen“ (1988: 50) aufweist und vermutet, dass ungewollte Schwangerschaften kein zufälliges Ereignis sind, sondern unbewusst herbeigeführt werden, um dieses Defizit zu kompensieren. Diese Befunde stehen im Widerspruch zu den Ergebnissen von Schumacher et al. (2001). Sie untersuchen den Zusammenhang zwischen dem erinnerten elterlichen Erziehungsverhalten und Kinderwünschen und stellen fest, dass diejenigen, die ihre eigene Kindheit als liebevoll und wenig einengend erleben, sich eher ein Kind wünschen als diejenigen, die als Kind Ablehnung, Kontrolle und Überbehütung erlebten. Bei jungen Frauen werden Schwangerschaften auch als

[53] Die Autoren finden, dass Paarbindung ein zentrales Motiv für Elternschaft ist. Geschlechterübergreifend gilt, dass die Bindung an den Partner einer der Beweggründe für die Erstgeburt ist. Wie bereits im Abschnitt über partnerschaftliche Unsicherheiten und Geburtenverhalten diskutiert, gilt dies bei Männern nur, wenn sie keine Beziehungskonflikte wahrnehmen.

Initiation des Erwachsenenalters oder Ablösungswunsch vom Elternhaus gedeutet (Osthoff 1999; Busch 2004; Spies 2009).

Der Übergang zur Elternschaft ist laut Burkhart (1994; 1996) oftmals keine Folge bewusster und intentionaler Handlungen, denn im Kinderwunsch kommen auch unbewusste Aspekte zum Ausdruck (dazu auch Kühler 1989; Gloger-Tippelt et al. 1993; Beutel 2002). Außerdem wird hervorgehoben, dass Kinderwünsche komplex, widersprüchlich und oft von Ambivalenzen und Konflikten geprägt sind, die den betreffenden Personen ebenfalls nicht zwangsläufig bewusst sind. Sie tragen sowohl bejahende als auch verneinende Aspekte in sich, besonders beim ersten Kind zeigen sich sowohl Wünsche als auch Ängste (Mittag/Jagenow 1984; Gloger-Tippelt et al. 1993; Helfferich 2001; Stammer et al. 2004). Zusammenfassend stellen Ziegenhain et al. fest, dass vermutlich „auch nicht vollständig zugängliche, unbewusste Motive, Konflikte und Ambivalenzen eine Rolle" spielen (2003: 609).

Daran schließt sich die Frage an, ob und in welchem Maße Schwangerschaften geplant werden. Bisherige Forschungsergebnisse basieren überwiegend auf Fragebogenerhebungen, die aufgrund abweichender Operationalisierungstechniken schwer vergleichbar sind. Unterschiede zeigen sich sowohl bei der Art der Fragestellung als auch bei den vorgegebenen Antwortkategorien. In der Deutschen Studie zu Infertilität und Subfekundität (DESIS) wurden Frauen danach gefragt, ob ihre Schwangerschaften geplant waren. Von 1167 Schwangerschaften erwiesen sich 55 Prozent als geplant, 33 Prozent als ungeplant und in 9 Prozent der Fälle hatten die Frauen ihre Entscheidung offen gelassen (Helfferich/Kandt 1996). Zu ähnlichen Ergebnissen kommen Feldhaus/Boehnke (2008), die nach Durchsicht der Literatur resümieren, dass etwa 30-40 Prozent aller Schwangerschaften ungeplant sind. Für ihre eigenen Analysen verwenden sie SOEP Daten und stellen fest, dass von 790 Schwangerschaften 68 Prozent als „eher geplant" und 32 Prozent als „eher ungeplant" klassifiziert wurden[54]. Ferner zeigte sich, dass insbesondere die letzten Kinder ungeplant sind. Die Wahrscheinlichkeit, dass das dritte Kind ungeplant ist, ist um 22 Prozent höher als beim zweiten Kind – beim vierten Kind ist die Wahrscheinlichkeit bereits um 42 Prozent höher. Ungleichheitssoziologische Differenzen spielen keine Rolle: Höhere Bildungsabschlüsse führen nicht zu weniger ungeplanten Schwangerschaften. Dieses Ergebnis steht im Widerspruch zur DESIS Studie, in der für Hochschulabsolventinnen der geringste Anteil an ungeplanten Schwangerschaften festgestellt wurde. Ein hoher Anteil ungeplanter Schwangerschaften liegt laut Feldhaus/Boehnke bei denjenigen vor, die in Ausbildung sind, oder die angeben, sich Sorgen um ihre wirtschaftliche Zukunft zu machen.

[54] Frauen, die einen Schwangerschaftsabbruch vorgenommen haben, wurden aus der Stichprobe ausgeschlossen.

Die wohl umfangreichsten Untersuchungen zur Geplantheit von Schwangerschaften sind die von der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) in Auftrag gegebenen Studien „frauen leben. Lebensläufe und Familienplanung“ (Helfferich 2001) und „männer leben. Lebensläufe und Familienplanung“ (Helfferich et al. 2005). Die „frauen leben“-Studie zeigt, dass ungewollte Schwangerschaften in bestimmten Situationen vermehrt eintreten: dann, wenn Frauen sich beruflich oder privat in einer belastenden Situation befinden. Solche Situationen werden als Ausbildungsende, Arbeitslosigkeit, Partnerschaftskrise oder Partnerlosigkeit definiert. In Einklang mit den Ergebnissen von Feldhaus/Boehnke wird ferner hervorgehoben, dass das dritte und vierte Kind häufiger ungeplant ist als das zweite. Allerdings wird zusätzlich darauf hingewiesen, dass auch das erste Kind öfter ungeplant ist als das zweite. Die Autoren vermuten, dass die Quote ungeplanter Schwangerschaften in Westdeutschland von etwa 70 Prozent in den 1960er Jahren auf etwa 40-50 Prozent Ende der 1990er Jahre gesunken ist (Helfferich 2001: 199).

Studien, in denen zusätzlich erhoben wird, ob die Schwangerschaften gewünscht waren, zeigen, dass die Angaben zu Kinderplänen und -wünschen nicht zwangsläufig kongruent sind. Bereits in den 1980er Jahren wurden Probleme bei der Erhebung von Kinderwunsch, Kinderplanung und deren Realisierungen thematisiert. Lutz (1984) kommt nach Auswertung quantitativer Umfragedaten generell zum Schluss, dass sich Aussagen zum Planungsgrad von Schwangerschaften durch hohe Inkonsistenzen auszeichnen. Lukesch (1981: 10) verweist unter Bezugnahme auf eine Studie zum Schwangerschaftsverlauf darauf, dass etwa 45 Prozent der ungeplanten Schwangerschaften erwünscht sind. In einer jüngeren Untersuchung mit jugendlichen Müttern fanden Ziegenhain et al. (2003: 608), dass 76 Prozent der Schwangerschaften nicht geplant waren – allerdings gab beinahe die Hälfte der Frauen an, dass sie sich ein Kind gewünscht hatte. In der „frauenleben“-Studie wurden weitere Paradoxien aufgezeigt: Nicht gewollte Schwangerschaften werden in manchen Fällen „freudig begrüßt“; oder: Schwangerschaften, die unter Verhütung eintraten, wurden als zu diesem Zeitpunkt „gewollt” klassifiziert (Helfferich 2001).

Diese widersprüchlichen Ergebnisse lassen darauf schließen, dass quantitative Methoden nur bedingt geeignet sind, um die Planung von Schwangerschaften und deren Motive nachzuvollziehen. Denn, wie in der psychologischen Literatur vielfach dokumentiert, sind Kinderwünsche komplex. Zudem können sich Planungsabsichten im Laufe einer Schwangerschaft ändern:

> „Eine Schwangerschaft kann bei Erwachsenen und bei Teenagern vor oder nach der Konzeption ungeplant sein, und sie kann explizit oder implizit nicht gewollt sein, was sich wiederum im Verlauf der Schwangerschaft oder kurz vor oder nach der Geburt verändern kann. Ein Wunschkind muss nicht zu allen Zeiten ein solches gewesen sein, ebenso wie ein während der Konzeption gewolltes oder zumindest eingeplantes Kind später vielleicht wieder abgetrieben wird oder zumindest nicht mehr gewollt ist“ (Osthoff 1999: 91f.).

In quantitativen Erhebungen kommen diese Zusammenhänge in widersprüchlichem Antwortverhalten zum Ausdruck[55]. Entscheidungsambivalenzen und verschwiegene oder unbewusste Kinderwünsche können durch die Vorgaben grober Antwortkategorien wie „nicht geplant", „nicht gewollt" oder „nicht gewünscht" nur unzureichend rekonstruiert werden. Ungeplante Schwangerschaften haben vielschichtige Dimensionen, Feldhaus/Boehnke (2008) führen beispielsweise Verhütungsunfälle, bewusste Laissez-Faire-Stile, Überzeugungen des Nicht-Planen-Könnens von Elternschaft und Entscheidungsambivalenzen an. Osthoff (2004) regt an, zwischen den Kategorien „(nicht) geplant", „(nicht) gewollt", „billigend in Kauf genommen", „nicht geplant oder zunächst nicht gewollt, dann aber doch gewollt" und „zunächst geplant bzw. gewollt, dann jedoch nicht mehr gewollt" zu unterscheiden.

Schlussfolgerung Forschungsstand

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Forschungsergebnisse zu den Auswirkungen von Unsicherheit auf das Geburtenverhalten widersprüchlich sind und es anhand der vorliegenden Befunde schwer zu beurteilen ist, ob und welchen Zusammenhang es zwischen den beiden Phänomenen gibt. Zudem existieren keine Untersuchungen, die gleichzeitig ökonomische und partnerschaftliche Unsicherheiten im Hinblick auf deren Wirkung auf das Geburtenverhalten untersuchen. Da Geburtenverhalten zunehmend im Kontext doppelt unsicherer Verhältnisse stattfindet, ist dies ein massives Forschungsdefizit. Ähnlich verweist Jürgens darauf, dass die Veränderungen in Erwerbsarbeit, Sozialstaat und Familie in deren Wirkung auf die reproduktiven Fähigkeiten des Menschen bislang unerforscht sind: „Mehrdimensionale und die drei genannten Bereiche integrierende Forschungsarbeiten stellen hier noch immer ein Desiderat dar" (2010: 562).

Zudem beschäftigen sich die wenigsten Untersuchungen mit Unsicherheiten und dem Geburtenverhalten höherer Paritäten. Jenseits der Studie von Kreyenfeld/Andersson (2013) sind keine Untersuchungen bekannt, die den Zusammenhang von Unsicherheiten und der Gründung von Mehrkindfamilien beleuchten. Und auch in dieser Studie bleibt die Frage offen, warum Unsicherheiten den Übergang zum dritten Kind begünstigen.

Tiefere Einblicke in das Geburtenverhalten, die das komplexe Zusammenspiel der verschiedenen individuellen Geburtenmotive aufdecken, lassen sich darüber hinaus nicht aus quantitativen Datensätzen generieren, sondern können nur in qualitativen Untersuchungen über subjektive Bedeutungszuschreibungen rekonstruiert werden; Bernardi et al. stellen fest, dass Studien dieser Art

[55] Qualitative Untersuchungen deckten außerdem auf, dass die in quantitativen Fragebögen verwendeten Begrifflichkeiten von den Befragten unterschiedlich interpretiert werden: "Women attached particular nuances of meaning to the terms which could change during the course of conversation and had preferences for particular terms that were not possible to predict." (Barrett/Wellings 2002: 555). Ähnlich unterstreichen Fischer et al. (1999: 119), dass „no 2 women placed the exact same value on factors associated with characterizing a pregnancy as intended, planned, or wanted".

über das Geburtenverhalten sozial benachteiligter Bevölkerungsgruppen in Deutschland bislang fehlen: „Unsere Untersuchung konzentriert sich auf hoch qualifizierte Befragte, zukünftige Analysen müssen aber auch Paare mit anderem sozialen Hintergrund einbeziehen“ (2007: 333).

Fundierte Kenntnisse über das generative Verhalten kinderreicher Mütter im Hartz-IV-Bezug existieren nicht. Gerade weil über deren Geburtenmotive im öffentlichen Raum viel spekuliert wird, ist es notwendig, eine umfassende Ursachenanalyse vorzunehmen, die die Perspektive und die Erfahrungen der Akteure berücksichtigt. Eine systematische Betrachtung des Geburtenverhaltens kinderreicher Mütter in sozialstaatlicher Abhängigkeit, die mikro- und makroperspektivische Einflussfaktoren im Kontext doppelt unsicherer Lebensverhältnisse aufdeckt und somit dem „komplexen, multifaktoriell bedingten Phänomen“ (Schumacher et al. 2001: 362) gerecht wird, fehlt in der Literatur bislang.

3.3 Familiäre Probleme und Bewältigungsstrategien

Kinderreiche Mütter im Hartz-IV-Bezug weisen neben ökonomischer Deprivation häufig auch soziale Belastungen auf (vgl. Kap. 6.2). Das folgende Unterkapitel resümiert die Literatur zu familiären Problemen und Bewältigungsstrategien.

Familiäre Probleme

Familiäre Probleme sind sowohl Gegenstand der psychologischen als auch der soziologischen Literatur. Die Psychologie befasst sich generell mit der „Funktionalität“ von Familien, unabhängig davon, ob sie sich durch soziale Probleme auszeichnen. Als „funktionstüchtig“ gelten Familien, wenn sie „die Funktionen des Zusammenhalts und der Förderung der Entwicklung der einzelnen Personen und der Subsysteme angemessen wahrzunehmen vermögen“ (Perrez/Bodenmann 2009: 78). Empirische Untersuchungen zielen darauf ab, das Familienklima bzw. die Familienfunktionalität anhand von Selbsteinstufungen zu erheben. Schneewind (1988) unterscheidet beispielsweise Familientypen unter Rückgriff auf zehn Familienklimaskalen, die angeben, wie einzelne Familien hinsichtlich des emotionalen Klimas (Zusammenhalt, Organisation und Konfliktneigung), des anregenden Klimas (kulturelle Aufgeschlossenheit, Freizeitaktivitäten) und des normativ-autoritativen Klimas (Ausmaß an Normorientierung) abschneiden[56].

Demgegenüber existieren soziologische und (sozial-)psychologische Arbeiten, die sich explizit mit Familien in schwierigen Lebenslagen befassen. Begrifflich werden sie als Multiproblem-, Armuts-, Randschicht- oder Ghettofamilien bezeichnet, wobei ihnen gemeinsam ist, dass sie hinsichtlich

[56] Ähnlich messen Kronmüller et al. (2009: 48) die Familienfunktionalität. Für einen detaillierteren Einblick in die psychologische Forschung zu Störungen und Funktionsweisen in der Familie vgl. Perrez/Bodenmann (2009).

der sozioökonomischen Bedingungen und der Problembewältigungsstrategien von traditionellen Arbeitermilieus abweichen (Beier 1990: 263). Die deskriptiven Modelle ziehen unterschiedliche soziale Probleme als Indikatoren heran.

Laut Clemenz/Combe haben „Multiproblemfamilien“ schwerwiegende klinische und psychosoziale Symptomatiken. Darunter fallen psychische Probleme, Partnerkonflikte, Suchtverhalten, psychosomatische Störungen, Entwicklungsrückstände der Kinder, Kindesmisshandlung, Arbeitslosigkeit und Wohnungs- und Mietprobleme, zudem gilt Verschuldung als übergreifendes Muster (1990: 14). Charakteristisch für die Familien sei eine generationenübergreifende institutionelle Betreuung, insofern handele es sich um „verwaltete Biographien“ (ebd.: 17). Häufig haben die Eltern im Laufe ihres Lebens traumatische Erfahrungen wie Heimaufenthalte, Misshandlung oder sexuellen Missbrauch gemacht – dafür werde beim Partner Entschädigung erhofft, weshalb die Beziehungen gleichzeitig von hohen Erwartungen und Abwertungen des anderen geprägt seien. Diese Konfliktdynamiken werden auf die Kinder übertragen: „Durch den Wechsel von Vernachlässigung und Verwöhnung, übergroßer Härte und Nachgiebigkeit und durch das Ausagieren aggressiver Impulse werden die eigenen Erfahrungen an die Kinder weitergegeben […]“ (ebd.).

In einer Untersuchung über Obdachlosigkeit und Armut im ländlichen Raum entwickeln Vaskovics et al. (1983: 81ff.) ein multidimensionales Messkonzept, bei dem familiäre Problemlagen über die Dimensionen materielle Probleme, familienstrukturelle Probleme, Verhaltensprobleme und soziale Deprivationsprobleme ermittelt werden. Die vier Dimensionen werden über 10 Indikatoren gemessen: Die materielle Lage umfasst akute Einkommensarmut und das Fehlen einer menschenwürdigen Wohnung. Unter familienstrukturelle Probleme fallen Kinderreichtum, Unvollständigkeit der Familie (z.B. Alleinerziehende) und Behinderung/Pflegefälle. Verhaltensprobleme werden über die Indikatoren Alkoholismus und Vorstrafen gemessen und als soziale Deprivationsprobleme gelten Langzeitarbeitslosigkeit und Ablehnung der Nachbarschaft. Als „Problemfamilien“ werden diejenigen Haushalte bezeichnet, die akut oder potentiell in relativer Armut leben und unter Umständen zusätzliche Probleme aufweisen. „Multiproblemfamilien“ sind demgegenüber mindestens von vier Problemindikatoren betroffen. Auf eine Typisierung der Problemkonstellationen verzichten die Autoren aufgrund der Komplexität der familiären Lagen. Im Hinblick auf die Kinderzahlen zeigt sich, dass jede fünfte Problemfamilie in der Untersuchung eine kinderreiche Familie ist, d.h. mindestens von Armut bedroht ist. Zudem kumulieren Probleme in dieser Gruppe oft: Bei einem Viertel fehlt ein Elternteil, etwa 80 Prozent leben in Armut und jede zweite Familie ist von Problemen wie Alkoholismus oder Vorstrafen betroffen. Damit weisen kinderreiche Familien auch ein hohes Risiko auf, als „Multiproblemfamilien“ eingestuft zu werden.

Goldbrunner plädiert dafür, den Begriff der Problemfamilie offen zu halten und davon abzusehen, soziologische, psychologische und medizinische Problemkonstellationen kumulativ aufzulisten. Als Problemfamilien sollen schlichtweg diejenigen gelten, die von multiplen Problemen betroffen sind und diese nicht lösen können – auch dann nicht, wenn eine längerfristige institutionelle Betreuung stattfindet (1989: 43). Die Probleme beziehen sich unter anderem auf die materielle, gesundheitliche, soziale und psychische Ebene, treten in unterschiedlichen Konstellationen auf und schlagen sich oft auch in konflikthaften innerfamiliären Beziehungskonstellationen nieder.

Nielsen et al. (1986: 101ff.) untersuchen Familien, die eine Sozialpädagogische Familienhilfe beansprucht haben und messen deren familiale Belastung anhand der Kriterien Familiengröße, Familienstruktur, Kommunikationsstrukturen (Erziehungsstil etc.), Lebensverhältnisse (Einkommen, Bildungsgrad etc.) und individuelle Lebensereignisse. Je nach Ausprägung und Umfang dieser Kriterien unterscheiden die Autoren zwischen Familien in Einzelkrisen, Familien in Strukturkrisen und Familien in chronischen Strukturkrisen. Einzelkrisen entstehen aufgrund singulärer Ereignisse wie eines Partnerverlusts, sind temporärer Natur und betreffen nur einen Teil der familialen Organisation. Familien in Strukturkrisen leben in ökonomisch deprivierten Verhältnissen und sind dauerhaft mit Problemen – beispielsweise Partnerproblemen, Suchtproblemen oder Gewalt – konfrontiert. Wenn zusätzlich Einzelkrisen auftreten, werden die Strukturkrisen besonders evident. Denn im Vergleich zu Familien, die sich nicht in Strukturkrisen befinden, beansprucht die Bewältigung von Einzelkrisen in diesen Familien höhere Kapazitäten. Dennoch sind die Kompetenzen ausreichend, um den Alltag zumindest partiell zu bewältigen. Demgegenüber sind bei Familien in chronischen Strukturkrisen alle Lebensbereiche problembehaftet. In diesen Familien zeichnen sich die Eltern durch sozialisatorische Defizite aus, die durch „fehlende eigene Familienerfahrung“ oder die „Herkunft aus desolaten, negativen Familienzusammenhängen“ verursacht sind (ebd.: 104) und sich in mangelnden sozialen Kompetenzen niederschlagen. Problembewältigungsstrategien sind nicht vorhanden; Kriseninterventionen wirken zwar entlastend, aber nicht problembeseitigend. Die drei Krisentypen von Nielsen et al. unterscheiden sich auch hinsichtlich der Bewältigungsstrategien: Je ausgeprägter die Problemlage, desto geringer sind die Ressourcen, diesen Problemen effektiv entgegentreten zu können.

Einige Arbeiten beziehen sich speziell auf arme oder arbeitslose Familien[57]. Erstmalig wurden die familiären Auswirkungen von Armut/Arbeitslosigkeit in der Marienthal-Studie untersucht. Jahoda

[57] Für eine Literaturübersicht über die Auswirkungen von Arbeitslosigkeit auf spezifische Aspekte des Familienlebens (z.B. Anpassungsstrategien an die materielle Situation, kindliche Gesundheit, Beeinträchtigungen der Sozialisationsfunktion) vergleiche u.a. Walper (1988) und Neuberger (1997). Die psychosozialen, sozialen und gesundheitlichen Auswirkungen von Armut auf Kinder tragen Butterwegge et al. (2008: 161) zusammen, dazu u.a. auch Hock et al. (2000: 130 ff.) oder Holz (2011: 7ff.). Ergebnisse zu den gesundheitlichen und psychosozialen Auswirkungen arbeitsloser Erwachsener finden sich u.a. bei Kieselbach (1994: 242ff.).

et al. zeigen, dass Individuen unterschiedlich mit Erwerbslosigkeit umgehen und grenzen vier Haltungstypen voneinander ab: die Resignierten, die Ungebrochenen, die Verzweifelten und die Apathischen (Jahoda et al. 1933: 64ff.). Die vier Typen unterscheiden sich hinsichtlich der Haushaltsführungskompetenzen, der Hoffnungsbereitschaft, des subjektiven Wohlbefindens und der Sorge um die Kinder. Während die Resignierten und die Ungebrochenen eine ordentliche Haushaltsführung beibehalten und der Kinderpflege nachkommen, zeichnen sich die Ungebrochenen zusätzlich durch Zuversicht und Aktivität aus – sie versuchen beispielsweise immer wieder, eine Arbeitsstelle zu finden. Dahingegen beschreiben die Autoren die anderen beiden Gruppen als gebrochen. Die Gruppe der Verzweifelten unterscheidet sich hinsichtlich der objektiven Kriterien nicht maßgeblich von den Resignierten, ihr Alltag ist allerdings von Verzweiflung, Depression und Hoffnungslosigkeit geprägt. Bei den Apathischen kommen Verwahrlosungstendenzen hinzu, sowohl hinsichtlich der Haushaltsführung als auch bei der Pflege der Kinder.

Ähnliche Typologien finden sich mit unterschiedlichen Untersuchungsschwerpunkten auch in neueren Studien. Subjektive Verarbeitungsformen von Arbeitslosigkeit stehen im Zentrum der Arbeit von Hess et al. (1990). In ihrer quantitativen Umfrage mit arbeitslosen Vätern unterscheiden sie drei Belastungstypen. Die erste Gruppe, die etwa 20 Prozent der Befragten umfasst, berichtet (auch) von positiven Erfahrungen mit der Arbeitslosigkeit – etwa, weil mehr Zeit für die Familie oder für vergnügliche Aktivitäten vorhanden ist. Die zweite Gruppe, der etwa 50 Prozent der Befragten zugehörig sind, zeichnet sich durch beeinträchtigte soziale Beziehungen aus, die tendenziell zu sozialer Isolation führen. Bei der dritten Gruppe, der die verbleibenden 30 Prozent angehören, lassen sich Beeinträchtigungen von Selbstwert und Identität feststellen. Da die Zielgruppe der Untersuchung arbeitslose Väter sind, können keine Schlussfolgerungen über die Auswirkungen von Arbeitslosigkeit auf Mütter gezogen werden. Thematisiert wird jedoch auch die Beeinträchtigung der Paarbeziehung, wobei die Sichtweise der Ehefrauen einbezogen wird. Ein hoher Anteil der Befragten berichtet, dass der Zusammenhalt durch die Arbeitslosigkeit tendenziell gestärkt worden sei. Insbesondere in der Gruppe derjenigen, die unter der Arbeitslosigkeit leiden, scheint die Neujustierung des familiären Systems jedoch zu Konflikten zu führen. Auch dann, wenn die Ehefrauen erwerbstätig sind, verschärfen sich Partnerschaftskonflikte, was die Autoren unter anderem darauf zurückführen, dass die arbeitslosen Väter ihrer Rolle als Ernährer nicht nachkommen können und von ihren Partnerinnen ersetzt werden[58].

[58] Zu den Auswirkungen von Arbeitslosigkeit auf das familiäre Rollengefüge vgl. auch Schindler/Wetzels (1990): Familien mit einer klassischen Rollenteilung berichten im Falle männlicher Arbeitslosigkeit von familiären Konflikten im Kontext der Hausarbeit. Zudem beschreiben die Ehemänner, dass die Arbeitslosigkeit ihre Persönlichkeit grundsätzlich in Frage stellt (ebd.: 49).

Meier et al. untersuchen in einer qualitativen Studie die Lebenssituation von 22 Haushalten in armer oder prekärer Lebenslage[59]. Unter Bezugnahme auf acht Themenbereiche – finanzielle Situation, Wohnsituation, Zeitbelastung, Bildung, Gesundheit, psychosoziale Situation, soziale Netzwerke und Alltagskompetenzen – unterscheiden sie zwischen vier Haushalts- bzw. Lebenslagentypen (2003: 295ff.):

1.) Die verwalteten Armen leben seit Generationen in Armut und können ihren Alltag ohne institutionelle Hilfen nicht bewältigen. Zeitstrukturen entgleiten, zudem sind die Eltern „weder mental noch alltagspraktisch in der Lage, ihren Kindern Daseinskompetenzen wie Bindungs- und Konfliktfähigkeit, Durchhaltevermögen, emotionale Stabilität oder haushälterische Grundkompetenzen zu vermitteln“ (ebd.: 297).
2.) Bei den erschöpften Einzelkämpferinnen handelt es sich um Alleinerziehende oder Paarfamilien, die trotz einer Erwerbstätigkeit unterhalb des soziokulturellen Existenzminimums leben. Zeitliche Belastungen und individuelle Problemsituationen führen zu einem Erschöpfungszustand.
3.) Die ambivalenten Jongleurinnen zeichnen sich durch risikoreiches Verhalten – etwa bei der Aufnahme von Krediten – aus, was aufgrund der vergleichsweise geringen ökonomischen und kulturellen Kapitalien verheerende Konsequenzen hat.
4.) Die vernetzten Aktiven sind Alleinerziehende mit hohen Bildungsabschlüssen, die in ein enges soziales Netzwerk eingebunden sind, von dem sie monetär und alltagspraktisch unterstützt werden. Zudem können die vernetzten Aktiven erfolgreich institutionelle Hilfen mobilisieren.

In der AWO-ISS Langzeitstudie „Kinder und Jugendarmut“ stehen die Auswirkungen familiärer Armut auf die Lebenslage von Kindern im Zentrum des Forschungsinteresses[60]. Zunächst untersuchen die Autoren das relative Abschneiden der Kinder in den vier Bereichen materielle, gesundheitliche, soziale und kulturelle Grundversorgung. Daran anknüpfend bestimmen sie die Lebenslage der Kinder, wobei sie die drei Typen „Aufwachsen in Wohlergehen“, „Aufwachsen in Benachteiligung“ und „Aufwachsen in Deprivation“ unterscheiden. Von Wohlergehen wird gesprochen, wenn ein Kind in keinem der vier Bereiche zu den untersten 20 Prozent gehört. Benachteiligung bedeutet, dass es in ein bis zwei Bereichen zu den untersten 20 Prozent zählt und als Deprivation gilt, wenn es in drei oder vier Bereichen Teil der untersten 20 Prozent ist. Im Vergleich zu den Kindern, die nicht in ökonomischer Armut aufwachsen, zeigt sich, dass familiäre Armut und kindliche Unterversorgungslagen korrelieren. Allerdings handelt es sich dabei nicht um einen zwangsläufigen Mechanismus, denn auch Kinder aus armen Familien gehören dem Typ Wohlergehen an. Umgekehrt können auch nicht-arme Kinder in Deprivation aufwachsen (Bird/Hübner 2010: 24f.).

An die Überlegungen zur Lebenslage der Kinder anknüpfend werden anschließend fünf familiäre Armutstypen unterschieden, in die zusätzliche Informationen über die Hintergrundproblematik, z.B. die Biographien der Eltern, der Umgang mit materiellen Mitteln und das Erziehungsverhalten, einfließen (Hock et al. 2000: 139ff.) Die Autoren unterscheiden:

[59] In einem Haushalt lebten keine Kinder, insofern waren nur 21 Fälle Familienhaushalte.
[60] Die AWO-ISS-Studie ist eine vorwiegend quantitativ angelegte Untersuchung, in der Kinder über einen Zeitraum von 15 Jahren zu den Folgen von Armut befragt wurden. Für das methodische Vorgehen der umfangreichen Längsschnittstudie, die inhaltlichen Ziele und die Ergebnisse vgl. u.a. Laubstein et al. (2010) und Laubstein et al. (2012).

Typ 1: Wohlergehen des Kindes trotz eingeschränkter materieller Ressourcen
Typ 2: Armut als „Nebenproblem“ einer gravierenden sozio-emotionalen Störung
Typ 3: Armut als aktuell begrenzte Benachteiligung und latente Gefahr
Typ 4: Armut als massive materielle und kulturelle Benachteiligung (soziale Ausgrenzung)
Typ 5: Armut als multiple Deprivation

Bei Typ 1 führt die materielle Benachteiligung nicht dazu, dass die familiären Beziehungen leiden und das Familiensystem Defizite aufweist, denn die Eltern können die materiellen Einschränkungen durch persönliche Ressourcen und private und institutionelle Unterstützung kompensieren – es zeigen sich in der Regel keine negativen Auswirkungen auf das kindliche Wohlergehen. Bei Typ 2 entsteht die materielle Benachteiligung durch ein „traumatisches Ereignis“ (ebd.: 142) wie die Scheidung der Eltern. Vielfach wird die Armutssituation überwunden, weshalb die kindliche Belastung begrenzt bleibt. Familien vom Typ 3 weisen neben materiellen Problemen auch andere soziale Probleme auf (z.B. Suchtprobleme), was sich in singulären Defiziten bei den Kindern, wie beispielsweise leichten Sprachstörungen, niederschlägt. Bei Typ 4 handelt es sich um Familien mit Migrationshintergrund, deren Aufenthaltsstatus unsicher ist. Er lebt in schlechten Wohnverhältnissen, ist materiell und kulturell stark benachteiligt und befindet sich aufgrund drohender Ausreise in ständiger Unsicherheit. Bei Typ 5 kumulieren materielle und immaterielle Probleme und können nicht mehr bewältigt werden. Zusätzlich sind die Eltern im Gegensatz zum Typ 4, der in ähnlich schlechten Bedingungen lebt, nicht in der Lage, ihren Kindern durch emotionale Zuwendung und Förderung eine normale Entwicklung zu ermöglichen. Diese Problemkonstellation zeigt sich, so die Autoren, insbesondere bei sehr großen Familien.

Chassé at al. (2010) beabsichtigen, eine umfassende Beschreibung der Lebenslage armer Familien zu liefern und berücksichtigen ebenfalls die Kindperspektive. Dabei werden sowohl strukturelle Belastungen und Benachteiligungen als auch Wahrnehmungsaspekte und Bewältigungsstrategien beleuchtet. Sie vergleichen den beruflichen Kontext, die sozialstaatliche Abhängigkeit, die familiäre Situation, die Netzwerke, die Erziehungsstile und die Bewältigungsstrukturen und finden eine „strukturelle Labilität der Lebenslagen, die in den meisten Fällen auch so wahrgenommen wird“ (ebd.: 212). Als Faktoren der Belastung gelten unter anderem Erwerbslosigkeit, Schulden, drohender Wohnungsverlust, Partnerschaftskonflikte, Verlust der sozialen Integration, Drogenkonsum und Gewalt bzw. starke Konflikte innerhalb der Familie. Daran anknüpfend unterscheiden die Autoren stark belastete, belastete und ausgeglichene Familien. Stark belastete Familien sind von mehreren Belastungsfaktoren betroffen und verfügen kaum über Bewältigungsstrategien. Gemeinschaftliche familiäre Aktivitäten finden nicht statt, da die Familien durch das „Management des Mangels“ (ebd.: 237) bereits ausgelastet und überfordert sind. Belastete Familien zeichnen sich nicht durch auffallende Probleme aus, vernachlässigen allerdings zentrale kindliche Bedürfnisse nach Geborgenheit, Unterstützung und Förderung. In ausgeglichenen Familien lassen sich,

wie in den beiden anderen Gruppen, belastende Aspekte finden, allerdings gleichermaßen auch förderliche. In dieser Gruppe finden familiäre Aktivitäten statt und die Eltern berücksichtigen die kindlichen Bedürfnisse. Insgesamt zeigt sich, dass Bewältigungsstrategien, die darauf ausgerichtet sind, die elterlichen und kindlichen Bedürfnisse im Kontext der ökonomischen Deprivation zu befriedigen, bei Familien mit multiplen Problemen unterdurchschnittlich entwickelt sind: „Überwiegend tragen offenbar mehrfache und starke Belastungen zu der Verengung des Bewältigungsspielraums bei“ (ebd.: 239). Zudem verfügen Familien mit kleinen oder nicht leistungsfähigen Netzwerken – also sozial isolierte Familien – über geringere Bewältigungsmöglichkeiten.

Bewältigungsstrategien

Während einige der zuvor angeführten Arbeiten die Beschreibung verschiedener familiärer Problemlagen bereits mit Überlegungen zu Bewältigungsstrategien verknüpfen, existieren daneben Studien, die sich speziell mit dieser Thematik auseinandersetzen. Generell lassen sich laut Walper (1988: 31) drei Ressourcenformen ausmachen, die die Bewältigung kritischer Lebensereignisse fördern: Erstens wirken externe Ressourcen unterstützend, wobei hier zwischen institutionellen Hilfen (Beratungsstellen etc.) und informellen Hilfen (Freunde, Nachbarn etc.) unterschieden werden kann. Zweitens sind familiäre Ressourcen ausschlaggebend, die sich über die Beziehungsqualität und das Vorhandensein beider Elternteile messen lassen. Und drittens sind individuelle Ressourcen wie Problemlösefähigkeit, Optimismus und Selbstwertgefühl von Bedeutung. Walper stellt in ihrem Literaturüberblick fest, dass Angehörige unterprivilegierter sozialer Gruppen aufgrund mangelnder individueller, sozialer und ökonomischer Ressourcen stärker von kritischen Lebensereignissen beeinträchtigt werden als andere Bevölkerungsgruppen.

Gängig ist in der Literatur des Weiteren die Unterscheidung zwischen einer resignativen und einer konstruktiven Anpassung an Arbeitslosigkeit (Warr/Jackson 1987; Jackson 1990: 32). Kieselbach (1994: 239ff.) beschreibt diese Formen der psychosozialen Bewältigung ausgehend von der Feststellung, dass Arbeitslosigkeit als kritische Lebenssituation Stress auslöst. Um die schädlichen Faktoren besser zu ertragen, nehmen Menschen Anpassungsleistungen vor. Bei der resignativen Anpassung erhöht sich das Wohlbefinden leicht, verbleibt aber im Vergleich zur arbeitenden Bevölkerung auf einem unterdurchschnittlichen Niveau. Die Unsicherheit bezüglich der Zukunft nimmt ab, denn gedanklich geht der resignative Arbeitslose nicht davon aus, dass sein Leben sich ändern wird. Zudem verlangsamt er kognitiv und reduziert seine Berufsorientierung. Bei einer konstruktiven Anpassung lassen sich keine oder nur geringe psychosoziale Schwierigkeiten feststellen. Die „proaktiven“ Arbeitslosen (ebd. 240) kompensieren die fehlende Arbeit mit anderen sozialen Aktivitäten und intensivieren ihre sozialen Kontakte.

Anschließend wurde der Versuch unternommen, dieses Adaptionsmodell auf die gesamte Familie zu übertragen (Jackson 1990: 32ff.). Bei Familien mit einer resignierten Adaption zeigt sich, dass die arbeitslosen Individuen Handlungen und Engagement einschränken und auch die Anforderungen anderer Familienmitglieder an sie zurückgehen. Resignierte Familien „leben von einem Tag zum anderen, mit wenigen Krisen, aber auch mit wenigen positiven, freudigen Momenten“ (ebd.: 33). Demgegenüber zeichnen sich Familien mit einer konstruktiven Adaption einerseits durch Aktivität und Engagement des arbeitslosen Familienmitglieds aus und andererseits durch das Bestreben, das Familienleben aktiv herzustellen.

Nach Hobfoll/Buchwald (2004) ist Arbeitslosigkeit ein Verlust von Ressourcen, die je nach individueller Ressourcenausstattung eines Individuums unterschiedliche Folgen hat. Generell unterscheiden die Autoren zwischen Objektressourcen (z.B. Haus, Kleidung), Bedingungsressourcen (z.B. Familienstand, Alter), persönlichen Ressourcen (z.B. Talente und Eigenschaften) und Energieressourcen (z.B. Geld, Wissen). Menschen mit wenigen Ressourcen sind verletzlicher, wenn ihnen Ressourcen abhanden kommen, beispielsweise durch einen Arbeitsplatzverlust. In diesen Fällen droht die Gefahr, dass die Nachteile sich verstärken und Probleme nicht mehr bewältigt werden können: „Es entsteht ein Zyklus, bei dem das System mit jedem Verlust anfälliger und verletzlicher wird und das Individuum im Zuge dieser Verlustspirale daran hindert, anstehende stressreiche Probleme zu bewältigen“ (ebd.: 15).

In der Resilienzforschung wird untersucht, welche personalen und sozialen Faktoren es sind, die negative Folgen von ökonomischer Deprivation und psychosozialen Belastungen verhindern (Balz 2012: 419)[61], häufig handelt es sich um Studien über Kinder. Es wird davon ausgegangen, dass die Fähigkeit zur Bewältigung kritischer Lebenssituationen nicht statisch ist, sondern sich in verschiedenen Lebensabschnitten aufgrund sich ändernder Bedingungen unterschiedlich darstellt: „Resilienz bezieht sich auf einen dynamischen, transaktionalen Prozess zwischen Kind und Umwelt“ (Wustmann 2005: 193)[62]. Werner/Smith (2001) finden in einer Längsschnittstudie, in der sie 698 Kinder auf der Hawaiianischen Insel Kanai über 40 Jahre begleiteten, dass sich Kinder trotz prekärer Lebensverhältnisse normal entwickeln können. Im Gegensatz zu den Kindern, die ihre Probleme nicht bewältigen können, zeichneten sich resiliente Kinder durch drei Schutzfaktoren aus (Werner 2006: 31f.). Erstens wiesen sie positive Persönlichkeitsmerkmale auf; sie waren beispielsweise aktiv, freundlich, hilfsbereit, aufgeschlossen und glaubten als Jugendliche an ihre Fähigkeiten und ihre Problemlösungskompetenzen („Schutzfaktoren des Individuums“). Zweitens hatten diese Kinder eine enge Bindung zu einer stabilen Person aus der eigenen Familie („Schutz-

[61] Ein Literaturüberblick zur Resilienzforschung findet sich bei Balz (2012), S. 430ff.
[62] Für einen detaillierten Überblick über die personalen und sozialen Ressourcen resilienter Kinder siehe Wustmann (2005), S. 196.

faktoren der Familie“). Und drittens wurden sie auch von Personen außerhalb der Familie unterstützt und fanden beispielsweise bei Lehrern oder Nachbarn Rat und Zuspruch („Schutzfaktoren des Umfeldes“). Diese drei Schutzfaktoren korrespondieren mit den drei Ressourcenformen von Walper (1988), die externe, familiäre und individuelle Ressourcen unterscheidet. Dass Schutzfaktoren des Umfeldes bzw. externen Faktoren eine große Bedeutung zukommt, zeigt sich auch in einer jüngeren Untersuchung: El-Mafaalani (2014) deckt auf, dass sozialer Aufstieg von Kindern aus benachteiligten Bevölkerungsschichten in der Regel an eine emotionale Krise gebunden ist, die mit der Herkunft zusammenhängt und zusätzlich besonders von der Unterstützung durch Personen aus privilegierteren sozialen Schichten abhängt.

3.4 Stigmatisierung von Arbeitslosen und kinderreichen Familien

Kinderreiche Mütter im Hartz-IV-Bezug sind häufig Stigmatisierungen und Diskreditierungen ausgesetzt (vgl. Kap. 7). Im folgenden Abschnitt wird einleitend auf wichtige theoretische Konzeptualisierungen des Stigmabegriffs eingegangen, anschließend erfolgt ein knapper Überblick über die Literatur zur Stigmatisierung von Arbeitslosen und kinderreichen Familien.

Was ist Stigmatisierung?

Grundvoraussetzung des sozialen Lebens ist nach Goffman, dass die Gesellschaftsmitglieder einen Kanon sozialer Normen teilen (1996 [1963]: 157f.). Zudem existieren Personenkategorien, die als „gewöhnlich und natürlich“ gelten (ebd.: 9f.). Wenn ein Individuum diese sozialen Normen nicht einhält oder sich von der Personenkategorie unterscheidet, der es zugehörig sein sollte, wird es „von einer ganzen und gewöhnlichen Person zu einer befleckten, beeinträchtigten herabgemindert“ (ebd.: 10f.). Goffman nennt negative Eigenschaften mit diskreditierender Wirkung „Stigma“. Stigmatisierungen bewirken, dass die psychologische Integrität bzw. die Ich-Identität einer Person beschädigt wird. Die Ich-Identität eines Individuums ist „das subjektive Empfinden seiner eigenen Situation und seiner eigenen Kontinuität und Eigenart, das ein Individuum allmählich als ein Resultat seiner verschiedenen sozialen Erfahrungen erwirbt“ (ebd.: 132). Während die Ich-Identität subjektiv und reflexiv ist, führt Goffman zwei weitere Identitätsdimensionen ein, die sich aus Zuschreibungen von Dritten über eine Person konstituieren. Die soziale Identität umfasst soziale Zuschreibungen, die es Menschen ermöglichen, die Persönlichkeit eines Fremden zu antizipieren (ebd.: 10); darunter fallen die „sozialen Kategorien (und die wie Kategorien funktionierenden Organisationen und Gruppen), zu denen ein Individuum gehören bzw. als zu denen gehörig es angesehen werden kann: Altersstufe, Geschlecht, Schicht usw.“ (1974 [1971]: 255f.). Die persönliche Identität hingegen beschreibt die Besonderheit eines Individuums und setzt sich aus der „einzigartigen Kombination von Daten der Lebensgeschichte“ (1996 [1963]: 74) zusammen. Sie gründet sich auf unterscheidenden Merkmalen wie beispielsweise dem Namen oder der äußeren Erschei-

nungsform und wird von biographischen und sozialen Eigenschaften ergänzt (1974 [1971]: 256). Den Zusammenhang der drei Identitätsdimensionen sieht Goffman darin, dass ein Individuum seine Ich-Identität aus den gleichen Materialen ableitet, aus denen Dritte seine soziale und persönliche Identität konstruieren. Allerdings schreibt er der Ich-Identität größere Gestaltungsfreiräume zu. Im Kontext von Stigmatisierung sind die drei Identitätsdimensionen relevant, denn:

„Der Begriff soziale Identität erlaubte uns, Stigmatisierung zu betrachten. Der Begriff persönliche Identität erlaubte uns, die Rolle der Informationskontrolle im Stigma-Management zu betrachten. Die Idee der Ich-Identität erlaubt uns, zu betrachten, was das Individuum über das Stigma und sein Management empfinden mag […]" (1996 [1963]: 133).

Vaskovics et al. (1983: 105f.) verorten ihr Stigmakonzept ungleichheitssoziologisch. Demnach können diejenigen Personengruppen als Randgruppen bezeichnet werden, die sich in einer unterprivilegierten Lebenslage befinden und zu denen die Mehrheitsgesellschaft eine hohe soziale Distanz aufweist. Die soziale Distanz[63] wird maßgeblich von der Stigmatisierungsbereitschaft beeinflusst, wobei Stigmatisierung bedeutet, dass einer Gruppe von Menschen negative typische Eigenschaften („negative Typisierung") zugeschrieben werden. Die Betroffenen reagieren auf die wahrgenommene negative Typisierungs- und Diskriminierungsbereitschaft der Bevölkerung mit bestimmten Verhaltensmustern, z.B. Rückzug oder Solidarisierung, die die soziale Distanz weiter erhöhen (ebd.: 108f.). Goffman bezeichnet diese Verhaltensweisen auch als Stigmamanagement.

Neckel/Sutterlüty beziehen sich mit dem Konzept der „negativen Klassifikationen" auf Stigmatisierungen und beleuchten die Prozesse stigmatisierender Handlungen. Sie stellen fest, dass soziale Begegnungen immer mit Bewertungen verbunden sind, bei denen „sich die beteiligten Akteure ihre jeweiligen Einschätzungen signalisieren, subjektive Nähen oder Distanzen erzeugen, Anerkennung, Gleichgültigkeit oder Missachtung zum Ausdruck bringen" (2008: 15). In jeder sozialen Situation wird deshalb der soziale Status der beteiligten Personen festgelegt – etwa dadurch, ob Individuen sich auf gleicher Höhe oder in einer hierarchischen Rangfolge begegnen. Das Ausmaß, in dem in diesen „Bewertungskämpfen" soziale Anerkennung gewährt wird, legt das symbolische Kapital fest, das eine Person besitzt (ebd.). In Anlehnung an Bourdieu stellen die Autoren fest, dass das somit hergestellte symbolische Kapital zusammen mit dem ökonomischen und dem kulturellen Kapital die relative Position eines Individuums im sozialen Raum bestimmt. Negative Klassifikationen sind abwertende Zuschreibungen oder stigmatisierende Elemente; von soziologischer Bedeutung sind sie, da sie sich negativ auf die Handlungschancen und die Bedürfnisentwicklung einer Person auswirken und damit deren soziale Position herabsetzen. Der Statusaufbau von Gesellschaften vollziehe sich deshalb nicht nur durch materielle Ressourcen, sondern durch Kommu-

[63] Die soziale Distanz umfasst neben der Stigmatisierungsbereitschaft auch die Dimensionen Diskriminierungsbereitschaft (Bereitschaft, Menschen aus wichtigen gesellschaftlichen Bereichen auszuschließen) und Absetzungsbereitschaft (Bereitschaft zu räumlicher Distanz) (Vaskovics et al. 1983: 105f.).

nikation (ebd.: 19). Der „Logik der Differenz“ folgend führen sie zu einer Unterscheidung zwischen vollwertigen und schwächeren Akteuren (ebd.: 20). Insofern tragen negative Zuschreibungen, die sowohl von Institutionen vorgenommen werden als auch in alltäglichen Interaktionen stattfinden, dazu bei, dass soziale Ungleichheiten hergestellt und gefestigt werden. Beziehen die abwertenden Zuschreibungen sich auf unveränderliche Eigenschaften der Schwächeren, werde ihnen „die Anerkennung verwehrt, gleiche Lebenschancen überhaupt beanspruchen zu können“ (ebd.: 20).

Negative Zuschreibungen können somit, wie Elias/Scotson (1990) anführen, Machtgefälle zwischen verschiedenen Gruppen aufbauen und verfestigen. Denn dadurch führen „Etablierte“ die Exklusion der „Außenseiter“ fort und sichern sich ihre relative Überlegenheit; besonders dann, wenn die Etabliertengruppe sich durch einen höheren Kohäsionsgrad als die Außenseitergruppe auszeichnet (ebd.: 15f.).

Stigmatisierung von Hartz-IV-Empfängern

In der Literatur wird diskutiert, dass die Stigmatisierung Arbeitsloser mit der Einführung der Hartz-IV-Gesetze eine neue Dimension erhalten habe.[64] Nach dem Inkrafttreten der Reform kam es zu einer breiten medialen Diffamierung der Bedürftigen, die auf der Annahme fußte, dass die Empfänger arbeitsunwillig und faul seien und Leistungsmissbrauch betreiben würden.[65] Die dadurch entstehende Trennlinie zwischen „Normalen“ und „Stigmatisierten“ (Goffman 1996 [1963]) werde evident, wenn von der neuen sozialen Klasse – der „Hartz-IV-Klasse“ (Klinger/König 2006: 113) oder der „neuen Unterschicht“ (Kessl/Reutlinger 2007) die Rede sei. Die Stigmatisierung Arbeitsloser trage dazu bei, die „Leistungs- und Konkurrenzgesellschaft“ in Gewinner und Verlierer zu spalten (Zilian 1996), was letztlich durch weit verbreitete Abstiegsängste in der Gesellschaft erklärt werden könne (Schrep 2008). Politiker, Prominente und die Medien wirkten dabei gleichermaßen mit, um Ressentiments zu schüren. Der Missbrauchsdiskurs in den Medien ist laut Wogawa (2000: 165f.) dauerhaft präsent, weise jedoch konjunkturelle Hochs auf. Ursächlich sieht sie die Debatte von sozialstaatskritischen Motiven beeinflusst, die nicht nur das Denken der Leser, sondern den gesamten öffentlichen Raum beeinflusst.

Klinger/König (2006: 113) fassen das in der Bevölkerung verbreitete stereotype Bild des arbeitslosen Beziehers von Sozialleistungen folgendermaßen zusammen:

„Er trägt einen Jogginganzug aus Ballonseide und trinkt schon zum Frühstück seine Büchse Bier. Er wohnt in heruntergekommenen Wohnblocks am Rande der Großstadt und parkt vor seiner Tür einen breit bereiften BMW oder Audi TT. Das Einzige, was er auf die Reihe kriegt, ist das pünktliche Kassieren seiner Hartz-IV-Stütze. Die verkloppt er beim nächsten McDonald´s, wo er sich mit Pommes und Big Mäc sein Übergewicht

[64] Oschmiansky et al. (2003) betonen, dass Empfänger staatlicher Leistungen bereits seit geraumer Zeit herabgewürdigt werden. Die Frage, wie man die sozialen Sicherungssysteme vor „Schmarotzern“ schützen könne, trete seit der Einführung wiederkehrend auf.

[65] Für eine Beschreibung der verschiedenen Formen des Leistungsmissbrauchs vgl. Scherl (2006).

anfrisst. Was er immer besitzt, ist die modernste Version eines Nokia-Handys […]. Ach ja, reich ist er auch noch – an Kindern. Die stammen natürlich von mehreren Partnern".

Diese Wahrnehmung speise sich nicht aus realen Erfahrungen mit Arbeitslosen, sondern entstehe unter anderem durch Talkshows in privaten Fernsehkanälen. Das negative Bild von Sozialhilfeempfängern in der Öffentlichkeit führt laut Gebauer et al. (2002: 146) auf Seiten der Bedürftigen zu „immateriellen Kosten in Form von Stigmatisierung".

Sowohl in privilegierten als auch unterprivilegierten Bevölkerungsschichten wird die Auffassung vertreten, dass Hartz-IV-Empfänger ihre Arbeitslosigkeit bei entsprechendem Willen überwinden könnten (Sachweh 2009: 185). Galuske/Rietzke (2008: 406) sehen in der Unterstellung, dass die Empfänger selbst für ihren Zustand verantwortlich seien und damit die öffentlichen Finanzen und die Solidargemeinschaft vorsätzlich belasten, die stigmatisierenden Effekte von Hartz IV. In diesem Kontext suggeriere der Begriff „Sozialhilfeadel", dass der Wohlfahrtsstaat als Standesherr angesehen werde, der die Empfänger wie Adlige alimentiere (Kessl/Reutlinger 2007: 98). Dies knüpft an die Unterscheidung zwischen würdigen und unwürdigen Armen an (Gans 1992): Unwürdigen Armen werde unterstellt, dass ihre persönliche Situation selbstverschuldet sei und sie keine Anstrengungen unternähmen, um die Benachteiligung zu überwinden. Weitere moralische Verstöße, die ihnen zugeschrieben werden, sind eine ausgeprägte Gegenwartsorientierung und sexuelle Promiskuität (Sachweh 2009: 184)[66].

Mangelnder Arbeitswille ist letztlich auch der Grundgedanke der wohlfahrtsstaatlichen Orientierung, die den Bezug von Leistungen an die Pflicht zu arbeiten knüpft. Entsprechend verweist Gorz (2000) darauf, dass der „Faulheitsverdacht" in Workfare-Regimen in den rechtlichen Vorschriften institutionalisiert werde und Stigmatisierung insofern strukturell angelegt sei. Das Workfare-Konzept, das in den USA von Bill Clinton vorangetrieben wurde, gewährt eine minimale sozialstaatliche Absicherung, die an die Bedingung geknüpft ist, eine kaum oder nicht entlohnte Arbeit anzunehmen und somit zumindest einen Dienst an der Gemeinschaft zu leisten (ebd.: 114)[67]. Nach Brütt kam es in mit den Hartz-IV-Reformen zu einer deutlichen Zunahme von Workfare-Elementen (2011) – was gleichzeitig eine Ausweitung strukturell angelegter Formen der Stigmatisierung bewirkt habe. Auch nach der Einführung der neuen Gesetze traten wiederkehrend Forderungen auf, dass die Leistungsbereitschaft der Empfänger kontrolliert werden müsse, um Leistungsmissbrauch zu beenden und vorzubeugen (Brenke 2010: 13).

[66] Laut Gorz werde Arbeitslosen zudem unterstellt, mangelnde Qualifikationen und soziale Kompetenzen aufzuweisen, was es rechtfertige, sie mit „niedrigsten Aufgaben" zu beschäftigen (2000: 114).
[67] Für eine ausführliche Diskussion des Workfare-Konzepts im Zusammenhang mit der Hartz-IV-Gesetzgebung vgl. auch Mohr (2012).

Gebauer et al. (2002: 151ff.) finden in einer qualitativen Untersuchung mit Sozialhilfeempfängern außerdem, dass die Bezieher im Umgang mit Sozialamtsmitarbeitern Stigmatisierungen wahrnehmen. Die Formen der Diskreditierung erstrecken sich von defizitären Hilfestellungen, systematischer Zurückhaltung von Informationen und ungerechten Einzelfallurteilen bis hin zu konfliktreichen Beziehungen und Schikane.

Stigmatisierung von kinderreichen Familien

Die Stigmatisierung kinderreicher Familien ist in Deutschland historisch nachweisbar. Im Dritten Reich wurde strikt zwischen würdigen und unwürdigen kinderreichen Familien unterschieden. Der Rassentheoretiker Wolfgang Knorr wies darauf hin, dass nicht alle Familien mit vielen Kindern als „kinderreiche Familien" bezeichnet werden dürften:

> „Kinderreichtum ist für uns ein hoher völkischer Begriff und darf als Bezeichnung nur angewendet werden, wenn die Kinderzahl einer Familie auch wertmäßig einen Reichtum für das Volk darstellt" (1938: 414).

Die vielen „untauglichen" Familien unter den großen Familien seien hingegen als „erbkranke oder asoziale Großfamilien" (ebd.: 415) zu bezeichnen. Aus bevölkerungspolitischen Gründen wurden Geburten im Nationalsozialismus generell durch das Mütterverdienstkreuz, Kuren für Mütter, Haushaltshilfen und andere ähnliche Maßnahmen unterstützt – kinderreichen Familien wurden zudem Kindergeldzahlungen gewährt (Boeckh et al. 2011: 74). Von diesen Zahlungen waren die „asozialen Großfamilien" allerdings ausgeschlossen, da sie dem Ziel der nationalsozialistischen Sozial- und Gesundheitspolitik entgegenstanden, das deutsche Volk rassisch zu erneuern (Ayass 2005: 111). Es herrschte Uneinigkeit, ob das soziale Versagen dieser Familien auf genetische Ursachen zurückgeführt werden könne; allein die Möglichkeit war jedoch ausreichend, um möglichst viele potentiell „anlagemäßig Asoziale" zu sterilisieren und deren Vermehrung zu verhindern (ebd.: 117). Im rassenhygienischen Programm der Nationalsozialisten waren „minderwertige Unterschichtenfamilien" neben Kranken und Behinderten die Hauptadressaten (ebd.: 111).

Auch nach dem Ende des Nationalsozialismus finden sich Hinweise, dass die Stigmatisierung bestimmter Familien in abgeschwächter Form andauerte. Anfang der 1950er Jahre wurde in der Kölner Zeitschrift für Soziologie ein Artikel über „asoziale Familien" veröffentlicht, in dem negative Zuschreibungen kumulieren:

> „Die häuslichen Verhältnisse waren in den meisten Familien verkommen. Die Frauen galten als Schlampen und ließen den Haushalt verwahrlosen. Die Wohnungen starrten vor Schmutz und Ungeziefer, so daß die Kinder in Fürsorge genommen werden mußten. Die sittlichen Zustände boten dasselbe Bild. Verantwortungslos, nur einem hemmungslosen Sexualtrieb folgend, wurden Kinder gezeugt, deren körperliche und geistige Betreuung aber auf das gröbste vernachläßigt […]. Ohne jede Gefühlsregung wurden von einigen Eltern Kinder verschenkt, man war froh, wieder einen `lästigen Schreihals´ los zu sein. Um mit einem Liebhaber zusammen zu sein, wurden Kinder und Familien im Stich gelassen" (Hesse 1952/53: 335 f.).

Wenngleich in dem Artikel nicht explizit darauf verwiesen wird, dass es sich bei diesen Familien um kinderreiche Familien handelt, deutet der Verweis auf das „zügellose Sexualleben“ (ebd.: 336) auf hohe Kinderzahlen hin. Neben Verantwortungslosigkeit, Verwahrlosung, und sexueller Freizügigkeit zeichnen sich diese Familien laut Hesse außerdem durch berechnendes und delinquentes Verhalten aus. Auffallend an der Beschreibung ist außerdem, dass den Eltern abgesprochen wird, emotional an ihre Kinder gebunden zu sein.

In der aktuelleren Literatur ist beschrieben, dass kinderreiche und arme Familien Stigmatisierungen ausgesetzt sind (Bieligk 1996: 23f.; Butterwegge 2006: 114; Chassé et al. 2010: 210; Peters 2012: 253). Dies gilt insbesondere dann, wenn sie einkommensschwach sind (Czock et al. 1994: 79) und äußert sich etwa in dem Vorwurf, verantwortungslos zu sein. Allerdings existieren nach derzeitigem Kenntnisstand keine Studien, die sich explizit mit der Thematik beschäftigen und die Perspektive der Betroffenen beleuchten.

4 Methode

Wissenschaftliche Arbeiten und Interpretationen sind subjektiv und auf Deutungen angewiesen, die Forscher unter Rückbezug auf Daten und die Forschungsliteratur vornehmen. Um trotz dieser zwangsläufigen Subjektivität größtmögliche Transparenz zu erzeugen, wird im folgenden Kapitel die empirische Feldarbeit dokumentiert.

4.1 Warum qualitative Tiefeninterviews?

Bude unterscheidet in der Soziologie zwischen Landschaftsmalern und Portraitmalern: „Die einen sehen das gesellschaftliche Leben gewissermaßen von außen und von weitem, die anderen von innen und von nahem" (ebd. 1995: 7). Die vorliegende Untersuchung über kinderreiche Mütter im Hartz-IV-Bezug basiert auf qualitativen Daten und ist Budes Unterscheidung nach der Portraitmalerei zuzuordnen.

Forschungsarbeiten über das reproduktive Verhalten sind bislang überwiegend quantitativer Natur. Cicourel kritisiert dies bereits in den 1970er-Jahren, da die vorgegeben Antwortkategorien in Standardfragebögen auf Präkonzepten der Forscher beruhen. Dadurch repräsentiere das Antwortverhalten der Interviewten stärker die Ideen des Forschers als die eigenen Sinnwelten – er schlussfolgert, dass die Rolle des Interviewten passiv und von seiner alltäglichen Lebenswelt abgetrennt bleibe (1974: 13). Edin/Kefalas weisen zudem auf die Paradoxie hin, dass Untersuchungen über das Heirats- und Geburtenverhalten sozial benachteiligter Mütter auf quantitativen Daten beruhen, die die subjektive Perspektive der Untersuchungsgruppe vernachlässigen:

> "What is striking about the body of social science evidence is how little of it is based on the perspectives and life experiences of the women who are its subjects. Survey data can, of course, teach us a great deal, but surveys, though they have meticulously tabulated the trend, have led us to a dead end when it comes to fully understanding the forces behind it" (ebd. 2007: 5).

Die subjektive Perspektive von Akteuren qualitativ zu erforschen, ermöglicht es Ursachen für Verhalten zu bestimmen, die aus quantitativen Datensätzen nicht generiert werden können. Schneewind unterstreicht die Bedeutung qualitativer Methoden, um Geburtenverhalten zu erforschen. Weil die „Entscheidung für oder gegen Kinder ein außerordentlich komplexes Phänomen" ist, liege es nahe, „die inhaltliche Struktur und subjektive Bedeutsamkeit der Argumente, die für oder gegen ein Leben mit Kindern sprechen, zunächst einmal bei den Betroffenen selbst abzurufen" (1995: 470). Denn die subjektiven Begründungsmuster, so Schneewind, geben Aufschluss über das Selbst- und Weltverständnis, das hinter den Kinderwunschmotiven liegt.

Amin/Casterline führen darüber hinaus an, dass insbesondere Geburtenverhalten im Kontext von Unsicherheit und Armut mit qualitativen Interviewmethoden untersucht werde sollte. Sie vermu-

ten, dass Geburtenverhalten hier von der Wahrnehmung von Risiko strukturiert wird. Diese Wahrnehmungen „are subtle matters of the human psyche, and no doubt much can be learned through skillful semi-structured and unstructured interviewing. In such interviews, how individuals jointly strategize about childbearing in relation to other facets of individual and household well-being could be carefully explored" (2005: 21).

Gerade weil es sich bei Geburtenmotiven um ein außerordentlich komplexes Forschungsthema handelt (vgl. Kapitel 3.2) und die Auswirkungen des Geburtenverhaltens prinzipiell kontingent sind, bedarf es zur Beantwortung der hier interessierenden Fragen offener Forschungsmethoden – die qualitative Sozialforschung betont das Kriterium Offenheit, sowohl bei der Erhebung als auch bei der Auswertung von Daten (vgl. z. B. Lamnek 2005; Rosenthal 2005; Gläser/Laudel 2006; Diekmann 2007; Flick 2007). Dies ist auch deshalb notwendig, da bisher wenig Wissen über die Untersuchungsgruppe existiert und es sich somit um eine explorative Studie handelt.

Unter der Vielzahl der methodischen Zugänge wurden qualitative Tiefeninterviews als Interviewform gewählt. Tiefeninterviews sind dazu geeignet, ein möglichst breites Spektrum an Interviewfragen zu stellen, dabei aber an ausgewählten Stellen explizit tieferliegende Sinngehalte zu erforschen und somit die emotionale Bedeutung und persönliche Sichtweise eines Interviewten hinsichtlich einer bestimmten Frage zu betrachten. Der Interviewstil wurde bewusst an lebensnahe und alltägliche Kommunikation angelehnt, was sich in der Untersuchungsgruppe als angemessen erwies. Laut Legard et al. (2003: 141f.) zeichnet sich das Tiefeninterview durch fünf Besonderheiten aus:

1) Die Interviewthemen sind festgelegt, werden aber flexibel an den Interviewverlauf angepasst.
2) Das Interview ist interaktiver Natur – vom Interviewer gehen Stimuli aus, gleichzeitig wird das Gespräch auch vom Interviewten gelenkt. Wie weit der Interviewer seine eigene Perspektive einbringt, hängt vom Forschungsfeld und der konkreten Interviewsituation ab.
3) Der Interviewer verwendet verschiedene Techniken, um die tieferliegenden Bedeutungen der Antworten der Interviewten aufzudecken. Wenn Antworten eher oberflächlich ausfallen, werden Anschlussfragen gestellt, um die Bedeutungen und Sinnstrukturen der Interviewten genauer und detaillierter zu ergründen.
4) Die Interviewform ist darauf ausgerichtet, neues Wissen zu generieren – es ist wahrscheinlich, dass sie auch bei den Interviewten neue Gedanken und Ideen anstößt.
5) Um Sinn zu beleuchten, bedarf es „tiefergehender" und alltagssprachlich formulierter Interviewfragen. Die Interviewsituation muss zudem im genauen Wortlaut digital festgehalten werden, da Notizen die natürliche Kommunikationssituation verzerren.

In den empirischen Kapiteln werden individuelle Prozesse und Motive auf der Mikroebene beleuchtet. Innerpsychische Abläufe sind in der Regel dem Feld der Psychologie zugeordnet. In soziologischen Arbeiten zielen mikroperspektivische Analysen allerdings nicht darauf ab, individuelle Charakterzüge oder biographische Zufälle zu untersuchen, sondern die sozialen Mechanismen zu rekonstruieren, die „dem individuellen Lebenslauf einen kollektiven Zuschnitt verleihen" (Bude

1995: 9). Die Mikroebene wird demnach beleuchtet, um in einem zweiten Schritt zu fragen, welche sozialen und gesellschaftlichen Prozesse hinter den Wahrnehmungen und Handlungen der individuellen Akteure stehen. Diese Vorgehensweise wurde bereits in den 1960er-Jahren von Wright Mills propagiert, der eine enge Verbindung zwischen historischen Kontexten und innerpsychischen Vorgängen sieht. Insofern sei es Aufgabe der Soziologie „to understand the larger historical scene in terms of its meaning for the inner life and the external career of a variety of individuals" (ebd. 1959: 5). Die strukturellen Gegebenheiten einer Gesellschaft bestimmen das Innenleben der Individuen und deren Biographien, was wiederum auf den Gang der Geschichte zurückwirke: "By the fact of his living [Anm.: gemeint ist das Individuum] he contributes, however minutely, to the shaping of this society and to the course of its history even as he is made by society and by its historical push and shove" (ebd.).

Wright Mills Ansatz beschreibt letztlich das Grundmodell einer verstehenden Soziologie. Nach Weber (1972: 1) ist die Soziologie „[…] eine Wissenschaft, welche soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und in seinen Wirkungen ursächlich erklären will". An diese Definition angelehnt umfassen soziologische Erklärungen nach Esser drei Schritte (1993: 91ff.): In einem ersten Schritt wird die soziale Situation der Akteure rekonstruiert. Die soziale Situation (Makro-Ebene) wirkt sich auf die Wahrnehmung und Handlungsoptionen der Individuen (Mikro-Ebene) aus. Im zweiten Schritt wird das Handeln der Akteure unter der gegebenen sozialen Situation untersucht. Dabei sind es „die externen objektiven Bedingungen der Situation einerseits und die dem Akteur internen subjektiven Erwartungen und Bewertungen andererseits, die auf die Selektion des Handelns Einfluß haben" (ebd.: 96). Im dritten Schritt werden die kollektiven Folgen (Makro-Ebene) des individuellen Handelns beleuchtet. Zusammenfassend stellt Esser fest: „Bei der Situationsanalyse geht der Soziologe vom Makro-Bereich aus, gelangt so auf den Mikro-Bereich der Akteure und des Handelns und kehrt mit der Aggregation der individuellen Effekte des Handelns wieder auf die Makro-Ebene zurück" (ebd.: 97).

Das Zitat verdeutlicht die enge Wechselwirkung mikro- und makroperspektivischer Aspekte in der soziologischen Forschung. Um zu verstehen, wie Kinderreichtum in doppelt entgrenzten Verhältnissen entsteht, werden durch Tiefeninterviews Sinnwelten von Individuen beleuchtet. Letztlich dient dieses Vorgehen dem Ziel, die sozialen Phänomene aufzudecken, die hinter subjektiven Deutungsmustern stehen: „Die Interpretation rekonstruiert diese Welt, ihre Aufbauprinzipien und die interaktionsstrukturellen und historischen Gründe ihrer Wahl" (Soeffner 1982: 18).

4.2 Stichprobe und Ablauf der Interviews

Insgesamt wurden 20 Mütter mit mindestens drei Kindern befragt[68]. Analog zur Merkmalsverteilung der deskriptiven quantitativen Analyse in Kapitel 1.2 lebten 18 von ihnen sowohl in ökonomischer als auch in partnerschaftlicher Unsicherheit. Das bedeutet, sie bezogen Leistungen nach dem SGB II[69] und wiesen unbeständige Partnerschaftsverläufe auf. Entweder waren sie alleinerziehend oder lebten von mindestens einem der Väter getrennt und befanden sich zum Zeitpunkt des Interviews in einer neuen Partnerschaft. Zwei Interviewte zeichneten sich nur durch ökonomische Unsicherheiten aus, lebten aber in festen Partnerschaften.

Zwölf der interviewten Frauen waren alleinerziehend, sechs lebten in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft (NEL)[70] und zwei in einer Ehe. Tabelle 11 stellt die Charakteristika der Stichprobe dar und informiert über Alter der Befragten, Partnerschaftsstaus, Kinderzahlen, Alter der Kinder und Ausbildungsabschlüsse. Bei den fünf grau hinterlegten Interviewten handelt es sich um die Partner bzw. Ex-Partner der Mütter, die im Rahmen der Untersuchung ebenfalls interviewt wurden.

15 Interviewte wuchsen im westdeutschen Bundesgebiet auf, fünf in der ehemaligen DDR. Zwei der ostdeutschen Frauen wurden allerdings erst Ende der 1980er-Jahre geboren und sind insofern nur eingeschränkt „ostdeutsch sozialisiert“. Die drei anderen ostdeutschen Interviewten waren früher geboren und absolvierten ihren Schul- und Ausbildungsweg mindestens bis zum 14. Lebensjahr noch im ostdeutschen System.

[68] Mehrheitlich waren die Kinder unter 18 Jahren und lebten mit der Mutter im Haushalt. Lediglich in einem Fall waren die ältesten beiden Kinder bereits ausgezogen, bei der Mutter lebte nur noch der jüngste, noch minderjährige Sohn.
[69] Gründe für den Erhalt sozialstaatlicher Leistungen waren Arbeitslosigkeit oder Beschäftigung in einem Arbeitsverhältnis, das durch die geringe Entlohnung zu staatlichen Transfers berechtigte.
[70] Als nichteheliche Lebensgemeinschaft werden unverheiratete Paare bezeichnet, die in einem gemeinsamen Haushalt leben.

Tabelle 11 Charakterisierung der Stichprobe

Interviews mit kinderreichen Müttern im Hartz-IV-Bezug							
Nr.	**Name**	**Alter**	**Partnerschafts-status**	**Anzahl Kinder**	**Alter Kinder**	**Schulbildung**	**Berufsausbildung**
Alleinerziehende:							
1	Katrin D.	34	Alleinerziehend	3	11, 10, 7	Hauptschule	Abgebrochen
2	Jana H.	30	Alleinerziehend	4	12, 2, 1, 1	Hauptschule	Abgebrochen
3	Christel J.	43	Alleinerziehend	4	18, 12, 11, 6	Hauptschule	Abgebrochen
4	Monika V.	45	Alleinerziehend	3	26, 22, 17	Hauptschule	Ja
5	Lisa T.	33	Alleinerziehend	6	11, 9, 8, 6, 4, 3	Realschule	Abgebrochen
6	Anja K.	37	Alleinerziehend	3	12, 10, 5	Realschule	Ja
7	Simone B.	26	Alleinerziehend	3	8, 5, 3	Hauptschule	Abgebrochen
8	Nicole W.	30	Alleinerziehend	5	11, 8, 7, 5, 3	Hauptschule	-
9	Claudia R.	35	Alleinerziehend	4	13, 9, 5, 3	Hauptschule	Abgebrochen
	Exmann C. R.	k.A.				Realschule	Ja
Alleinerziehende, erst nach abgeschlossener Familiengründung im Hartz-IV-Bezug:							
10	Sandra U.	36	Alleinerziehend	3	15, 11, 10	Hauptschule	Ja
11	Marion E.	44	Alleinerziehend	3	14, 11, 8	Realschule	Ja
12	Christine H.	44	Alleinerziehend	4	18, 16, 9, 6	Realschule	Ja
Aktuell mit Partner:							
13	Nina A.	25	NEL	3	7, 4, 2	-	Abgebrochen
14	Anne Z.	36	NEL	4	12, 10, 8, 7	-	-
15	Melanie T.	24	NEL	3	7, 5, 3	Hauptschule	-
16	Lea D.	26	NEL	3	5, 3, 1	Hauptschule	Abgebrochen
	Partner L. D.	35		1*		Hauptschule	Abgebrochen
17	Stephanie L.	36	NEL	5	15, 14, 11, 5, schwanger	Hauptschule	Ja
	Partner S. L.	28				Hauptschule	-
18	Edith K.	42	Ehe	5	16, 8, 7, 4, 2	Hauptschule	Ja
	Ehemann E. K.	40		2*		Hauptschule	Ja
Vergleichsperson in stabiler Partnerschaft							
19	Maria F.	36	Ehe	5	17, 15, 14, 13, 9	Hauptschule	Abgebrochen
	Ehemann M. F.	37				Hauptschule	Abgebrochen
20	Isabel F.	31	NEL	3	1, 3 ,5	Abitur	Hochschulabschluss

NEL= Nichteheliche Lebensgemeinschaft; * Kinder, die Partner mit andern Frauen haben

Die Tabelle verdeutlicht, dass sich die Interviewten hinsichtlich einiger struktureller Aspekte unterscheiden – beispielsweise, ob die Familiengründungen bereits in unsicheren ökonomischen Verhältnissen stattfanden oder ob sie erst nachträglich auftraten. Dies macht es erforderlich, zur Beantwortung der einzelnen Forschungsfragen auf spezifische Personengruppen innerhalb des Samples zurückzugreifen:

In die Analyse der Geburtenmotive von kinderreichen Müttern in doppelt entgrenzten Verhältnissen werden die Interviewten 1-9 und 13-18 einbezogen. Diese Interviewten zeichnen sich dadurch aus, dass sie sich bereits während der Familiengründung sowohl in sozialstaatlicher Abhängigkeit befanden als auch in unsicheren Partnerschaften lebten[71].

Zur Frage, welche Auswirkungen Kinderreichtum in doppelt unsicheren Verhältnissen nach sich zieht, werden zusätzlich die Interviewten 10-12 und 19-20 einbezogen. Die Fälle 10-12 gerieten erst nach abgeschlossener Familiengründung in sozialstaatliche Abhängigkeit – in den Fällen 1-9 und 13-18 begann der Bezug staatlicher Leistungen oftmals mit dem ersten Kind oder im Laufe der Geburtenfolge. Die Interviewten 19 und 20[72] werden als Vergleichspersonen einbezogen, da sie sich nur hinsichtlich der ökonomischen Dimension in Unsicherheit befinden, allerdings alle Kinder innerhalb der gleichen Ehe bzw. nichtehelichen Lebensgemeinschaft bekamen.

Darüber hinaus wurde in fünf Interviews zusätzlich der Partner bzw. Ex-Partner der Mütter befragt. Auf eine unabhängige Befragung der Elternteile musste mehrheitlich situationsbedingt verzichtet werden. Allerdings verließen die männlichen Befragten in fast allen Fällen zeitweise den Raum während des Interviews unaufgefordert. In dieser Zeit wurden den Müttern die Fragen gestellt, von denen angenommen wurde, dass die Antworten von der Präsenz des (Ex-)Partners hätten verzerrt sein können (z.B. Kinderwunsch mit vorherigen Partnern, Planung von Schwangerschaften).

Zusätzlich zu den Interviews mit den Müttern wurden fünf Experteninterviews geführt. Expertin 1 war Familienhelferin und arbeitete in einem Projekt, das speziell auf die Förderung kinderreicher Familien im Hartz-IV-Bezug ausgerichtet war. Dabei betreute sie verschiedene Großfamilien über mehrere Monate durch Hausbesuche. Die Expertinnen 2-4 waren Mitarbeiterinnen eines Jobcenters und hatten langjährige Erfahrungen im Umgang mit Müttern, die Hartz-IV-Leistungen beziehen. Experte 5 war Sozialpädagoge, der Hauptschüler beim Übergang in die Ausbildung betreute.

Die Suche nach Interviewpartnern erwies sich als mühsam. Verschiedene Jobcenter, Wohlfahrtsverbände, soziale Dienste, kirchliche Einrichtungen und Personen in politischen Ämtern erklärten sich bereit, entsprechende Personen gezielt anzusprechen oder Aushänge zu machen. Die meisten Interviewten vermittelten schließlich die Jobcenter, fünf fanden sich über Familienhelfer, drei mit

[71] Die Interviewten 10-12 und 19 machten soziale Abstiegserfahrungen. Während der Familiengründung lebten sie weitgehend ohne sozialstaatliche Hilfen, der Leistungsbezug trat als Begleiterscheinung von Schicksalsschlägen, wie unerwarteten Trennungen, Kündigungen oder Erkrankungen in der Familie, ein.

[72] Die Interviewte 20 unterscheidet sich vom Rest des Samples aufgrund ihres hohen Ausbildungsabschlusses. Sie bekam bereits während ihres Studiums mit ihrem festen Partner drei Kinder, die Familie lebte bis zum ersten Job des Familienvaters vollständig von Hartz IV, erhielt dann nur noch ergänzende Leistungen. Trotz des vergleichsweise hohen Ausbildungsabschlusses erwies sich das Interview als außerordentlich hilfreich, um Wahrnehmungen der Untersuchungsgruppe und gesellschaftliche Reaktionen zu ergründen.

Hilfe eines Schneeballverfahrens durch andere Interviewte, zwei über soziale/kirchliche Einrichtungen und eine Interviewte meldete sich auf eine entsprechende Zeitungsannonce. Sowohl der Zugang über Familienhelfer als auch die Schneeballtechnik bergen die Gefahr, zu homogenen Samples zu führen. Interviewpartner über Hilfseinrichtungen zu rekrutieren kann zudem dazu führen, dass vermehrt sozial auffällige Familien interviewt werden.

Die Begegnungen fanden am Wahlort der Interviewten statt, die große Mehrheit entschied sich für die eigene Wohnung. Drei Interviews wurden an einem öffentlichen Ort geführt, davon zwei in einem Café und eines in den Räumen einer Kindertageseinrichtung. In einem Fall wurde eine Interviewte in der Wohnung einer befreundeten Mehrkindfamilie befragt, die am Tag zuvor interviewt wurde. Die Gespräche dauerten zwischen 1:15 h und 2:30 h, im Durchschnitt etwa 1:40 h. Sie begannen mit der Frage, wie sich ein normaler Tagesablauf bei den Probanden gestaltet. Dieser Einstieg wurde gewählt, um Vertrauen aufzubauen, bevor die offene Eingangsfrage gestellt wurde: „Was fällt Ihnen generell zum Thema große Familien und Hartz IV ein?“

Anschließend wurden verschiedene Themenfelder explorativ erörtert, die aus dem empirischen und theoretischen Forschungsstand abgeleitet wurden. Die Interviewfragen stützten sich auf einen halbstrukturierten Leitfaden (siehe Anhang 9.2), der darauf abzielte, Erzählungen zu generieren, aber gleichzeitig auch explizite Steuerungseingriffe bezüglich des thematischen Verlaufs vorsah[73]. Die Fragen wurden den Gesprächssituationen angepasst, was bedeutet, dass sie teilweise in abweichender Reihenfolge und in unterschiedlichem Wortlaut gestellt wurden. Es wurde bewusst ein Interviewstil gewählt, der um Verständnis bemüht war und auf Erklärungszwang verzichtete. Hintergrund war die Vermutung, dass die Interviewten sich verschließen könnten, wenn sie sich unter Rechtfertigungsdruck fühlen würden. Im Anschluss an die Interviews erhielten die Befragten einen standardisierten Kurzfragebogen, um soziodemographische Merkmale zu erfassen (Alter, Bildungsabschluss, erlernter Beruf, Erwerbsverhältnis, Familienstand, Lebensform etc.). Sie erhielten eine Aufwandsentschädigung von 10 Euro pro Stunde.

Unmittelbar nach den Gesprächsterminen wurden zusätzlich Beobachtungsprotokolle verfasst, die die Interviewsituation dokumentierten – insbesondere Eindrücke von der Wohnumgebung, der Atmosphäre, von der Offenheit der Probanden und dem Verhältnis zwischen Interviewerin und Interviewten. Die Beobachtungsprotokolle flossen in die Analysen der Arbeit mit ein. Alle

[73] Der Leitfaden wurde nur zum Ende des Interviews zur Hand genommen, um zu überprüfen, ob alle Fragen gestellt worden waren. Im Laufe des Interviews wurde dies vermieden, um eine möglichst natürliche Gesprächssituation zu evozieren. Dieses Vorgehen entspricht der Empfehlung Witzels (2000: [8]): „Im Idealfall begleitet der Leitfaden den Kommunikationsprozess als eine Art Hintergrundfolie, die zur Kontrolle dient, inwieweit seine einzelnen Elemente im Laufe des Gesprächs behandelt worden sind“.

Interviews wurden mit Einverständnis der Befragten auf Tonband aufgezeichnet und vollständig transkribiert[74].

Die Interviews berührten die Intimsphäre der Interviewten (z.B. Verhütungspraktiken), dennoch zeichneten sich die meisten Interviewten durch ein hohes Maß an Offenheit aus; in vielen Fällen gingen sie mit ihren Antworten sogar weiter und gaben intime Informationen preis, die sie aufgrund der Fragestellung nicht hätten geben müssen. Bude begründet die besondere Offenheit in Interviewsituationen mit der Begrenztheit des Kontaktes. Interviewer und Interviewte treffen sich zu einem verabredeten Zeitpunkt und lösen die Begegnung nach einer absehbaren Zeit wieder auf: „Es ist diese Punktualität und Flüchtigkeit der Begegnung, die den Befragten das Risiko eingehen lässt, das Ganze seiner Existenz ins Gespräch zu bringen" (Bude 1995: 8). Dem Interviewer, zu dem sehr wahrscheinlich zukünftig kein Kontakt mehr bestehen wird, werden Dinge anvertraut, „die man einer nahe stehenden Person möglicherweise niemals sagen würde" (Bude 2010: 573). Darüber hinaus zeigte sich, dass viele Interviewte es begrüßten, mit einer außenstehenden Person über ihr Leben sprechen zu können – teilweise auch deshalb, weil soziale Kontakte jenseits der Familie kaum vorhanden sind. Zudem ist es für Menschen aufwertend, wenn andere sich für sie interessieren.

Die Experteninterviews dienten dazu, die Ausführungen der interviewten Mütter aus einer anderen Perspektive zu beleuchten. Es ging darum eine Einschätzung derjenigen zu erhalten, die mit der Untersuchungsgruppe in Kontakt stehen, aber aufgrund der Nichtzugehörigkeit zur Gruppe eine größere Distanz zu den interessierenden Themen besitzen. Zum anderen wurde vermutet, dass die Experten etwaige Rationalisierungsstrategien der befragten Mütter aufdecken können. Im Mittelpunkt der Experteninterviews standen die Themen „Motive für Kinder", „Ursachen sozialstaatlicher Abhängigkeit", „Probleme und Bewältigungsstrategien", „Umgang mit institutionellen Hilfen", „Materielle Situation der Familien" und „Zukunftschancen der Kinder". Die Experteninterviews wurden nicht vollständig transkribiert, aber während der Analyse mehrfach angehört und stellenweise verschriftlicht.

[74] Die Interviews wurden zur Hälfte selbst, zur Hälfte durch eine studentische Hilfskraft und eine Praktikantin transkribiert. Beim Transkribieren wurden folgende Regeln eingehalten: 1. Nonverbale Laute (lachen, räuspern etc.) und Besonderheiten im Antwortverhalten (zögern, schnelles Antworten etc.) wurden nur dann transkribiert oder vermerkt, wenn sie den Bedeutungsgehalt einer Aussage oder der Gesprächssituation veränderten. 2. Ausufernde Erzählungen, die inhaltlich nicht relevant für die Beantwortung der Forschungsfragen sind, wurden gekürzt. 3. Unterbrechungen und unverständliche Gesprächsstücke wurden in Klammern gekennzeichnet. 4. Teilweise wurde nicht die literarische Umschrift, sondern die Standardorthographie verwendet (z.B. „hast du" statt „haste").

4.3 Subjektive Deutungen als Grundlage wissenschaftlicher Erklärungen des Handelns

Die interpretative Soziologie zielt epistemologisch darauf ab, Sinn zu rekonstruieren. Im Unterschied zu eher schematisch vorgehenden qualitativen Methoden zeichnen sich solche hermeneutischen Verfahren dadurch aus, dass sie jenseits von Informationen an der Oberfläche von Texten nach tieferen Sinn- und Bedeutungsstrukturen fragen (Hitzler 2002: [23, 24]). Um zu beantworten, warum kinderreiche Mütter in sozialstaatlicher Abhängigkeit kinderreiche Familien gründen, muss der subjektive Sinn der Interviewten berücksichtigt werden, da er die Grundlage des Handelns ist. Blumer (1966: 542) schreibt dazu:

> "Since action is forged by the actor out of what he perceives, interprets, and judges, one would have to see the operating situation as the actor sees it, perceive objects as the actor perceives them, ascertain their meaning in terms of the meaning they have for the actor, and follow the actor's line of conduct as the actor organizes it - in short, one would have to take the role of the actor and see his world from his standpoint."

Ähnlich argumentiert Schütz (1971: 6), dass die Sozialwelt für die in ihr lebenden Menschen eine bestimmte Sinn- und Relevanzstruktur hat und dadurch Handlungen strukturiert.

Allerdings müssen wissenschaftliche Erklärungen, die auf subjektiven Deutungen beruhen, berücksichtigen, dass diese Deutungen für die Akteure unterschiedliche Funktionen haben können und insofern nicht unmittelbar als Forschungsergebnis festgehalten werden können. Es ist beispielsweise denkbar, dass subjektive Deutungen über Geburtenmotive die Funktion haben, das eigene Verhalten zu rechtfertigen und das Selbstbild zu schützen – und somit argumentativ verfasst sind. Doch, wie Orbuch schreibt, sind subjektive Erklärungen für die Akteure „[…] not merely social constructions to protect the self; they also (a) give individuals a greater sense of control and understanding of their environment, (b) allow individuals to cope with emotionally charged and stressful events, (c) produce some degree of closure, (d) provide a greater sense of hope and will for the future, and (e) establish order in daily relational experience" (1997: 459). Subjektive Erklärungen können demnach auch narrativ verfasst sein, struktur- oder identitätsbildende Funktion haben und zur Bewältigung von Problemen dienen. Für die wissenschaftliche Erklärung ist es von Bedeutung zu berücksichtigen, welcher Art die Erklärungen sind, da sie unter Umständen von den genuinen Wahrnehmungen und Motiven abweichen. Außerdem weist Sutterlüty darauf hin, dass die Motive des eigenen Handelns den Akteuren selbst nicht zugänglich sein müssen, weshalb „eine wissenschaftliche Erklärung von Handlungen nicht immer ausschließlich auf den expliziten Erklärungen der Akteure basieren" sollte (2002: 39). Für beide Fälle – wenn die angegebenen Mo-

tive weiter erklärungsbedürftig oder die Motive den Interviewten selbst nicht bewusst sind, schlägt Sutterlüty zwei Verfahren der wissenschaftlichen Analyse vor[75]:

1) Erstens kann eine Erzählung als Ganzes erklärenden Charakter haben – in solchen Fällen geht aus ihr hervor, was dem erklärungsbedürftigen Phänomen voranging, ohne dass der Akteur seine Motive explizit benennt. In solchen Fällen „muss die Interpretation die Motive aus dem geschilderten Handlungsverlauf, aus der vom Erzähler benutzten Metaphorik oder aus dem Erzählduktus rekonstruieren" (ebd.: 38).
2) Und zweitens kann der Interpret versuchen, frühere biographische Erfahrungen – beispielsweise familiäre Interaktionen im Elternhaus – in die Erklärung einzubeziehen.

Sutterlüty empfiehlt demnach, nicht nur explizit auf die Erklärungen der Befragten zu rekurrieren, sondern zudem kontextrelevante Faktoren, die in den Erzählungen auftauchen, in der wissenschaftlichen Analyse zu verarbeiten. Er verweist jedoch auch darauf, dass die Erklärungen der Befragten „immer die ersten Kandidaten für die Rekonstruktion von Handlungsmotiven darstellen" (ebd.) und auch interpretiert werden sollten, wenn sie unschlüssig erscheinen – dann, um ihre Funktion für die Akteure zu entschlüsseln.

Die Vielschichtigkeit von Handlungserklärungen musste auch bei der Frage nach den Geburtenmotiven berücksichtigt werden. Deshalb wurden, in Anlehnung an Sutterlüty, nicht nur die subjektiven Erklärungen der Interviewten herangezogen, sondern zusätzlich auch kontextrelevante Faktoren berücksichtigt, die sich in den Erzählungen fanden. Ferner wurde gefragt, welche Motive für Kinderreichtum die Interviewten bei anderen Familien im Hartz-IV-Bezug vermuten. Hintergrund der Frage war die Annahme, dass es den Interviewten leichter fallen könnte, in der dritten Person von sich zu sprechen. Denn dadurch positionieren sie sich als „Experten" und müssen weniger vom eigenen Innenleben preisgeben. Es wurde aber davon ausgegangen, dass ihre Fremdinterpretationen letztlich Selbstinterpretationen enthalten. Die Ergebnisse der verschiedenen Analysestrategien wurden dann miteinander verglichen und auf Konsistenz geprüft. Dabei wurde versucht, der von Sutterlüty postulierten Herausforderung an den wissenschaftlichen Interpreten Rechnung zu tragen: „Seine Erklärung darf er nicht einfach dem Material von außen aufdrängen, sondern sie muss aus dem fallinternen Vergleich verschiedener Erzählungen und ihrer semantischen Struktur hervorgehen" (2002: 38f.).

Besondere Vorsicht gilt es in wissenschaftlichen Erklärungen auf Grundlage subjektiver Sinnzuschreibungen außerdem deshalb walten zu lassen, weil es leicht zu einer Vermengung der Interpretationen der Interviewten und der Interpretationen der Forscher kommen kann. Soeff-

[75] Sutterlüty bezieht sich hierbei konkret auf die wissenschaftliche Erklärung von Gewaltmotiven.

ner/Hitzler (1994: 33) bemerken in diesem Zusammenhang, dass es sich bei sozialwissenschaftlichen Daten generell um „vorinterpretierte“ Daten handelt. Anders als in den Naturwissenschaften seien die Konstruktionen von Sozialwissenschaftlern „eben Konstruktionen von Konstruktionen“. Diese Überlegungen gehen auf Schützes Unterscheidung zwischen den Konstruktionen (erster Ordnung) der Handelnden und den Konstruktionen (zweiter Ordnung) der Sozialwissenschaftler zurück:

> „Die gedanklichen Gegenstände, die von den Sozialwissenschaftlern gebildet werden, beziehen und gründen sich auf gedankliche Gegenstände, die im Verständnis des im Alltag unter seinen Mitmenschen lebenden Menschen gebildet werden. Die Konstruktionen, die der Sozialwissenschaftler benutzt, sind daher sozusagen Konstruktionen zweiten Grades: Es sind Konstruktionen jener Konstruktionen, die im Sozialfeld von den Handelnden gebildet werden, deren Verhalten der Wissenschaftler beobachtet und […] zu erklären versucht“ (Schütz 1971: 6f.).

Deshalb muss jeder Analyseschritt von der Frage begleitet sein, ob es sich bei den Ergebnissen um Deutungen der Erfahrungen der Interviewten oder um Deutungen des Interpreten handelt.

4.4 Auswertungsmethode

Die Auswertung des Datenmaterials erfolgte nicht orthodox an eine Methode angelehnt, da wissenschaftliches Erkenntnisinteresse am besten gewahrt ist, wenn eine „Vielzahl von rekonstruktiven Analyseansätzen integrativ verfolgt“ wird (Kruse 2011: 163f.). Kelle hält fest: “[…] the framework which guides empirical investigations should be modified, rebuilt and reshaped on the basis of empirical material“ (2007: 147). Sich auf eine einzige Analysemethode zu beschränken birgt die Gefahr, das Erkenntnisinteresse der Methode zu unterwerfen – Ziel sollte es aber sein, diejenigen methodischen Werkzeuge zu verwenden, die hinsichtlich der Struktur des Datenmaterials und des Forschungsziels am geeignetsten erscheinen. Hinzu kommt, dass es sich methodisch nicht bis ins letzte Detail bestimmen lässt, wie abduktive Interpretationen im Forschungsprozess generiert werden – was dennoch nicht davon befreit, methodisch Rechenschaft abzulegen (Rogge 2013: 91). Im folgenden Abschnitt wird ausgeführt, welche Analyseschritte bei der Interpretation des Textmaterials durchgeführt wurden, um größtmögliche methodische Transparenz zu schaffen.

Die Interviews wurden in einem dreistufigen Verfahren analysiert. Zunächst wurde eine Feinanalyse vorgenommen, die der Methode der „Rekonstruktion narrativer Identität“ von Lucius-Hoene/Deppermann entnommen ist. Bei der Feinanalyse wurde Zeile für Zeile interpretiert, um zu einer ausführlichen Beschreibung des Textes zu gelangen. Thematisch erfolgten keine Einschränkungen: Alle Themen, die in den Interviews zur Sprache kamen, wurden benannt und in Kurzform zusammengefasst. Bei der Feinanalyse werden drei Fragen an den Text gestellt (Lucius-Hoene/Deppermann 2002: 179):

1.) Was wird dargestellt?

2.) Wie wird dargestellt?

3.) Wozu wird es so dargestellt?

Der erste Analyseschritt war sehr zeitaufwändig, wurde jedoch konsequent durchgeführt, um den Text aufzubrechen[76] und sicherzustellen, keine relevanten Aspekte aufgrund etwaiger Vorannahmen zu vernachlässigen. Die dabei entstandenen Beschreibungen sind nah am Text und deskriptiv formuliert und wurden hinsichtlich zweier weiterer analytischer Aspekte untersucht:

1. Bei der Agency-Analyse wurde gefragt, „wie der Erzähler seine Handlungsmöglichkeiten und Handlungsinitiative (agency) im Hinblick auf die Ereignisse seines Lebens linguistisch konstruiert […]" (ebd.: 59). Ob ein Befragter „sich als Inhaber von Kontrollmöglichkeiten und Entscheidungsspielräumen erlebt oder ob und hinsichtlich welcher Erfahrungen er sich von heteronomen Mächten dirigiert fühlt […]", spielte unter anderem hinsichtlich der Frage des Zustandekommens der Kinderzahlen eine bedeutende Rolle.

2. Bei der Analyse der Positionierungsaktivitäten wurde untersucht, wie sich die Interviewten gegenüber der Interviewerin und gegenüber Dritten positionierten (ebd.: 86, 196ff.) und welche identitätstheoretischen Schlussfolgerungen sich daraus ziehen lassen. Dabei wurde davon ausgegangen, dass das Erzählen von Selbsterlebtem „sowohl Selbstdarstellung als auch interaktionell mitbestimmte und emergente Selbstherstellung" (Lucius-Hoene/Deppermann 2004: 168) ist, der Interviewte also im kommunikativen Akt „Identitätsarbeit" betreibt. Die Positionierungsanalyse floss insbesondere in die empirischen Teile ein, in denen nach den Auswirkungen der Lebenssituation hinsichtlich des Selbst- und des (wahrgenommenen) Fremdbildes gefragt wurde.

Im Anschluss an diese ausführliche Beschreibung des Textes wurden im zweiten Schritt biographische Kurzportraits der einzelnen Interviewten verfasst, die die Situation in der Herkunftsfamilie, den schulischen und beruflichen Werdegang, die Partnerschaftsverläufe und den Familiengründungprozess beschreiben. Dabei konnten die Gemeinsamkeiten und Unterschiede in den biographischen Verläufen der Interviewten herausgearbeitet und festgestellt werden, ob Schwangerschaften an bestimmten biographischen Punkten eintreten. Durch die biographischen Portraits ließen sich relevante Kontextfaktoren herausarbeiten, die die Entstehung von Schwangerschaften begünstigen.

Im dritten Analyseschritt wurden die Texte computergestützt mit der Software MAXQDA kodiert, um einen Zugang zu den zentralen Textstellen der interessierenden Aspekte herzustellen. Für die Interpretation wurden Kategorien gebildet, denen entsprechende Textstellen aus den transkri-

[76] Siehe dazu auch Strauss et al., die beim offenen Codieren, dem ersten Analyseschritt der Grounded Theory, von einem„Prozeß des Aufbrechens" (1996: 43) sprechen.

bierten Interviews zugewiesen wurden. Jede neu kodierte Textstelle wurde dann mit denjenigen verglichen, die bereits kodiert wurden, „um auf diese Weise `Eigenschaften´ der Kategorien bzw. deren Subkategorien anhand des Datenmaterials zu entwickeln“ (Kelle/Kluge 2013: 56). Die Bildung der Kategorien erfolgte sowohl anhand des theoretischen Vorwissens – einige Kategorien entstanden bereits bei der Fragebogenkonstruktion, wurden im Laufe der Auswertung dann teilweise aber auch wieder verworfen, wenn sie sich als irrelevant herausstellten – als auch anhand der Interviewtranskripte. Mit Hilfe der Kategorien wurde das Material in Einheiten zerlegt, die anschließend interpretiert wurden.

Bei der empirischen Analyse wurde immer wieder auf die Ergebnisse aller drei Auswertungsschritte zurückgegriffen, wobei im Sinne Ullrichs fallkontrastierend vorgegangen wurde. Um soziale Deutungsmuster zu rekonstruieren, schlägt er vor, einen „systematischen Vergleich von Stellungnahmen und Begründungen“ vorzunehmen (1999: 443). Wenngleich es in dieser Arbeit nicht darum ging, soziale Deutungsmuster zu erheben, erwies sich die „(queranalytische) Kontrastierung auf der Fallebene“ als sehr fruchtbares Auswertungskonzept. Eine Untersuchungseinheit bzw. ein Fall stellte allerdings nicht wie bei Ullrich „ein Bezugsproblem bzw. die auf ein Bezugsproblem bezogenen Deutungsmuster“ dar, sondern subjektive Bedeutungszuschreibungen und Wahrnehmungen sowie kontextrelevante Aspekte. Tabelle 12 verdeutlicht die Untersuchungseinheiten, die zur Beantwortung der Forschungsfragen kontrastierend verglichen wurden:

Tabelle 12: Fallkontrastierend untersuchte Analyseeinheiten nach Forschungsfrage

Forschungsfrage 1: Gründe für das Geburtenverhalten	
Untersuchungseinheit	**Dazugehörige Themen**
Subjektive Bedeutungszuschreibungen	• Eigene Motive für den Kinderwunsch • Motive anderer für den Kinderwunsch • Motive für den Kinderwunsch bei Menschen, die in prekären Verhältnissen leben
Kontextrelevante Faktoren	• Lebenssituation, in der die Schwangerschaften eintraten (besondere Berücksichtigung des beruflichen und partnerschaftlichen Kontextes) • Aspekte der Sozialisationsgeschichte oder vergangener Erfahrungen, die Hinweise auf die Geburtenmotive liefern
Forschungsfrage 2: Auswirkungen des Geburtenverhaltens	
Untersuchungseinheit	**Dazugehörige Themen**
Selbstwahrnehmung	• Bewertung des eigenen Kinderreichtums in doppelt unsicheren Verhältnissen und der eigenen Lebenssituation
Selbstwahrnehmung/ kontextrelevante Faktoren	• Familiäre Situation (Probleme und Bewältigungsstrategien)
Wahrnehmung des Fremdbildes	• Wahrgenommene Bewertung der eigenen Person durch Außenstehende

An dieser Stelle kann das fallkontrastierende Vorgehen nicht im Einzelnen beschrieben werden und soll nur kurz für die Frage des Geburtenverhaltens skizziert werden. Um herauszufinden, welche Geburtenmotive es in der Untersuchungsgruppe gibt, wurden alle relevanten Ergebnisse der drei Analyseschritte – sowohl die subjektiven Bedeutungszuschreibungen als auch die kontextrelevanten Faktoren – miteinander verglichen. Die Analyse brachte 18 unterschiedliche Motive hervor, die das Geburtenverhalten beeinflussen können. Wie diese Motive gefunden wurden, soll anhand eines Interviewauszuges exemplarisch verdeutlicht werden:

„[…] wollte ich erst gar keine Kinder haben. Und dann bin ich ja mit Torsten zusammengekommen, und dadurch, dass wir eigentlich auch glücklich waren, und wir hatten eigentlich ein schönes Leben, war es schon so der Gedanke da, eine Familie zu gründen. Dass man nicht so alleine so...sondern einen Teil von ihm und mir auf die Welt zu setzen“ (Katrin D., 0:35).

Die Interviewte berichtete an dieser Stelle im Interview, dass sie eine Mutterschaft für sich nicht mehr vorgesehen hatte, aber dann aufgrund einer neuen Partnerschaft ein Kinderwunsch aufkam. Aus dieser subjektiven Bedeutungszuschreibung, die sich ähnlich auch in vielen weiteren Interviews fand, wurde das Motiv „Wunsch mit Partner Familie zu gründen" abgeleitet. In diesem Fall konnte das Motiv unmittelbar aus der subjektiven Deutungszuschreibung der Interviewten entnommen werden, denn im Interview ließen sich keine Hinweise finden, die das erklärte Motiv unschlüssig erscheinen ließen. Dennoch zeigte die Analyse der kontextrelevanten Faktoren, dass dies nicht das einzige Schwangerschaftsmotiv war. Katrin D. war vor der Schwangerschaft mit ihrem Partner in eine andere Stadt gezogen und kümmerte sich dort um den Haushalt. Um der Eintönigkeit des Alltags zu entgehen, beschloss sie, eine Arbeit zu suchen. Ihre Jobaussichten waren limitiert, sie fand lediglich einen Aushilfsjob an einem Kiosk, da sie nur einen Hauptschulabschluss hatte und ihre nach der Schulzeit begonnene Ausbildung abgebrochen hatte. Dass Katrin D. bereits wenige Monate nach dem Beginn einer neuen Tätigkeit schwanger wurde, deutet darauf hin, dass die Schwangerschaft auch eine Alternative zu der vergleichsweise unattraktiven Beschäftigungsoption darstellte. Aufgrund dessen wurde das Motiv „Alternative zu unattraktiver Beschäftigung/ Job zumindest kein Hinderungsgrund" als mitwirkender Faktor in der Motivkonstellation für die erste Schwangerschaft von Katrin D. bestimmt. In der Regel wirken mehrere Motive in die Entstehung einer Schwangerschaft hinein, wobei sich zeigte, dass bestimmten Motiven eine höhere Bedeutung zukommt als anderen. Am Ende der Analyse konnten dann die zentralen, übergeordneten Aspekte herausgearbeitet werden.

Neben den Interviewtranskripten wurden die im Anschluss an die Interviews verfassten Beobachtungsprotokolle mit in die Auswertung einbezogen. Als besonders fruchtbar erwies es sich außerdem, bei der Analyse nicht nur das Textmaterial einzubeziehen, sondern auch die Audiodateien wiederholt zu hören. Denn letztlich beruhen Interviewdaten auf Gesprächen, nicht auf Texten. Bei der Verschriftlichung werden sie dekontextualisiert – wichtige Hinweise wie die Interaktion zwischen Interviewer und Interviewten, Stimmlagen oder Untertöne gehen dabei verloren. Bezieht sich der Forscher allein auf den ausgeschriebenen Text, droht eine „Überschätzung der Semantik auf Kosten der Pragmatik" (Deppermann)[77].

Im Gegensatz zu Analysen in den Naturwissenschaften, denen durch die Anwendung mathematisch-technischer Verfahren generell „objektivere" Auswertungsmöglichkeiten zugeschrieben werden, handelt es sich in den Sozialwissenschaften und insbesondere bei qualitativ hermeneuti-

[77] Diese Formulierung wählte Deppermann bei seiner Mittagsvorlesung auf dem 8. Berliner Methodentreffen 2012: „Interview als Text vs. Interview als Interaktion - Überlegungen zum Verhältnis von Gegenstandskonstitution, Erkenntnisinteressen und Auswertungsmethodik". Video abrufbar unter http://www.qualitative-forschung.de/methodentreffen/archiv/video/mittagsvorlesung_2012/index.html (zugegriffen am 30.3.2014).

schen Verfahren um subjektive Analysevorgänge. Interpretationen finden immer im Rahmen der apriorischen Konzepte und Vorstellungen der Forscher statt. Wenn Sozialwissenschaftler alltagsweltliche Problemfelder untersuchen, tun sie das nie losgelöst von ihrem Vorwissen oder Eigenerfahrungen in dem zu untersuchenden Feld (vgl. Breuer 2010). Breuer (ebd.: 26) spricht in diesem Zusammenhang vom Grenzganz als „Person der Alltagswelt" und „Person der Forschungswelt". Das Grundproblem sozialwissenschaftlicher Forschung besteht für den Interpreten deshalb darin, „für sich selbst und für andere durchsichtig zu machen, wie er das versteht, was er zu verstehen glaubt, und wie er das weiß, was er zu wissen meint" (Hitzler 2009: 215). Der interpretative Rekonstruktionsvorgang muss von Forschern methodisch kontrolliert und intersubjektiv nachvollziehbar durchgeführt werden. Drei Verfahren bieten sich an, um diesem Anspruch nachzukommen. Zunächst kann ein Interpretationsprozess von Supervision begleitet werden; diese Praxis ist im deutschsprachigen Raum jedoch eher unüblich. Zweitens bietet sich die Möglichkeit, die in die Interpretation einbezogenen Perspektiven durch Teaminterpretationen zu erweitern. Zur Herstellung intersubjektiver Nachvollziehbarkeit und als Kontrollinstanz für individuelle Wahrnehmungsfilter werden voneinander abweichende Interpretationsansätze im Team diskutiert, „um Argumentationsdruck zu erzeugen und Auslegungsalternativen zu generieren" (Froschauer/Lueger 2003: 167). Und drittens kann eine Kontrollinstanz eingebaut werden, indem die eigene Position immer wieder bewusst reflektiert wird. Dies besagt nichts anderes, als dass die eigene Haltung zum Forschungssubjekt transparent gemacht wird. Voreinstellungen, Erwartungen, Perspektiven und Affekte in Bezug auf das Thema werden selbst-reflexiv beobachtet und bewusst gemacht, damit der Forschungskontext durch diese Konzepte möglichst wenig verzerrt wird (Breuer 2010)[78].

Um im Forschungsprozess möglichst unvoreingenommen zu bleiben, wurde versucht eine Haltung einzunehmen, die in der Literatur als „künstliche" (Hitzler 1986) oder „methodische" (Bude 2010) Dummheit beschrieben wird. „Die Einstellung der methodischen Dummheit verlangt vom Leser [Anm.: gemeint ist der Forscher, der die Interviewtranskripte liest] die Zügelung seiner Affekte: Sie müssen umgewandelt werden können in Lesarten, die erprobt und wieder beiseite gelegt werden können" (Bude 2010: 574). Ziel war es, Vorannahmen, theoretische Einstellungen und Urteilsstrukturen auszuklammern, um sich möglichst unvoreingenommen auf die Untersuchungsgruppe einzulassen. „Doch die Affekte", so stellt Bude weiter fest, „lassen sich nicht gänzlich ausschalten, und das Prüfen der Lesarten kann nicht endlos fortgesetzt werden" (ebd.: 574f.). Letztlich ist ein Forscher, selbst wenn er sich um „künstliche Dummheit" bemüht, immer subjektiv in den For-

[78] Neben der Notwendigkeit, die Präkonzepte des Forschers zu kontrollieren, weist Breuer auf die Möglichkeit der fruchtbaren Nutzung eben dieser Konzepte hin. Denn sie können wichtige Impulse zur Entwicklung von Forschungsvorhaben setzen und stellen Erkenntnisvoraussetzungen dar. Er kommt deshalb zu dem Schluss, dass es grundsätzlich sinnvoll ist, sich mit den forschereigenen Konzepten intensiv zu beschäftigen, sie zu reflektieren und transparent zu machen (2010: 27f.).

schungsprozess verstrickt und wird seine theoretischen Vorannahmen und Weltanschauungen nie vollends ausschalten können. Denn ohne Apriori-Konzepte ist es unmöglich, einen Forschungsprozess zu beginnen.

Um die Subjektivität bestmöglich kontrollieren zu können, wurde in Anlehnung an die „Reflexive Grounded Theory" (Breuer 2010) versucht, die eigenen Vorannahmen zu reflektieren und immer wieder bewusst zu machen. Dazu wurden zu allen Zeitpunkten des Forschungsprozesses Memos verfasst, in denen mögliche Apriori-Konzepte festgehalten wurden. Ein reflexiver Umgang mit subjektiven Komponenten ermöglicht es, ihre Bedeutung bei der Erhebungs- und Interpretationsphase bestmöglich zu berücksichtigen und zu kontrollieren. Außerdem wurde die Interpretation des Textmaterials überprüft, indem ein Teil in Interpretationsgruppen besprochen wurde. Sowohl die Feinanalyse als auch das Verfassen der biographischen Steckbriefe und die Codierungsarbeit wurden partiell von weiteren Personen durchgeführt[79]. Durch den Vergleich der Ergebnisse sollten mögliche Verzerrungen entschärft werden, die entstehen können, wenn der Forscher, der die Daten erhebt, sie zugleich auch interpretiert. Besonders bei denjenigen Interviews, die schwierig zu interpretieren waren, wurden Zweitmeinungen der Deutung eingeholt.

Zuletzt sei noch erwähnt, dass in die Analyse der Auswirkungen des Geburtenverhaltens auch Beobachtungsdaten einflossen. Insbesondere bei der Frage, mit welchen Problemen die Interviewten konfrontiert sind (Kap. 6), erwiesen sich die Beobachtungsnotizen zur Wohnsituation, zum Umgang mit den Kindern etc. als enorm fruchtbar.

4.5 Reichweite der Aussage

Abschließend sei auf einige Limitationen der Untersuchung hingewiesen. Erstens erhebt sie, wie alle qualitativen Forschungsarbeiten, keinen Anspruch auf Repräsentativität. Als Einzelfallstudie konzipiert, erlaubt sie zudem keine Aussagen über Vergleichsgruppen, es können beispielsweise keine kontrastierenden Vergleiche zu den Geburtenmotiven anderer Personengruppen gezogen werden. Der Erkenntniswert aus der intensiven Beschäftigung mit wenigen Fällen liegt, wie Sachweh betont, „in der detaillierten inhaltlichen Charakterisierung subjektiver Wahrnehmungen und Interpretationen sowie der Möglichkeit zur Exploration und »Entdeckung« neuer, bisher unbekannter Sichtweisen unter den Befragten" (2009: 130).

Zweitens muss eine Studie über die Ursachen für Geburtenverhalten zwangsläufig retrospektive Daten heranziehen, denn sofern keine schwangeren Frauen befragt werden, liegen die Schwangerschaften in der Vergangenheit. Erzählungen über die Motive vergangener Schwangerschaften

[79] Bei den Personen, die in den Interpretationsprozess einbezogen wurden, handelte es sich um Doktoranden und Studenten der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt und der Universität zu Köln und um eine Praktikantin am Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung.

können prinzipiell Konstruktionen der Interviewten sein, „die sich ausschließlich aus den Relevanzen ihrer gegenwärtigen Situation ergeben“ (Sutterlüty 2002: 29). Hitzler verweist auf drei Probleme im Zusammenhang mit Restrospektivdaten. Es sei unklar, „in welchem Verhältnis derlei Auskünfte der Interviewten zu deren tatsächlichen Erinnerungen, in welchem Verhältnis die Erinnerungen zu den erinnerten Erfahrungen und in welchem Verhältnis die gemachten Erfahrungen zu den – wie auch immer zu bestimmenden – tatsächlichen Ereignissen in der Vergangenheit stehen“ (Hitzler 2002: [18]). Kurz gesagt können Retrospektiverhebungen von Ex-post-Rationalisierungen und Erinnerungslücken verzerrt sein, zudem lässt sich die potentielle Diskrepanz zwischen Erzählungen und den „wahren Ereignissen“ nicht auflösen.

Retrospektivdaten speziell für die Fragen nach Geburtenmotiven zu verwenden, ist mit einem besonderen Problem behaftet: Es ist möglich, dass ursprüngliche Gefühle oder Intentionen, etwa durch die affektive Bindung an ein Kind, in Vergessenheit geraten. Rocca et al. fassen zusammen, dass die retrospektive Erhebung von Schwangerschaftsmotiven oftmals kritisiert worden sei, „because a woman’s recollection and perception of a conception may change over the course of a pregnancy and after childbirth” (2010: 2). Ob Erzählungen vergangene Erfahrungen wiedergeben oder von der Gegenwartsperspektive mitgeformt sind, kann laut Sutterlüty nicht durch Verwendung eines vorgegebenen hermeneutischen Verfahrens analysiert werden, sondern muss sich immer am konkreten Einzelfall zeigen (2002: 32f.). An dieser Stelle können nicht alle Strategien angeführt werden, die verfolgt wurden, um Erinnerungslücken und Ex-post-Rationalisierungen aufzudecken. Es sei aber exemplarisch auf ein Beispiel eingegangen:

Ex-post-Rationalisierungen wurden insbesondere bei der Frage nach dem Planungsgrad der Schwangerschaften vermutet. Denn: Die Mütter werden von vielen Seiten kritisiert, viele Kinder zu haben ohne arbeiten zu gehen. Das Bewusstsein, ein Leben zu führen, das nicht den gesellschaftlich akzeptierten Normen entspricht, könnte dazu führen, dass Aussagen zur Familienplanung verzerrt sind. Potentiell könnten vermeintlich „ungeplante“ Schwangerschaften in stärkerem Maße geplant oder gewünscht gewesen sein, als angegeben. Denn wenn Kinder ungeplant entstehen, reduziert sich das Maß der Eigenverantwortung.

Um den Planungsgrad der Schwangerschaften in der Untersuchungsgruppe zu erfassen, wurden drei Strategien verfolgt:

1) Zunächst wurde explizit gefragt, ob die Schwangerschaften geplant waren („Planung der Schwangerschaft”). Sofern Antworten nicht eindeutig oder Reaktionen zögerlich waren, wurde die Frage zu einem späteren Zeitpunkt in abweichendem Wortlaut wiederholt. Sofern es notwendig erschien, wurden weitere Fragen gestellt, z.B.: „Hatten Sie sich vor der Schwangerschaft Gedan-

ken gemacht, wie es wäre, jetzt ein Kind zu haben?"; „Hatten Sie mit Ihrem Partner mal über Kinder gesprochen?"; „Wie hat der Vater des Kindes auf die Schwangerschaft reagiert?" Neben der semantischen Bedeutung der Antworten wurde auch die nonverbale Kommunikation (Mimik, Gestik, Intonation) beobachtet, um angemessene Anschlussfragen stellen zu können.

2) Zweitens wurde erhoben, wann die Schwangerschaften bemerkt wurden („Feststellen der Schwangerschaft").[80] Diese Angaben fanden bei der Analyse besondere Berücksichtigung, wenn die Schwangerschaften zu einem vergleichsweise frühen (in den ersten vier Schwangerschaftswochen) oder einem vergleichsweise späten Zeitpunkt (nach der achten Schwangerschaftswoche) festgestellt wurden. Ein sehr frühes Feststellen deutet stärker auf geplante bzw. gewollte Schwangerschaften hin.

3) Und drittens wurden Fragen zur Reaktion auf die Schwangerschaft gestellt („Reaktion auf die Schwangerschaft"). Dabei war von Interesse, was die Frauen im ersten Moment empfanden, als sie von der Schwangerschaft erfuhren und welchen Personen sie zu welchem Zeitpunkt davon berichteten. Theoretisch kann angenommen werden, dass eine negative Erstreaktion auf eine ungewollte, eine positive auf eine gewollte Schwangerschaft hindeutet.[81]

Bei der Analyse der Interviews wurde die Konsistenz der Aussagen zu den Themen „Planung der Schwangerschaft", „Feststellen der Schwangerschaft" und „Reaktionen auf die Schwangerschaft" überprüft. Zusätzlich wurde berücksichtigt, in welcher Lebenssituation sich die Befragten befanden und ob sich sonstige Hinweise darauf finden ließen[82], ob die Schwangerschaften geplant oder

[80] Es ist zu vermuten, dass ein Zusammenhang zwischen dem Zeitpunkt des Feststellens der Schwangerschaft und dem Wunsch bzw. der Planung, ein Kind zu bekommen, besteht. Wenn ein Kinderwunsch vorhanden ist, ist es wahrscheinlich, dass Frauen sich aufmerksam beobachten und früh Schwangerschaftstests durchführen, um ihre Vermutungen zu überprüfen. Schwangerschaften werden entsprechend früh bemerkt. Frauen, die demgegenüber keinen Kinderwunsch haben, stellen Schwangerschaften möglicherweise erst in einem späteren Stadium fest. Etwa dann, wenn körperliche Veränderungen so evident sind, dass sie sich nicht mehr leugnen lassen. Denn erstens wird auf körperliche Veränderungen weniger geachtet, weil nicht mit einer Schwangerschaft gerechnet wird, oder zweitens können Schwangerschaften auch gänzlich verdrängt werden. In seltenen Fällen kann dieser Mechanismus dazu führen, dass Schwangerschaften erst in einem sehr fortgeschrittenen Stadium bemerkt werden.

[81] In der Literatur sind Zweifel geäußert worden, ob die Reaktion auf eine Schwangerschaft ein angemessener Prädiktor für den Planungsgrad ist. Helfferich et al. (2001: 189 ff.) stellen zwar einen stark positiven Zusammenhang zwischen Gewünschtheit, Geplantheit und Gewolltheit von Kindern einerseits und der Reaktion auf die Schwangerschaft „sehr erfreut" fest. Der negative Zusammenhang ist undeutlicher; die Umfragen zeigen, dass auch auf nicht gewollte Schwangerschaften positive Reaktionen folgen können. In dieser Arbeit wird der Indikator „Reaktion auf die Schwangerschaft" aufgrund der Einwände in der Literatur nur vorsichtig und unter strenger Bezugnahme auf die anderen Indikatoren berücksichtigt.

[82] Hinweise auf ungeplante Schwangerschaften finden sich dann, wenn ernsthaft über Abtreibung nachgedacht wurde. Dies geschah in der Untersuchungsgruppe in einigen Fällen beim letzten Kind.

ungeplant waren[83]. Wenn alle Angaben und Hinweise stimmig waren, wurde davon ausgegangen, dass der angegebene Planungsgrad dem tatsächlichen Planungsgrad entsprach[84].

Zwecks Erhärtung der empirischen Ergebnisse aus den Interviews wäre es drittens sinnvoll gewesen, die Ergebnisse mit weiteren Beobachtungsdaten zu triangulieren – insbesondere im Hinblick auf die zweite Forschungsfrage, die sich mit den Auswirkungen des Geburtenverhaltens in doppelter Unsicherheit beschäftigt. Hierbei wäre ein stark ethnographisches Vorgehen fruchtbar gewesen, das mit einer Teilnahme am Familienleben über einen längeren Zeitraum verbunden gewesen wäre. Dies hätte es ermöglicht, etwaige Diskrepanzen zwischen den Interviewaussagen und dem Handeln der Interviewten aufzudecken oder eindeutig auszuschließen. Laut der Impression-Management-Theorie sind Menschen ständig bemüht, „den Eindruck, den sie auf andere Personen machen, zu kontrollieren bzw. zu steuern“ (Mummendey/Bolten 1993: 57). Diese Techniken werden bewusst oder bewusst angewendet (ebd.: 59) und zielen in der Regel darauf ab, soziale Anerkennung zu beziehen (ebd.: 62). Deshalb könnte es sein, dass beispielsweise Probleme in der Interviewsituation „kaschiert“ wurden. Zudem ist es möglich, dass bestimmte Aspekte den Interviewten nicht bewusst sind oder sie diese zumindest diskursiv nicht vermitteln können; auch deshalb wären Beobachtungen sinnvoll gewesen. Aus forschungsökonomischen Gründen war dies im Rahmen dieser Arbeit jedoch nicht möglich.

[83] Wenngleich davon ausgegangen wird, dass die hier gewählte qualitative Zugangsweise geeigneter ist, um zwischen geplanten und ungeplanten Geburten zu unterschieden, bleiben Unsicherheiten bis zu einem gewissen Grad bestehen: Denn letztlich ist es möglich, dass die ursprünglichen Intentionen den Interviewten selbst nicht mehr zugänglich sind oder im Nachhinein mehr oder weniger absichtlich rationalisiert werden und diese Rationalisierungen trotz sorgsamer Analyse nicht aufgedeckt werden können.

[84] Für konkrete Interpretationsbeispiele und den Umgang mit Widersprüchlichkeiten siehe Kapitel 5.1.

5 Motive für Geburten in doppelter Unsicherheit

Warum gründen Frauen unter doppelt unsicheren Verhältnissen kinderreiche Familien? Um die Ursachen für Schwangerschaften zu analysieren, wird im folgenden Kapitel zunächst gefragt, ob sie geplant oder ungeplant eintreten (Kap. 5.1). Denn wenn sie ungeplant sind, erübrigt sich die Frage nach den Motiven. Anschließend wird anhand von drei Fallbeispielen geschildert, dass es zahlreiche Motive gibt, die eine Schwangerschaft bedingen, aber letztlich ein übergeordneter Faktor ausschlaggebend für das Geburtenverhalten kinderreicher Mütter im Hartz-IV-Bezug ist: Mit Kindern ist die Hoffnung auf Anerkennung verbunden, die in der Sphäre der Liebe und der Leistung verwehrt bleibt. Die These wird in den folgenden Unterkapiteln anhand von drei Fallbeispielen untermauert. Dazu werden die biographischen Hintergründe von drei Interviewten nachgezeichnet, wobei der Fokus auf der eigenen Herkunftsfamilie, den Ausbildungs- und Berufsverläufen, den Partnerschaftsentwicklungen und den Familiengründungsprozessen liegt.[85] Der Fall von Nicole W. (Kap. 5.2) verdeutlicht, dass fehlende Anerkennung im eigenen Elternhaus Kinderwünsche maßgeblich bedingen kann. Der Fall von Simone B. (Kap. 5.3) zeigt, dass instabile Partnerschaften zu Anerkennungsdefiziten führen, die von Kindern kompensiert werden sollen. Und anhand des Falls von Anja K. (Kap. 5.4) wird sichtbar, dass mangelnde Anerkennung in der Arbeitswelt den Wunsch nach einer alternativen identitätsstiftenden Rolle – als Mutter – hervorrufen kann. Neben der Darstellung weiterer untergeordneter Schwangerschaftsmotive (Kap. 5.5) wird außerdem gefragt, welche Rolle finanzielle Überlegungen bei der Familiengründung spielen (Kap. 5.6). Abschließend werden die Ergebnisse zusammengefasst und Wechselwirkungen zwischen der Familiengründung und Anerkennungschancen diskutiert (Kap. 5.7).

5.1 Geplante oder ungeplante Familiengründung?

Kinderreiche Mütter aus sozial benachteiligten Schichten planen vor der Geburt des ersten Kindes nicht, große Familien zu gründen. Die Frage, ob die Interviewten schon immer eine große Familie haben wollten, verneinten sie mehrheitlich, so auch Edith K.: „Ich wollte schon immer Kinder haben. Nur nicht so viele“ (Edith K., 0:19). Die Interviewten stellten sich zwar oft bereits im Jugendalter vor, Kinder zu bekommen, was die These der „subjektiven Selbstverständlichkeit von Kindern“ (Bujard et al. 2012) stützt, allerdings in der Regel nur zwei: „Ich wollt´ immer nur zwei haben. Also das war schon von klein an, wollt ich nur zwei Kinder haben” (Simone B., 0:43).

[85] Zum Schutz der Interviewten werden einige Details ausgelassen und Informationen abgewandelt. Bei diesen Modifikationen ist sichergestellt, dass sie die interessierende Fragestellung nicht beeinflussen.

Mit der Vorstellung von der Zwei-Kind-Familie entsprechen die Interviewten dem Bevölkerungsdurchschnitt: 2011 wünschten sich junge Frauen unter 24 Jahren im Durchschnitt 2,23 Kinder (Testa 2012: 57ff.). Auch andere Untersuchungen zu gewünschten Kinderzahlen in Deutschland lassen auf eine Zwei-Kind-Norm schließen (u.a. Helfferich 2001: 267). Laut Lutz et al. (2013: 181) werden Familien „häufig erst mit der Geburt eines zweiten Kindes als vollständig erachtet". Die aktuelle Geburtenziffer ist dennoch niedriger, was anzeigt, dass Kinderwünsche sich nicht in realisierte Kinderzahlen übersetzen lassen.[86] In der Literatur wird dies damit erklärt, dass der Kinderwunsch nicht statisch ist, sondern eine „veränderliche Option" (Schneewind et al. 1992: 346), die sich im biographischen Verlauf, etwa aufgrund unvorhergesehener Ereignisse, wandeln kann (vgl. auch Lutz et al. 2013: 170f.). Während jedoch im Bevölkerungsdurchschnitt weniger Kinder geboren werden als gewünscht, ist der Zusammenhang in der Untersuchungsgruppe umgekehrt: Hier werden mehr Kinder geboren als ursprünglich vorgesehen.

Bei kinderreichen Müttern in sozialstaatlicher Abhängigkeit lassen sich drei Formen der Planung rekonstruieren: Neben expliziter Planung und expliziter nicht-Planung erweist sich eine dritte Instanz zwischen diesen beiden als besonders wichtig: Hierbei handelt es sich um Schwangerschaften, die zwar nicht geplant, aber auch nicht (konsequent) verhindert werden: „[...] das plant man eigentlich nicht. Also…weiß ich nicht, das is´, das passiert halt" (Christel J., 0:16). Sie folgen der Logik des „Geschehen-Lassens" und werden hingenommen. Die drei Planungsgrade unterscheiden sich hinsichtlich des Maßes, zu dem Schwangerschaften gewollt sind. Lutz (1984: 111) spricht in diesem Zusammenhang von unterschiedlichen Ausprägungen der „Gewolltheit". Während geplante Schwangerschaften weitgehend gewollt und (tatsächlich) ungeplante Schwangerschaften ungewollt sind, lassen sich bei hingenommenen Schwangerschaften Abstufungen feststellen. Die einzelnen Schwangerschaften der Frauen folgen in den seltensten Fällen alle dem gleichen Planungskonzept, wobei der Großteil „geschehen gelassen" wird.

In der Regel sind ein oder zwei Kinder explizit geplant. Bei Frauen, die nach dem 20. Lebensjahr zum ersten Mal schwanger werden, betrifft dies oftmals das erste und das zweite Kind. Bei denjenigen, die ihr erstes Kind vor dem 20. Lebensjahr bekommen, ist eher das zweite geplant. Ungeplant sind eher die letzten Kinder, was im Einklang mit der Literatur steht (u.a. Feldhaus/Boehnke 2008, Helfferich 1996). Ein Beispiel für eine ungeplante erste Schwangerschaft ist der Fall von Nina A. die ihr erstes Kind mit 19 Jahren bekam:

Interviewerin: ,,Und war das geplant, dass ihr ein Kind kriegt?"

[86] Der Vergleich der Zahlen zur gewünschten und realisierten Kinderzahl ist jedoch mit methodischen Problemen behaftet, denn die Angaben zum Kinderwunsch werden bei Kohorten erhoben, deren endgültige Kinderzahl noch nicht feststeht.

Nina A.: ,,Ähm, nicht wirklich. War eigentlich...keine große Wahl. Mein Großer war nicht gewollt. Aber ich hab ihn denn genommen, weil ich war im sechsten Monat schwanger, hab´s erst da erfahren, dass ich schwanger bin. Weil das war alles, also ich hatte noch alles so, wie es sein sollte. Und der Bauch war auch noch dünn, also hab ich naja, und denn war mir irgendwie übel, konnte nicht mehr rauchen, bin ich zum Frauenarzt und ja, sie sagte, ich bin schwanger. Im sechsten Monat. `Kann aber nicht sein, weil sonst hätte ich ja nicht so ´nen dünnen Bauch´. Da sagte sie: `Doch, ist so´. Naja und denn haste es von Woche zu Woche mitbekommen wie schnell der gewachsen ist. Wo der sich versteckt hat."

Interviewerin: ,,[…] als du zum ersten Mal erfahren hast, dass du schwanger bist, was war das für ein Gefühl?"

Nina A.: ,,Na nicht gut, sag ich mal. Weil ich mit 19 halt einfach kein Kind haben wollte" (Nina A., 0:09).

Die Interviewte verhütete mit hormonellen Antikonzeptiva, deren Wirkung durch die Einnahme von Medikamenten beeinflusst wurde. Wie auch bei anderen Interviewten deutete sich in ihrem Fall an, dass sie aufgrund ihres labilen psychischen Zustands überfordert war, konsequent zu verhüten.[87] Sie gab an, dass die Schwangerschaft weder geplant noch gewollt war, was vor dem Hintergrund der Erzählung, dass sie ihre Schwangerschaft sehr spät feststellte, schlüssig wirkt. Als die Schwangerschaft im 6. Monat bemerkt wurde, stritt sie das Ergebnis der Frauenärztin zunächst ab, indem sie auf ihren flachen Bauch verwies. Vermutlich verdrängte sie die körperlichen Veränderungen und hoffte, nicht schwanger zu sein. Von diesem Verdrängungsmechanismus berichteten mehrere Interviewte bei ungeplant eintretenden Schwangerschaften.

Ungeplante Schwangerschaften wurden oft darauf zurückgeführt, dass Verhütungsmittel wie die Pille versagten. Da hormonelle Kontrazeptiva sehr zuverlässig sind[88], ist es allerdings fraglich, ob die ungeplanten Schwangerschaften tatsächlich immer auf ein Versagen der Verhütungsmittel zurückgeführt werden können, oder ob sie eher hingenommen wurden. Vielfach zeigte sich, dass Schwangerschaften, die als ungeplant bezeichnet wurden, durchaus geplant und gewünscht waren. Als Beispiel kann die dritte Schwangerschaft von Simone B. angeführt werden, die sie laut ihrer eigenen Aussage nicht geplant hatte. Die Konzeption führte sie im Interview zunächst auf das Versagen des Verhütungsmittels zurück:

„[...] eigentlich von mir war sie nicht mehr geplant. Aber ich hab mir von vorneherein gesagt, wenn's irgendwann passiert...Also ich hatte ja auch die...Drei-Monats-Spritze und die hatte aber genau das eine Mal nicht funktioniert" (Simone B., 0:37).

Knapp 15 Minuten später sprach sie über die gleiche Schwangerschaft und räumte ein, keine Verhütungsmittel verwendet zu haben: „Aber ich mein, ich steh´ auch zu dem Fehler [...], da hab ich

[87] Dies wird von einer Untersuchung Matthiesens gestützt (2008: 7): „Wenn die Lebensumstände prekär sind, verfügen Frauen offensichtlich über weniger Motivation und Kompetenzen, sich um den Schutz vor einer ungewollten Schwangerschaft zu kümmern."

[88] Die Sicherheit von Kontrazeptiva wird mit dem sogenannten Pearl-Index bestimmt. Die Anti-Baby-Pille hat einen Index von 0,1-0,9 (Deutsche Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe 2004: 17). Die erste Angabe bezieht sich auf die Verhütungssicherheit ohne Anwendungsfehler, die zweite Angabe auf diejenige mit Anwendungsfehlern. Das bedeutet, dass von 1000 Frauen, die ein Jahr lang mit der Anti-Baby-Pille verhüten, eine Frau schwanger wird. Von denjenigen, die Anwendungsfehler machen, werden neun von 1000 schwanger. Die Dreimonatsspritze hat einen Pearl-Index von 0,3-1,4 (ebd.: 29).

auch nicht verhütet“ (Simone B., 0:50).

Die widersprüchlichen Angaben über die Entstehung der Schwangerschaft deuten darauf hin, dass die Schwangerschaft weniger zufällig eintrat, als zunächst angeben wurde. Auch die Aussage, dass die Interviewte bereits darüber nachgedacht hatte, im Falle einer dritten Schwangerschaft das Kind austragen zu wollen, lässt vermuten, dass prinzipiell eine Bereitschaft für ein weiteres Kind, möglicherweise auch ein Wunsch, vorlag. Eine Schwangerschaft als ungeplant zu bezeichnen kann von dem Wunsch getrieben sein, die eigene Verantwortung beim Zustandekommen der Schwangerschaft zu verdrängen oder nicht zuzugeben. Eine weitere Erklärung wäre, dass die Frauen ihre Planungsabsichten ex-post umdeuten, weil die Hoffnung auf eine stabilen Partnerschaft (vgl. Kap. 5.3), die mit gemeinsamen Kindern verbunden war, sich nicht hat realisieren lassen. In der Logik dieser Interpretation erfolgt eine Umdeutung, um das Scheitern der eigenen Hoffnungen vor der Dritten, und möglicherweise auch vor sich selbst, nicht einzugestehen.

Die meisten Schwangerschaften entstehen bei den Müttern der Untersuchungsgruppe jenseits expliziter Planungsvorhaben. Das bedeutet, dass die Kinder weder geplant noch konsequent verhindert werden. Auch Edin/Kefalas finden in ihrer Untersuchung in den USA bezüglich des Planungsgrades von Schwangerschaften: “[…] the large majority are *neither* fully planned *nor* actively avoided“ (2007: 47; Hervorhebung im Original). Diese Schwangerschaften folgen dem Konzept des „Geschehen-Lassens“ bei dem die Interviewten den Zufall über die Familienplanung entscheiden lassen. Die folgende Aussage von Simone B. verdeutlicht die zugrunde liegende Planungsrationalität:

„Das war nicht so geplant, aber was kam, kam. Und ich hab gesagt, wenn ich schwanger bin, dann behalt´ ich das, weil Abtreibung kommt nicht in Frage“ (Simone B., 0:16).

Simone B. traf bereits im Vorfeld der Schwangerschaft die Entscheidung, ein Kind austragen zu wollen, wenn sie schwanger würde. Dies zeigt, dass der Gedanke an eine potentielle Mutterschaft bereits reflektiert und nicht abgelehnt wurde und deutet auf einen vorhandenen Kinderwunsch hin. Die Aussage „was kam, kam“ ist typisch für die Entstehung dieser Schwangerschaften – Familienplanungen werden dem Schicksal überlassen, wobei nicht oder nicht konsequent verhütet wird. Dies wird nicht zwangsläufig mit der Absicht getan, schwanger zu werden, allerdings werden weitere Kinder auch nicht abgelehnt, wie sich beispielsweise im Interview mit Lisa T. zeigte:

„Geplant nicht wirklich. Aber ich hab auch nicht wirklich verhütet, muss ich sagen, also von daher...auf gut Glück oder so. Da muss man ehrlich sein“ (Lisa T., 0:11).

In einigen Fällen spiegeln Schwangerschaften nach dem Konzept des „Geschehen-Lassens“ reflektiertes Risikoverhalten wider, was bedeutet, dass die Interviewten sich bewusst sind, dass ihr Verhütungsverhalten früher oder später eine Schwangerschaft nach sich ziehen kann. Dies deutet auf

das Vorliegen von Kinderwünschen hin, was einigen Befragten wie Melanie T., die mit 17 Jahren aufgrund unterlassener Verhütung schwanger wurde, auch bewusst ist:

„Geplant war´s nicht. Aber ich hab mich auch schon so...ich hab nicht gesagt: `Och nö. Wenn´s jetzt passiert, will ich nicht...´ Schon bisschen so: `Oh wär ja schon schön, so ein Baby´" (Melanie T., 0:07).

Andere Befragte, die ihre Schwangerschaften hinnahmen, reflektierten die eigenen Kinderwünsche weniger und deuteten die Konzeptionen in stärkerem Maße schicksalhaft bestimmt, wenngleich die Nachricht der Schwangerschaften mehrheitlich wohlwollend aufgenommen wurde. Ab einer bestimmten Kinderzahl zeigte sich aber, dass Schwangerschaften nach dem Konzept des „Geschehen-Lassens" tendenziell negativer aufgenommen werden beziehungsweise der Wunsch nach weiteren Kindern hochgradig ambivalent ist. Im Vorfeld der Konzeptionen scheint dies aber nicht antizipiert zu werden, da das gewohnte Verhalten, nicht zu verhüten, nicht geändert wird. Dieser Befund wird von der Forschung untermauert, die Geburtenverhalten und Kinderwünsche durch ein Bündel an mehr oder weniger bewussten Motiven erklären (vgl. etwa Mittag/Jagenow 1984; Gloger-Tippelt et al. 1993), deren Komplexität betonen (z.B. Schumacher et al. 2001) und hervorheben, dass Schwangerschaftsmotive oftmals widersprüchlich sind und sowohl von Wünschen als auch von ablehnenden Gefühle geprägt sein können (z.B. Helfferich 2001).

Insgesamt finden sich damit im Sample drei unterschiedliche Planungsrationalitäten: geplante, ungeplante und hingenommene Schwangerschaften. Die hingenommenen Schwangerschaften machen den Großteil der Fälle aus, was bedeutet, dass die Kinder jenseits expliziter Planungen entstehen. Dieser Befund steht in Einklang mit den Ergebnissen Burkharts (1994; 1996) und widerspricht der dominierenden enscheidungstheoretischen Grundannahme der soziologischen Fertilitätsforschung. Teilweise ist die eindeutige Zuordnung einer Schwangerschaft zu den drei Planungsgraden jedoch komplex, insbesondere die Grenze zwischen nicht geplanten und hingenommenen Schwangerschaften kann fließend sein. Hinter den mitunter schwer zu entschlüsselnden Widersprüchen stehen oft ambivalente Haltungen in Bezug auf den Kinderwunsch, die in der Literatur beschrieben sind (Mittag/Jagenow 1984; Gloger-Tippelt et al. 1993; Helfferich 2001; Stammer et al. 2004).

In den folgenden Abschnitten wird anhand der Fallbeispiele von Nicole W., Simone B. und Anja K. gezeigt, welche Motive den mehr oder weniger bewusst geplanten Schwangerschaften zugrunde liegen.

5.2 Fehlende Anerkennung im Elternhaus. Der Fall Nicole W.

Nicole W. ist alleinerziehende Mutter von fünf Kindern, die zum Zeitpunkt des Interviews elf, acht, sieben, fünf und drei Jahre alt sind. Die 30-Jährige lebt zurückgezogen in einer ländlichen Gegend.

In ihrer Nachbarschaft ist sie allenfalls flüchtig bekannt, ihren Namen kennt man nicht. Eines ihrer Kinder ist in einem Heim untergebracht, mit den anderen vier Kindern lebt sie in einem kleinen Reihenhaus. Nicole W. ist eine schüchterne, reflektiert wirkende Frau, die auf die Interviewfragen langsam und bedächtig antwortet.

Der Fall von Nicole W. zeigt, dass fehlende Anerkennung im eigenen Elternhaus ein zentrales Motiv ist, weshalb kinderreiche Familien in deprivierten Verhältnissen gegründet werden. Die Interviewten werden oftmals früh schwanger, wenn ihr Elternhaus zerrüttet war. Eine Kindheit in emotionskargen Verhältnissen, die möglicherweise auch von Gewalt und Missbrauch geprägt war, mündet häufig bereits in jungen Jahren in dem Wunsch eine eigene Familie zu gründen. Kinder initiieren in diesen Fällen das Erwachsenendasein. Zudem führt der Mangel an emotionalem Wohlbefinden in der Vergangenheit dazu, dass weitere Kinder gewünscht werden – denn jedes einzelne Kind bedeutet einen Zugewinn an Anerkennung, die lange Zeit fehlte. Neben diesem zentralen Geburtenmotiv – der fehlenden Anerkennung im Elternhaus – zeigt sich anhand des Falls von Nicole W., dass Schwangerschaften auch vom Wunsch begünstigt sein können, keine Einzelkinder großzuziehen oder aufgrund fehlender finanzieller Mittel zum Kauf von Kontrazeptiva entstehen.

5.2.1 Biographischer Verlauf

Nicole W. wuchs in einer Pflegefamilie auf, ihre leiblichen Eltern waren verstorben. Das Verhältnis zu den Pflegeeltern war schwierig, sie berichtete, dass die Eltern wenig Interesse an ihr hatten und sie aufgrund dessen eine einsame und unglückliche Kindheit und Jugend verlebte. Mit 17 Jahren zog sie aus, kam in einem Wohnheim unter und erhielt finanzielle Unterstützung durch das Jugendamt.

Nicole W. hatte zum damaligen Zeitpunkt konkrete Berufswünsche und wollte Krankenschwester werden. Sie erwarb ihren Hauptschulabschluss und besuchte anschließend eine Berufsfachschule, um sich auf die Fachausbildung als Krankenschwester vorzubereiten. In dieser Zeit lernte sie Rene K. kennen, einen gelernten Schlosser, der im Familienbetrieb seines Vaters arbeitete. Bereits wenige Wochen später wurde sie schwanger. Für Nicole W. war klar, dass sie das Kind bekommen würde, eine Abtreibung schloss sie aus. Als es in ihrer Schwangerschaft zu Komplikationen kam, unterbrach sie ihre schulische Laufbahn, hielt aber an dem Vorhaben fest, Krankenschwester zu werden, und plante, ihre Ausbildungspläne wieder aufzunehmen sobald ihr Kind betreut sein würde. Sie nahm in Kauf, bis dahin sozialstaatliche Transfers in Anspruch zu nehmen.

In Folge der Schwangerschaft zog sie aus dem Wohnheim aus und suchte sich eine gemeinsame Wohnung mit Rene K. Die Lebenshaltungskosten bestritt die Familie durch den Lohn von Rene K. und die Sozialhilfe von Nicole W., die sie ab der Geburt ihres Sohnes bezog.

Beruflich entwickelten sich die Dinge anders, als Nicole W. beabsichtigt hatte – noch bevor sie die von ihr angestrebte Ausbildung beginnen konnte, wurde sie erneut schwanger. Zu diesem Zeitpunkt trübte sich das Verhältnis zu Rene K. und sie zweifelte daran, ob die Beziehung halten würde. Sowohl in partnerschaftlicher als auch in beruflicher Hinsicht zeigte sich Nicole W. trotz der Unsicherheiten hoffnungsvoll: Sie wollte an ihrer Beziehung festhalten und sich eine Ausbildung oder Arbeit zu suchen, sobald die beiden Kinder betreut sein würde. Diesen Plan realisierte sie nicht, denn „[…] irgendwie kam dann immer eine Schwangerschaft dazwischen" (Nicole W., 0:26). Schon bald nach der zweiten Geburt wurde sie erneut schwanger. Mit dem dritten Kind verschlechterten sich die Aussichten deutlich, eine Ausbildung zu absolvieren oder arbeiten gehen zu können. Und nach der dritten Geburt folgte die vierte. Die vielen, in vergleichsweise kurzen Abständen auftretenden Schwangerschaften führten dazu, dass Nicole W. ihre beruflichen Pläne sukzessive aufgab, da sie „dann nicht mehr so richtig den Weg gefunden" habe (Nicole W., 0:04).

Auch in ihrer Partnerschaft erfüllten sich ihre Hoffnungen nicht; das Verhältnis zwischen dem mittlerweile kinderreichen Elternpaar verschlechterte sich zunehmend. Nichteheliche Lebensgemeinschaften wie die von Nicole W. und Rene K. werden nach der Geburt von Kindern oftmals in eine Ehe überführt (Huinink/Konietzka 2003: 79f.).[89] Für das Paar stellte sich die Frage einer Heirat nie ernsthaft: „[…] durch die ganze Situation war´s nicht so traumhaft, dass ich hätte sagen wollen: `Ok, lass uns heiraten´" (Nicole W., 0:23).

Nicole W. vermutete, dass ihr Partner ähnlich empfand. Rene K.s Alkoholkonsum, der zu Beginn der Partnerschaft noch moderat war, nahm von Jahr zu Jahr zu. Anfänglich kehrte er abends unregelmäßig betrunken von der Arbeit nach Hause, später täglich. Nicole W. erklärte den subtil voranschreitenden Alkoholismus mit der Frustration, die sich bei Rene K. anstaute, weil der Familienbetrieb seines Vaters vor dem Konkurs stand. Die finanziellen Sorgen und Nöte führten dazu, dass Rene K. zunehmend aggressiv war und das Familienklima dadurch stark beeinträchtigt wurde.

Um die finanzielle Situation der Familie zu verbessern, ging Nicole W. temporär verschiedenen Nebenjobs nach, beispielsweise als Aushilfe in einem Supermarkt – eine Vollzeitanstellung war aufgrund der Kinder nicht mehr denkbar, ebenso wenig wie die ehemals geplante Ausbildung zur

[89] Die „kindbezogene Ehe" (Nave-Herz 1984) ist ein westdeutsches Phänomen. In Ostdeutschland sind nichteheliche Lebensgemeinschaften generell stärker verbreitet und münden seltener in einer Ehe (Huinink/Konietzka 2003; Mühling/Schreyer 2012).

Krankenschwester. Nach dem vierten Kind entschloss Nicole W., keine weiteren Kinder mehr zu bekommen, nicht zuletzt aufgrund ihrer problematischen Partnerschaft. Dennoch trat eine weitere Schwangerschaft ein. Noch während dieser Schwangerschaft verließ Rene K. seine Familie. Gegenüber seiner Partnerin war er inzwischen gewalttätig geworden. Auch seinen Kindern und Dritten begegnete er aggressiv, was den Ruf der Familie in der Nachbarschaft beeinträchtigte. Als Nicole W. während des Interviews von der Trennung berichtete, wurde deutlich, dass sie – mehrere Jahre später – noch immer merklich darunter litt, dass ihr Partner sie verlassen hatte.

Als alleinerziehende Mutter traten neue Probleme auf: Die Überforderung mit fünf Kindern und die Nachwirkungen der schwierigen Zeit mit dem Vater führten dazu, dass das familiäre Leben außer Kontrolle geriet. Insbesondere ihr ältester Sohn bereitete Probleme. Als Reaktion auf die nicht mehr vorhandene väterliche Strenge widersetzte er sich Vereinbarungen und blieb seinem Zuhause über Tage fern. Zudem schloss er Freundschaften, die Nicole W. befürchten ließen, er könne sozial abrutschen. Aus Angst davor, dass ihr Sohn sich seine Zukunft verbauen könnte, entschloss sie sich, ihn in ein Heim zu geben.

Zum Zeitpunkt des Interviews lebte der Sohn nach wie vor im Heim und besuchte die Familie an den Wochenenden. Rene K. war in eine andere Stadt gezogen, zu ihm und seiner Herkunftsfamilie bestand nur selten Kontakt. Unterhaltszahlungen leistete er keine. Die Kinder besuchten seit kurzer Zeit alle die Schule oder den Kindergarten. Unterstützung erhielt Nicole W. von einer Familienhelferin, die einmal pro Woche zu einem Hausbesuch kam, um bei Erziehungsfragen zu beraten und organisatorische Hilfen zu leisten. Kontakte zur Nachbarschaft oder zu Eltern anderer Kinder vermied Nicole W., auch Freundschaften oder Hobbys hatte sie nicht. Als Ziele in den nächsten fünf Jahren nannte sie, einer Beschäftigung nachzugehen und ihre Kinder auf einem guten Weg zu halten (Nicole W., 0:57).

5.2.2 Motive für die Geburten der Kindern

Zerrüttete Herkunftsfamilie

Nicole W. gehört zu den Frauen im Sample, die noch vor Ausbildungsbeginn zum ersten Mal schwanger wurden. Frühe erste Schwangerschaften können, wie in Kapitel 5.3.2 noch gezeigt wird, aus der Orientierungslosigkeit im Hinblick auf den beruflichen Werdegang resultieren. Nicole W. hingegen hatte bereits seit ihrem 15. Lebensjahr konkrete Zukunftsvorstellungen und vollzog mit dem Übergang in die Berufsfachschule erste Schritte, um ihre Wunschausbildung als Krankenschwester absolvieren zu können. Obwohl eine Schwangerschaft in dieser Situation potentiell bedeutete, die Pläne nicht verwirklichen zu können, verhütete sie nicht konsequent. Aus Sichtweise der bürgerlichen Mittelschicht, die ihre Geburten zugunsten von Ausbildungszeiten

und Berufseinstiegen in höhere Lebensalter aufschiebt (u.a. Kreyenfeld 2007), wirkt das inkonsequente Verhütungsverhalten befremdlich. Bei Nicole W. verlagerten sich die Prioritäten, denn sie wünschte sich – mehr oder weniger bewusst – ein Kind. Auf die Frage, ob die erste Schwangerschaft geplant war, antwortete sie:

„Hmm, nicht wirklich. Also unterbewusst, denk ich. Also wenn ich heute darüber urteilen müsste, würd ich sagen, im Unterbewusstsein wahrscheinlich schon" (Nicole W., 0:06).

Ihr Kinderwunsch lässt sich vor dem familiären Hintergrund und den Bedingungen des Aufwachsens erklären. Wie der biographischen Verlauf zeigte, war das Verhältnis zwischen Nicole W. und ihren Pflegeeltern schwierig – sie beschrieb ihre Kindheit als emotionsarm und repressiv und verknüpfte diese Erfahrung auch selbst mit ihrem früh aufkommenden Kinderwunsch:

„Und da ich eigentlich auch eine ziemlich blöde Kindheit hatte und...das da alles nicht so gut gelaufen ist, denk ich, hat sich bei mir auch relativ sehr früh der Wunsch einfach nach einer Familie entwickelt und einfach, ähm, irgendwo angekommen zu sein. Ich war Pflegekind und hab immer gesagt kriegt, ja, wenn das und das nicht klappt, dann kommste ab ins Heim. Und man hat nie so das Gefühl gehabt, dass man in einer Art Familie ist. Ne? Und dadurch hat sich bei mir der Wunsch wahrscheinlich dann..." (Nicole W., 0:09).

Durch die unerfüllten emotionalen Bedürfnisse während der Kindheit entstand bei Nicole W. der Wunsch „endlich irgendwo im Leben angekommen zu sein. Endlich eine Familie zu gründen, unbewusst" (Nicole W., 0:51). Die Eigeninterpretation der Interviewten ist vor dem Hintergrund ihres biographischen Verlaufes schlüssig. Der starke Wunsch nach Zugehörigkeit durch ein Kind führte schließlich auch so weit, dass das Risiko, die beruflichen Pläne nicht sofort verwirklichen zu können, nicht reflektiert bzw. untergeordnet wurde. Der abgebrochene Ausbildungsweg ebnete daraufhin früh den Weg in die dauerhafte sozialstaatliche Abhängigkeit.

Aus einer zerrütteten Herkunftsfamilie zu stammen oder eine emotionskarge Kindheit gehabt zu haben ist in der Untersuchungsgruppe ein zentrales Motiv, um Familien zu gründen – dies spricht gegen den in Kapitel 3.2 berichteten Befund von Schumacher et al. (2001), dass ein ablehnend und wenig warm erinnertes Elternhaus sich negativ auf den eigenen Kinderwunsch auswirkt. Sowohl frühe Erstgeburten als auch die vergleichsweise hohe Kinderzahl können in Zusammenhang mit prekären Bedingungen des Aufwachsens stehen. Die Interviewten wünschen sich eine Familie und emotionale Nähe, die sie selbst nie hatten – etwa, weil sie wenig Bezug zu ihren leiblichen Eltern bzw. Pflege-/Stiefeltern hatten oder Heimkinder waren. In einigen Fällen wurde explizit darauf hingewiesen, dass die eigene Kindheit und Jugend von sexuellem Missbrauch und Gewalt geprägt war.

Insgesamt bestätigen die Interviews Forschungsbefunde, die einen Zusammenhang zwischen schwierigen Lebenslagen oder Geborgenheitsdefiziten und frühen Schwangerschaften feststellen (u.a. Osthoff 1999; Garst 2000; Ziegenhain et al. 2003). Aus der Praxiserfahrung mit jungen Müt-

tern zwischen 15 und 21 Jahren berichtet Garst, dass viele von ihnen Opfer sexueller Gewalt waren, die Herkunftsfamilie verlassen mussten und in Heimen oder Pflegefamilien aufwuchsen (2000: 106). Laut Merz (1988) sind frühe Schwangerschaften – auch wenn sie nicht explizit geplant sind – kein zufälliges Ereignis, sondern werden unbewusst herbeigeführt, um das Defizit an emotionaler Nähe zu überwinden. Ferner können sie – besonders bei Jugendlichen ohne positive zwischenmenschliche Beziehungen – Ausdruck des Wunsches sein, das Erwachsenendasein zu initiieren (Busch 2004; Spies 2009). Im Laufe der Adoleszenz lösen sich Jugendliche schrittweise von den Eltern und bilden eine eigene Identität aus. Schwangerschaften können diesen Prozess beschleunigen. So berichteten Nicole W. und andere Interviewte, dass die erste Schwangerschaft dazu führte, eine eigene Wohnung zu beziehen. Für junge Frauen aus zerrütteten Herkunftsfamilien „scheint ein eigenes Kind die Möglichkeit zu bieten, selbst früh erwachsen zu werden“ (Osthoff 1999: 122).

Zusammengefasst können Schwangerschaften im Jugendalter zwei miteinander verwobene Funktionen haben: Erstens sollen sie helfen, belastende Kindheits- und Jugenderfahrungen zu bewältigen sowie emotionale Defizite zu kompensieren und zweitens, wie schon in Hofmann/Hoffmans VOC-Theorie beschrieben, zu einem anerkannten Erwachsenen in der Gesellschaft zu werden und damit einen sozialen Status zu finden (Hoffman/Hoffman 1973: 47).

Geschwistermotiv

Die zweite Schwangerschaft von Nicole W. trat ein, obwohl sie geplant hatte, ihren Ausbildungsweg fortzusetzen, sobald ihr erstes Kind betreut sein würde. Sie verwirklichte den Plan nicht, denn sie wurde erneut schwanger. Diese zweite Schwangerschaft verhinderte sie unter anderem deshalb nicht konsequenter, weil sie sich früher oder später ein weiteres Kind – ein Geschwisterkind für das erste Kind – wünschte. Den Wunsch, „den eigenen Kindern ein Aufwachsen mit Geschwisterkind(ern) zu ermöglichen“ (Lutz et al. 2013: 170), brachten viele Interviewte zum Ausdruck. Sie äußerten sich skeptisch gegenüber Eltern, die Einzelkinder großziehen, da sie von Geschwisterkindern positive sozialisatorische Effekte erwarten.

Mit dem Geschwistermotiv hängt außerdem die bereits erwähnte Orientierung an der Zwei-Kind-Norm zusammen. Diese beeinflusst zweite Schwangerschaften in der Untersuchungsgruppe häufig. Im Einklang mit den Ergebnissen von Eggen/Rupp (2006: 149) war bei manchen Interviewten mit dem zweiten Kind auch der Wunsch verbunden sein, noch ein Kind des anderen Geschlechts zu bekommen. Auch Nicole W. wünschte sich ursprünglich ein männliches und ein weibliches Kind: „Mit 15 habe ich gedacht, ich werde Krankenschwester. Heirate irgendwann ganz schick und krieg einen Jungen und ein Mädchen“ (Nicole W., 1:01).

Dass Nicole W. allerdings nach der Geburt des zweiten Kindes erneut schwanger wurde, war nicht vorgesehen. Dennoch deutet sich an, dass die dritte und auch die darauffolgende vierte Schwangerschaft, die wie die ersten beiden der Logik des „Geschehen-Lassens“ folgten, nicht völlig ungewollt waren.

Emotionales Wohlbefinden durch den Umgang mit Kindern

Dass Frauen wie Nicole W. weitere Kinder bekommen, wenn sie bereits ein oder zwei Kinder haben, steht in auch Zusammenhang mit ihren tiefsitzende Erfahrungen von Zurückweisung: Durch diese Defizite entwickeln sie ein überdurchschnittlich ausgeprägtes Bedürfnis nach emotionaler Nähe. Kinder sind mit der Hoffnung verbunden, emotionales Wohlbefinden zu erlangen, das ihnen lange Zeit fehlte – beispielsweise weil sie in emotionskargen Elternhäusern aufwuchsen. Weil Kinder ihr Wohlbefinden deutlich erhöhen, treten letztlich Schwangerschaften ein, die nicht mehr vorgesehen waren. Denn die Erfahrungen mit bereits vorhandenen Kindern – besonders das Erleben von Liebe, Anerkennung und Freude – begünstigen „sekundäre Kinderwünsche“ (Stöbel-Richter et al. 2008: 39). Gestützt wird diese These von Befunden, die zeigen, dass Geburten und die daraus resultierenden Erziehungserfahrungen sich positiv auf weitere Kinderwünsche auswirken: “[…] childbearing and rearing affects the total number of children wanted. We find that having children […] increases the total number of children wanted among women with children” (Heiland et al. 2008: 149). Die Autoren schlussfolgern, dass „higher-order births increase, on balance, the net benefits associated with a larger family” (ebd.: 152) und empfehlen, Geburten an sich als Faktor zu berücksichtigen, der ursprüngliche Kinderwünsche modifizieren kann.

Der Zusammenhang zwischen dem Wohlbefinden durch Kinder und der Entstehung neuer Schwangerschaften konnte nicht immer direkt aus den Interviewaussagen der Mütter abgelesen werden, denn sie gaben diesen Aspekt nur selten explizit als Kinderwunschmotiv an. Der Grund hierfür ist, dass Schwangerschaftsmotive, die sich aus vergangenen Erfahrungen ableiten, den Betroffenen nicht bewusst sein müssen, sondern deren Verhalten subtil beeinflussen. Burkard unterstreicht den Einfluss biographischer, teils nicht direkt zugänglicher Erfahrungen auf das generative Verhalten:

„Hinter den Ereignissen, die zur Elternschaft führen, stehen in der Regel biographische Erfahrungen, die sich im Bewußtsein und im Unbewußten abgelagert haben, und als bewußte und unbewußte Motive Entschei-

dungen strukturieren. In vielen Fällen läßt sich die Motivation zur Elternschaft deshalb besser aus der biographischen Vergangenheit erklären als durch die Frage `wozu?´" (Burkart 1996: 35).[90]

Dass Nicole W. vom reziproken Austausch von Liebe und Zuneigung mit den Kindern enorm profitiert, zeichnete sich aber unter anderem ab, als sie ihren Tagesablauf beschrieb: „Um 12 Uhr hole ich die Kleinen wieder ab. Dann kommen wir nach Hause, dann wird erst mal gekuschelt, geredet" (Nicole W., 0:18). Gegenseitige Zuwendungen haben im familiären Alltag von Nicole W. und ihren Kindern einen hohen Stellenwert. Dies zeigte sich auch in der Einrichtung der Wohnung, beispielsweise durch eine explizit dafür vorgesehene Kuschelmatratze im Wohnzimmer. Neben dem körperlichen Austausch von Zuwendungen ist es für die Mütter unentbehrlich, durch ihre Kinder die Gewissheit zu haben, dass jemand sie bedingungslos liebt. Auf die Frage, was das Schöne an Kindern sei, antwortete Nicole W.: „Ja, das Gefühl, dass man jemanden hat, der einen ohne Punkt und Komma liebt" (Nicole W., 0:11).

Schwangerschaften können in der Untersuchungsgruppe als Bedürfnis nach Liebe und Nähe interpretiert werden, was eng mit Wünschen nach Anerkennung verknüpft ist. Frauen wie Nicole W. hoffen, dass Kinder das kompensieren, was sie in ihren emotionskargen Elternhäusern nicht gefunden haben und aufgrund dessen emotionale Defizit aufweisen. Bei einem Teil der Befragten wirkt verstärkend, dass auch anderweitige Intimbeziehungen (z.B. Freundschaften, verwandtschaftliche Verhältnisse) nicht vorhanden oder brüchig sind. Bedürfnisse nach Nähe und Zuwendung werden in diesen Fällen also ausschließlich von den Kindern erfüllt.

Positiv auf das Wohlbefinden der Mütter wirkt sich außerdem aus, dass sie durch den Umgang mit ihren Kindern Freude und Glück empfinden. In den Erzählungen kristallisierte sich heraus, dass die Interaktion mit den Kindern einen deutlich positiven Einfluss auf die – mitunter gedrückte – Gefühlslage der Interviewten hat, so auch bei Nicole W.:

„Es ist bezaubernd mit den Kindern. Die bauen mich immer auf. Die sind mein Ein und mein Alles. Mein Leben. Meine Kinder sind mir das Wichtigste im Leben" (Nicole W., 0:11).

Auch wenn die Mutterschaft teils als aufreibend und kräftezehrend wahrgenommen wird, überwiegen die positiven Aspekte. Die Mütter schätzen es, an der Entwicklung der Kinder teilzuhaben und zu sehen, wie die Kinder groß werden. Außerdem trägt die Freude der Kinder im Alltag zur

[90] Ähnlich stellt Schütze fest, dass biographische Erfahrungen sich ablagern und Handlungen unbewusst steuern: „Es muß […] im Auge behalten werden, daß die lebensgeschichtlich vergangenen Ordnungstrukturen des Lebenslaufs einschließlich der bisher noch nichttheoretisch-definitorisch erfaßten, aber dennoch erfahrenen Prozesse gegenwärtig lebenssteuernder Ordnungsstrukturen als Summe von Erfahrungen im Orientierungssystem des Biographieträgers abgelagert sind. Nicht nur wie dieser seine Vergangenheit gegenwärtig deutet und bewertet, sondern auch, welche Orientierungsmuster der Selbst- und Weltdeutung (Klassifikation, Definition, Aufordnung und Interpretation) für ihn gegenwärtig erfahrungs- und aktivitätsrelevant sind und welche Zukunftshorizonte sein Lebenslauf gegenwärtig darbietet, hängt von der Summe der erfahrenen und erlebten lebensgeschichtlich vergangenen Ordnungsstrukturen des Lebensablaufs und der Lebensführung ab" (1981: 125).

eigenen Zufriedenheit bei. In einigen Fällen wurde auch angegeben, dass die Beobachtung der Unterschiedlichkeit der einzelnen Kinder erfüllend ist. Die Freude durch Kinder, die auch Hoffman/Hoffman als Geburtenmotiv identifizieren (1973: 53f.), wird oft auch explizit an die (hohe) Kinderzahl geknüpft. Während Kinder Heiterkeit und Abwechslung bewirken, wird weniger Kinder zu haben auch mit Langeweile assoziiert.

Im Umgang mit den Kindern werden Liebe, damit verbunden Anerkennung, und Freude erfahren – diese Faktoren wirken mit in der Motivkonstellation, die letztlich zu neuen Schwangerschaften führt. Bereits vorhandene Kinder steigern das eigene Wohlbefinden, was weitere Schwangerschaften begünstigt. In entscheidungstheoretischer Hinsicht ist dies auf den ersten Blick mit dem Ecological-Rationality-Ansatz erklärbar, der besagt, dass Menschen bei komplexen Entscheidungen auf „automatisierte Entscheidungsregeln" zurückgreifen und diejenige Handlung vollziehen, die sich in der Vergangenheit bewährt hat (Erhardt et al. 2012: 85). Allerdings sind diese automatisierten Entscheidungen maßgeblich von normativ-affektiven Einflüssen geprägt, wie Etzioni (1994; 1996) sie beschreibt. Durch weitere Kinder sollen positive Erfahrungen und Erlebnisse wiederholt und verstärkt werden. Denn die positiven Auswirkungen auf das Wohlbefinden gehen von jedem einzelnen Kind aus und verstärken sich insofern mit steigenden Kinderzahlen. Diese Erkenntnis widerspricht der theoretischen Überlegung Naucks, dass der „emotionale Nutzen" von Kindern nicht kumuliert (2001: 420f.). Bei denjenigen, die starke emotionale Defizite aufweisen, führt ein Zuwachs an Kinder auch zu einem Gewinn an Wohlbefinden.

Kosten für Verhütung

In die letzte Schwangerschaft von Nicole W. wirkte ein weiterer Faktor hinein: Verhütung kostet Geld, das bei den Interviewten knapp ist. Schwangerschaften entstehen auch deshalb, weil aus Kostengründen (zumindest zeitweise) keine Verhütungsmittel verwendet werden. Prinzipiell übernehmen Krankenkassen für Frauen unter 20 Jahren die Kosten für ärztlich verschriebene Antikonzeptiva. Für Empfängerinnen sozialstaatlicher Leistungen werden die Kosten in einigen Kommunen auch dann weitergetragen, wenn das 20. Lebensjahr überschritten wird. Im Fall von Nicole W. traf dies nicht zu und sie berichtete aufgrund der Kosten keine alternative Verhütungsform gefunden zu haben:

„Und alles andere kostet dann ja auch mehr oder weniger Geld, ne? […] nach ´ner Sterilisation hatte ich eigentlich nach dem vierten Kind gefragt, aber die hat man mir komplett abgelehnt. Mit der Begründung, dass es, ähm erst mal ist es ja auch eine Frage der Kostenübernahme"(Nicole W., 0:07).

Aus dem Interviewauszug geht hervor, dass Nicole W. nach dem vierten Kind keine weiteren Kinder mehr bekommen wollte und sich deshalb um eine endgültige Lösung der Verhütungsfrage bemühte. Allerdings scheiterte ihr Vorhaben: „[...] es war nach dem vierten Kind wirklich mein

fester Vorsatz, dass es genug war für mich. Aber es war nicht machbar“ (Nicole W., 0:07). Als Gründe für die dennoch eingetretene Schwangerschaft führte sie die Kosten für Verhütung an. Dass diese Erklärung stimmig ist, deutete sich auch an, als sie gebeten wurde, hohe Kinderzahlen von Hartz-IV-Empfängerinnen im Allgemeinen zu erklären:

„Ansonsten denk ich auch einfach, irgendwas müsste mit der Verhütung passieren. Oder, ähm ja. Oder mit der Sterilisation, oder mit Gott weiß was“ (Nicole W., 0:53).

Finanzielle Restriktionen, so kann geschlussfolgert werden, können Schwangerschaften in der Untersuchungsgruppe verursachen. In der vom BzgA in Auftrag gegebenen Studie „frauen leben“, in der etwa 4000 Frauen zwischen 20 und 44 Jahren telefonisch befragt wurden, gaben 8,2 Prozent an, in ihrem Leben bereits wegen fehlenden Geldes auf Verhütung verzichtet zu haben. Der Anteil war bei Frauen mit niedrigen Bildungsabschlüssen und geringem Einkommen mehr als doppelt so hoch (Helfferich 2013: 194).

Der Kinderreichtum von Nicole W. kann durch unterschiedliche Faktoren erklärt werden. Von zentraler Bedeutung für die Gründung der kinderreichen Familie war, dass durch Kinder emotionale Wünsche und Anerkennungsbedürfnisse erfüllt werden sollten, die während der eigenen Kindheit und Jugend von den Eltern unbefriedigt blieben. Daneben spielte unter anderem auch der Wunsch eine Rolle, den Kindern ein Aufwachsen mit Geschwistern zu ermöglichen oder die Tatsache, dass aufgrund prekärer finanzieller Verhältnisse auf Verhütung verzichtet wurde. Kinderwünsche als Folge fehlender Anerkennung in der Sphäre der Liebe folgen jedoch nicht nur aus emotionsleeren Elternhäusern, sondern auch aus instabilen Partnerschaften. Dies zeigt im folgenden Kapitel der Fall von Simone B.

5.3 Fehlende Anerkennung in den Partnerschaften. Der Fall Simone B.

Simone B. ist 26 Jahre alt, alleinerziehend und lebt mit ihren drei Kindern im Alter von acht, fünf und drei Jahren sowie ihrer Mutter im 3. Stock eines Plattenbaus. Das strukturschwache Wohnviertel, in dem sie bereits ihre Kindheit verbrachte, ist charakterisiert durch Häusersiedlungen und unbelebte Straßen. Der Haushalt der Mehrgenerationenfamilie wirkt sehr ordentlich und organisiert. Simone B. ist eine aufgeschlossene, erzählfreudige junge Frau, die gerne lacht und viel Zeit in ihrem Freundeskreis verbringt.

Das zentrale Geburtenmotiv, das bei Frauen wie Simone B. zur Gründung einer kinderreichen Familie führt, liegt in der Suche nach Anerkennung in der Partnerschaft begründet. Kinder entstehen bei ihnen aus dem Wunsch heraus, eine Familie mit dem Partner zu gründen und somit in der Sphäre der Liebe Anerkennungsbedürfnisse dauerhaft auf eine sichere Basis zu stellen. Aufgrund dessen treten Schwangerschaften oft in den ersten Monaten einer Partnerschaft ein oder auch

dann, wenn Partnerschaften zu zerbrechen drohen. Da die Trennung in vielen Fällen dennoch erfolgt, haben die Interviewten vergleichsweise häufig wechselnde Partner. Neue Partnerschaften führen in der Regel aufgrund der bislang nicht nachhaltig erfüllten Anerkennungsbedürfnisse erneut zu Kinderwünschen – auch dann, wenn ursprünglich keine Familienerweiterung mehr vorgesehen war. Am Fall von Simone B. zeigt sich des Weiteren, dass kritische Lebensereignisse, wie der Zerfall der Herkunftsfamilie, dazu führen können, dass Kinderwünsche entstehen. Sie können außerdem die Folge einer Überforderung sein, Schule und Ausbildung erfolgreich zu absolvieren – die Mutterschaft ist in diesem Fall eine Form der Flucht. Begünstigend auf die Entstehung einer kinderreichen Familie kann außerdem die eigene Sozialisation in einer Großfamilie sein sowie der Kontakt zu anderen Familien mit vielen Kindern.

5.3.1 Biographischer Verlauf

Simone B. wuchs mit drei Geschwistern auf, ihre Eltern waren beide erwerbstätig. Der Familienvater arbeitete im Straßendienst, die Mutter als Verkäuferin im Einzelhandel. Beide erhielten sozialstaatliche Unterstützung, um den Lebensunterhalt der Familie bestreiten zu können. Nach der Grundschulzeit besuchte Simone B. die Hauptschule und schloss ihre schulische Laufbahn nach der 11. Klasse mit einem erweiterten Hauptschulabschluss ab. Anschließend wollte sie eine Ausbildung als Erzieherin beginnen, fand aber keinen entsprechenden Ausbildungsplatz und bekam alternativ eine Ausbildung im kaufmännischen Bereich vermittelt. Zu Beginn ihrer Ausbildung lernte sie Volker K. kennen, einen Bauarbeiter, der zum damaligen Zeitpunkt arbeitslos war und in der Nachbarschaft lebte. Simone B. und Volker K. kamen sich schnell näher und wurden ein Paar.

Familienintern traten zum damaligen Zeitpunkt massive Probleme auf, denn ihr Vater verließ die Familie unerwartet. In diesem Zeitraum wurde Simone B. schwanger – die Beziehung zu Volker K. war zu diesem Zeitpunkt noch kein halbes Jahr alt. Dennoch nahm das Paar die Nachricht positiv auf. Volker K., der sich als werdender Vater wieder eine Arbeit suchen wollte, begann noch zu Beginn der Schwangerschaft eine Aushilfstätigkeit bei einer Speditionsfirma. Allerdings beendete er seine Tätigkeit dort bereits nach kurzer Zeit wieder. Zeitgleich intensivierte er seinen Drogenkonsum und wurde gegenüber seiner Partnerin handgreiflich. Dies führte dazu, dass Simone B. und Volker K. sich trennten und den Kontakt zueinander abbrachen. Die werdende Mutter war daraufhin überfordert, weiterhin ihrer Ausbildung nachzugehen. Zunächst wurde sie über einen längeren Zeitraum krankgeschrieben, brach die Lehre dann aber komplett ab. Simone B. beantragte infolgedessen im Alter von 18 Jahren zum ersten Mal Sozialhilfe. Nachdem ihr erstes Kind geboren war, zog sie gemeinsam mit ihrer Mutter in eine neue Wohnung. Als ihr Kind zwei Monate alt war, informierte sie Volker K. über die Geburt. Er verweigerte allerdings jeglichen Kontakt sowie finanzielle Unterstützung.

Simone B. versuchte in den darauffolgenden Monaten, einen Ausbildungsplatz zu finden. Da sich trotz intensiver Zusammenarbeit mit dem Arbeitsamt kein geeigneter Ausbildungsplatz finden ließ, absolvierte sie verschiedene Qualifikationsmaßnahmen, um ihre Chancen auf dem Ausbildungs- und Arbeitsmarkt zu erhöhen. Doch auch diverse Computerkurse und Softskillseminare blieben ohne Wirkung. In dieser Zeit lernte Simone B. Konrad W. kennen, einen gelernten Anlagenmechaniker, der vom ersten Tag an Interesse an Simone B. signalisierte. Aufgrund der Erfahrungen mit ihrem vorherigen Partner reagierte sie auf sein Werben zögerlich und ließ ihn nach eigener Aussage mehrere Wochen „zappeln“ (Simone B., 0:31). Dann wurden sie ein Paar und beschlossen, sich eine gemeinsame Wohnung zu suchen. Noch bevor sie fündig wurden, war Simone B., die noch immer keinen Ausbildungsplatz hatte, erneut schwanger. Kurze Zeit nachdem die Schwangerschaft jedoch festgestellt worden war, verschwand Konrad W. und meldete sich nie wieder.

Als ihr zweites Kind mit einem Jahr in einer Kindertagesstätte betreut wurde, suchte sich Simone B. einen 1-Euro-Job. Als dieser auslief, begab sie sich erneut auf Jobsuche – erfolglos. In diesem Zeitraum lernte sie Julian I. kennen, der ebenfalls in der Nachbarschaft lebte und Gelegenheitsjobs nachging. Simone B. und er wurden ein Paar; nach einigen Monaten zog er mit in die Wohnung von Simone B. ein. Ein knappes Jahr darauf wurde sie zum dritten Mal schwanger. Nach der Entbindung stellten sich allerdings erneut partnerschaftliche Probleme ein, denn Julian I. interessierte sich zunehmend für andere Frauen. Simone B. wünschte sich dennoch, mit ihm zusammenzubleiben und versuchte die Probleme zu ignorieren. Als Julian I. allerdings nur noch selten nach Hause kam, wurde ihr klar, dass er nie der Familienvater werden würde, den sie sich erhoffte und trennte sich.

Nachdem ihr jüngstes Kind öffentlich betreut wurde, bemühte Simone B. sich wieder verstärkt um einen Arbeitsplatz: Statt der vom Arbeitsamt empfohlenen 20 Bewerbungen verschickte sie auf ihre eigenen Kosten bis zu 100 Bewerbungen pro Monat. Allerdings ohne Erfolg, was sie unter anderem darauf zurückführte, dass die Arbeitszeiten nicht mit den Öffnungszeiten der Betreuungseinrichtungen ihrer Kinder vereinbar waren.

Zum Zeitpunkt des Interviews hatte Simone B. eine Ausbildung als Köchin in Aussicht, die sich mit den Betreuungszeiten für ihre Kinder vereinbaren ließe. Sie wünschte sich, einer geregelten Beschäftigung nachgehen zu können und formulierte es als Ziele für die kommenden Jahre, eine Arbeit zu finden und in eine größere Wohnung umzuziehen. Zu den Vätern der Kinder hatte Simone B. keinen Kontakt und erhielt von keinem Unterhaltszahlungen. Eine neue Partnerschaft lehnte

sie ab, unter anderem weil sie befürchtete, dass dies negative Auswirkungen auf ihre Kinder haben könnte. Weitere Schwangerschaften schloss sie kategorisch aus.

5.3.2 Motive für die Geburten der Kinder

Kritische Lebensereignisse

Interviewte wie Simone B., die ihr erstes Kind vor dem 20. Lebensjahr bekommen, befinden sich oftmals in einer Umbruchsituation, wenn sie schwanger werden. Diese Umbruchsituation kann Folge kritischer Lebensereignisse sein oder aus der Notwendigkeit heraus entstehen, biographische Entscheidungen treffen zu müssen. Simone B. erlebte eine solche Umbruchsituation, als ihr Vater verschwand und die Großfamilie, die davor Zugehörigkeit und Orientierung bedeutete, zerbrach. Die Entwicklung von Simone B. war bis zu diesem Zeitpunkt stark vom familiären Kontext geprägt. Das Verschwinden des Vaters ließ den familiären Schutzraum und Orientierungsrahmen erodieren, zusätzlich kamen existentielle Daseinsfragen auf. In dieser kritischen Umbruchsituation trat die erste Schwangerschaft ein. Simone B. erklärte, dass die Schwangerschaft ungeplant gewesen sei und sie die Pille nicht vertragen habe. Da die Fehlerquote bei sachgemäßer Anwendung oraler Kontrazeptiva sehr gering ist, ist zu vermuten, dass die Schwangerschaft aufgrund eines mehr oder minder bewussten Kinderwunsches, der im Zuge der plötzlichen kritischen Lebenssituation auftrat, nicht konsequent verhindert wurde. Für einen existierenden Familiengründungswunsch spricht auch, dass die Schwangerschaft bereits sehr früh, nämlich in der dritten Woche, festgestellt wurde und dass die Reaktion auf die Nachricht positiv ausfiel. Außerdem hatte sie auch mit ihrem Partner bereits über gemeinsame Kinder gesprochen.

Diese Deutung wird von Forschungsbefunden gestützt, die unbewusste Kinderwünsche auf Umbruchsituationen wie elterliche Trennung, Schulwechsel oder Umzug zurückführen oder auch als Aufbegehren gegen gesundheitliche Schicksalsschläge in der Herkunftsfamilie interpretieren (Goebel 1996; Osthoff 2004) – Kinder bedeuten in solchen Lebensphasen Geborgenheit und Halt. Helfferich weist darauf hin, dass gerade in kritischen Lebensphasen, in die Kinder prinzipiell schwer integrierbar sind, Verhütung unterlassen wird: „Es gibt den Modus, besondere Lebenslagen (Krisen, Konflikte...) über Sexualität und Fertilität unbewusst zu agieren“ (ebd. 2001: 399). Die Entstehung von Schwangerschaften kann demnach auch von Affekten beeinflusst sein, die von den jeweiligen Lebensumständen beeinflusst sind.

Überfordernde Ausbildungssituation

In die erste Schwangerschaft von Simone B. wirkte außerdem mit hinein, dass sie in der krisenhaften Lebenssituation mit ihrer Ausbildung überfordert war. Zwar erklärte sie ihren Ausbildungsabbruch mit den Problemen in der Schwangerschaft:

„[...] ich hab soweit probiert noch weiter zu machen, aber das Problem war, dass ich früh morgens, bin ich [...] immer wieder zusammengeklappt. Halt durch die Schwangerschaft. Weil das war einfach alles zu viel“ (Simone B., 0:21).

Allerdings kann vermutet werden, dass Simone B. bereits vor der Schwangerschaft Schwierigkeiten in der Ausbildung hatte. Sie gab an, den ausbildungsbegleitenden Schulunterricht fast nie besucht zu haben. Die Schwangerschaft trat allerdings erst einige Monate nach Ausbildungsbeginn ein, was darauf hinweist, dass der Ausbildungsverlauf auch vor ihrer Schwangerschaft nicht reibungslos verlief. In den Experteninterviews wurde die Einschätzung geteilt, dass Schwangerschaften bei jungen Müttern eine Form der Flucht sein können, wenn sie überfordert oder unmotiviert sind, eingeschlagene Ausbildungswege zu bewältigen oder konsequent zu Ende zu bringen. Mutterschaft wird dann initiiert und zum Anlass genommen, um die negativ wahrgenommene Ausbildungssituation zu beenden.

Die Fluchthypothese ist für Simone B.s erste Schwangerschaft schlüssig, wenngleich es bedeutend ist, den Kontext zu berücksichtigen, in dem Simone B. sich ihrer Ausbildung nicht gewachsen fühlte und in der Folge schwanger wurde. Die Überforderung trat zeitgleich mit den massiven Veränderungen im Elternhaus ein. Dies legt die Interpretation nahe, dass eine Verkettung der Motive die erste Schwangerschaft begünstigte: Neben dem bereits diskutierten Wunsch nach Halt und Geborgenheit in der kritischen Lebensphase führte diese gleichzeitig zu einer Überforderung, sich auf die Ausbildung zu konzentrieren. Eine Schwangerschaft bedeutete, die Überforderung ohne Gesichtsverlust abwenden zu können.

Der Wunsch, mit dem Partner eine Familie zu gründen

Der wichtigste Faktor, der bei Frauen wie Simone B. dazu führt, dass sie schwanger werden, ist der Wunsch, mit einem Partner eine gemeinsame Zukunft einzuleiten und sich somit die Anerkennung in einer intimen Zweierbeziehung dauerhaft zu sichern. Simone B. berichtete im Zusammenhang mit ihrer ersten Schwangerschaft, dass sie sich über sie gefreut hätte, weil ihr Partner sich prinzipiell Kinder wünschte:

„Ja, wir haben uns schon gefreut. Also, auch wenn's nicht geplant war, aber gefreut haben wir uns trotzdem. Weil er wollte halt immer Kinder haben, eigentlich auch mehrere […]“ (Simone B., 0:18).

Dass sie die Mutter seines ersten Kindes sein würde, verband sie mit der Vorstellung, in der Zukunft noch weitere Kinder mit ihm zu bekommen und den Lebensweg somit gemeinsam zu be-

streiten. Schwangerschaften sind in der Untersuchungsgruppe oft von Paarbindungswünschen motiviert. Das partnerschaftliche Glück soll in einem gemeinsamen Kind Ausdruck finden, das die Eigenschaften beider Partner in sich vereint und das Paar vervollständigt. Das Motiv der Paarbindung (u.a. Mittag/Jagenow 1984; Eckhard/Klein 2007) trägt erheblich dazu bei, dass sich Partnerschaften in der Untersuchungsgruppe in einem rasanten Tempo entwickeln und schnell zu Kinderwünschen führen. Auch Simone B. kannte ihre Partner teils nur wenige Wochen bevor sie schwanger wurde. Die Frauen lassen sich wenig Zeit, die potentiellen Väter ihrer Kinder kennenzulernen und auf die Probe zu stellen, bevor das Projekt gemeinsamer Kinder initiiert wird – hier zeigen sich deutliche Differenzen zu Frauen mit hohen Bildungsabschlüssen, die Geburten länger aufschieben, um sich ihrer Partnerschaften zunächst sicher zu werden (vgl. auch Edin/Kefalas 2007). Mutterschaft ist bei ihnen an die Voraussetzung einer „stimmigen Partnerschaft" geknüpft (Bernardi/Keim 2007: 324). In der Untersuchungsgruppe hingegen wird häufig bereits kurz nach dem Kennenlernen über gemeinsame Zukunftspläne und Kinder gesprochen. Die Frauen hoffen, durch Kinder ein Leben lang mit ihren Partnern zusammen zu bleiben und ihr privates Leben zu stabilisieren und zu sichern. Dafür spricht auch, dass fast alle Schwangerschaften innerhalb von Beziehungen eintraten.

Dass Schwangerschaften von partnerschaftlichen Bindungswünschen beeinflusst sind, wird auch dadurch gestützt, dass sie oft dann entstehen, wenn die Partnerschaften der Frauen sich in einer Krise befinden. Mit Kindern wird mehr oder weniger bewusst beabsichtigt, das gemeinsame Familienprojekt, das der Lebensmittelpunkt bei Frauen wie Simone B. ist, zu retten. In der Literatur über Teenageschwangerschaften wird vermutet, dass die Angst vor dem Verlust des Partners dazu führen kann, ihn durch ein gemeinsames Kind binden zu wollen (Remberg 2001). Lutz et al. (2013) verweisen darauf, dass Frauen mit unterdurchschnittlicher Partnerschaftszufriedenheit eine erhöhte Wahrscheinlichkeit aufweisen, ihre Familie zu erweitern. Schwangerschaften können in diesem Zusammenhang auch dazu dienen, den Status einer Partnerschaft zu klären – insbesondere dann, „wenn die männlichen Partner unzuverlässig sind, die Frauen das nicht erkennen wollen und versuchen, über eine ungewollte Schwangerschaft Themen wie Zuverlässigkeit und gemeinsame Zukunft zur Sprache zu bringen" (Goebel 1996: 143).

Allerdings wird die mehr oder weniger bewusste Absicht, durch ein Kind die Partnerschaft zu festigen, oft nicht erfüllt. Auch wenn die Partner wissen, dass keine Verhütungsmittel verwendet werden und sich prinzipiell eine Familie vorstellen können, kommt es, wie bei Simone B. in allen drei Partnerschaften, oft noch während der Schwangerschaft oder wenige Monate nach der Geburt zur Trennung. Die hohe Instabilität der Beziehungen von Simone B. führte dazu, dass neue Partner in ihr Leben traten – und damit erneut Kinderwünsche aufkamen. Denn auch mit diesen

Partnern griffen die gleichen Mechanismen, die schon bei den vorherigen Partnern wirksam wurden: Sie hoffte, dass die Schwangerschaften eine gemeinsame Zukunft sichern würden.

Durch wechselnde Partnerschaften entstehen neue Bindungs- und damit auch neue Kinderwünsche. Die Forschungsergebnisse zur Bedeutung der Partnerschaft bei der Erstgeburt (Eckhard/Klein 2007) lassen sich demnach auch auf höhere Geburtenordnungen übertragen, wenn die Partnerschaftsverhältnisse instabil sind. In der Literatur wird auch vermutet, dass mit dem neuen Partner und einem weiteren Kind die Hoffnung auf einen familiären Neuanfang verbunden ist (Helfferich/Kandt 1996: 68), zumal die Chancen auf eine feste Partnerschaft für Frauen, die bereits von anderen Männern Kinder haben, geringer sind. Diesbezüglich stellen Bennet et al. (1995) für die USA fest, dass Frauen mit einem unehelichen Kind eine geringere Wahrscheinlichkeit aufweisen, später zu heiraten.

Kinderreichtum als Normalität im sozialen Netzwerk

Neben dem zentralen Motiv für die Gründung ihrer kinderreichen Familie wirkte im Fall von Simone B. außerdem begünstigend, dass sie selbst in einer großen Familie aufgewachsen war und sich später in einem Netzwerk bewegte, dem viele kinderreiche Familien angehören. Sie hatte drei Geschwister, weshalb ihr das Leben in einer großen Familie vertraut war. Zudem berichtete sie, dass sie sechs befreundete Familien habe, von denen fünf Mehrkindfamilien seien, die ebenfalls zum Teil in ökonomischen und partnerschaftlichen Unsicherheiten lebten. Der Einfluss des sozialen Netzwerkes auf fertiles Verhalten ist in der Literatur sowohl empirisch (vgl. etwa Dorbritz/Manthe 2012; Pink et al. 2012) als auch theoretisch (u.a. Bühler 2007) beschrieben. Der Umgang mit vielen Mehrkindfamilien und deren Wahrnehmung als Normalität kann es begünstigen, selbst eine große Familie zu gründen. Nicht zuletzt auch deshalb, weil das soziale Kapital die Wahrnehmung von Unsicherheiten beeinflusst, die einflussreich für das Geburtenverhalten ist. Dieser Zusammenhang wird von jüngeren Forschungsergebnissen unterstrichen: “Factors such as social cohesion and the structure of social networks influence risk levels and coping strategies associated with poverty and, as it happens, also have effects on fertility” (Amin/Casterline 2005: 8). Bekommen andere Personen im sozialen Netzwerk, die mit den gleichen Unsicherheiten konfrontiert sind, mehrere Kinder, so wirkt sich dies auf die eigene Wahrnehmung von Risiko und das Verhalten aus.

Laut Bernardi (2003) sind sozial imitierende Handlungen den Akteuren selbst nicht zwangsläufig bewusst und resultieren aus dem Wunsch nach Konformität. Das Geburtenverhalten werde durch soziale Interaktionen auf verschiedensten Ebenen beeinflusst:

> “Events related to one’s childhood, parents’ expectations, friends´ and neighbours’ experiences and reports, and casual observations can all contribute to shaping individual attitudes” (ebd. 2002: 40f.).

Lois (2013: 398) versteht unter sozialer Ansteckung, „dass die Familiengründung als neue Handlungsalternative in sozialen Netzwerken `diffundiert´ und es im Zuge eines wechselseitigen Nachahmungsverhaltens zu `Geburtenwellen´ innerhalb von Freundschafts- oder Verwandtschaftsnetzwerken kommt“. Er betont außerdem, dass mit einem steigenden Anteil an Eltern im sozialen Nahumfeld die Aussicht auf soziale Anerkennung durch Elternschaft steige.

Wenngleich die Normalitätserfahrung von Kinderreichtum in der eigenen Herkunftsfamilie und bei befreundeten Familien nicht ausschlaggebend war, weshalb Simone B. letztlich drei Kinder bekam, bewirkte sie dennoch zumindest eine gewisse Aufgeschlossenheit, selbst eine kinderreiche Familie zu gründen. Denn die vielen anderen großen Familien im sozialen Netzwerk bedeuteten, dass sie zumindest kein sozialer Außenseiter sein würde.

Zusammenfassend lässt sich für den Fall von Simone B. erneut feststellen, dass Kinderwünschen eine Vielzahl an Motiven zugrunde liegt. So war beispielsweise ihre erste Schwangerschaft davon beeinflusst, dass ihr Elternhaus auseinanderbrach, die Ausbildungssituation sie in diesem Zusammenhang überforderte und der Wunsch bestand, eine gemeinsame Familie mit ihrem Partner zu gründen. Ihre beiden darauffolgenden Schwangerschaften entstanden primär aufgrund des Wunsches, neue Partnerschaften zu festigen und bestehende partnerschaftliche Unsicherheiten zu überwinden. Bei allen Schwangerschaften wirkte es unter anderem auch begünstigend, dass Simone B. selbst in einer großen Familie aufgewachsen war und sich in einem kinderreichen Netzwerk bewegte. Das zentrale Geburtenmotiv, das bei Simone B. jedoch zum Kinderreichtum führte, war die Hoffnung, in den Partnerschaften Anerkennung zu beziehen. Dieses Motiv zeigte sich bei allen Schwangerschaften und war vergleichsweise dominant. Es wirkte wiederholt, weil ihre Partnerschaften instabil waren und deshalb neue Partner in ihr Leben traten.

Während das zentrale Geburtenmotiv im zweiten Fallbeispiel auch auf Anerkennungsdefizite in der Sphäre der Liebe – genauer: den Partnerschaften – zurückzuführen ist, handelt das dritte zentrale Geburtenmotiv von fehlender Anerkennung in der Sphäre der Leistung. Dies wird im kommenden Kapitel anhand des Falles von Anja K. gezeigt.

5.4 Fehlende Anerkennung in der Arbeitswelt. Der Fall Anja K.

Anja K. ist 37 Jahre alt und alleinerziehende Mutter von drei Kindern. Ihre beiden älteren Kinder sind zwölf und zehn Jahre alt, ihr jüngstes fünf Jahre. Sie lebt mit ihren Kindern in der Stadt, in der sie bereits aufwuchs. Ihr geschiedener Mann ist der Vater ihrer älteren Kinder. Der Vater des dritten Kindes zog wenige Tage vor dem Interview aus der gemeinsamen Mietwohnung aus. Anja K.

wirkt zielstrebig, selbständig und organisiert und war während des Interviews trotz der kürzlich gescheiterten zweiten Ehe erstaunlich gefasst.

Anhand der Erzählung von Anja K. wird illustriert, dass fehlende Anerkennung in der Arbeitswelt den Kinderreichtum in der Untersuchungsgruppe maßgeblich bedingt. Misslingende Arbeitsmarkteinstiege beschleunigen die Geburt des ersten Kindes. Wenn ein Kind zu versorgen ist, verschlechtern sich die Arbeitsmarktchancen weiter, was neue Geburten begünstigt. Zugang haben Frauen wie Anja K. ausschließlich zu prekärer und durchlöcherter Beschäftigung, aus der sie kaum Selbstachtung beziehen können. Mutterschaft wiederum entschädigt für die Anerkennungsverluste in der Arbeitswelt – denn Kindern zu versorgen ist mit einer Aufgabe, Stolz, Halt und Abwechslung verbunden. Die Gründung großer Familien steht demnach in Zusammenhang mit fragmentierter, schlechtbezahlter Beschäftigung und fehlenden Anerkennungsmöglichkeiten in der Sphäre der Leistung.

5.4.1 Biographischer Verlauf

Anja K. lebte bereits als Kind in der gleichen Nachbarschaft, in der sie später eine Familie gründete. Sie wuchs in einem vaterlosen Haushalt auf, ihre Eltern hatten sich früh scheiden lassen. Die Abwesenheit des Vaters führte schon in jungen Jahren zur Unabhängigkeit von männlicher Hilfe, was sie im Laufe des Interviews immer wieder betonte:

„[…] wir haben früh schon alles alleine machen müssen und deswegen, also...wir wissen, was wir machen müssen. Also im Haushalt und...handwerklich und alles, das hab ich immer gemacht“ (Anja K., 0:19).

Anja K. erwarb einen Realschulabschluss und begann mit 16 Jahren eine Ausbildung als Servicefahrerin. In dieser Zeit lernte sie Robert W. kennen, mit dem sie eine feste Partnerschaft einging und ihn heiratete. Als Anja K. ihre Berufsausbildung abgeschlossen hatte, wurde sie von ihrem ausbildenden Unternehmen nicht weiterbeschäftigt. Sie fand daraufhin eine Anstellung als Fahrerin, wurde aber bereits nach vier Wochen wieder gekündigt, da ihr Arbeitgeber keinen weiteren Bedarf an Arbeitskräften hatte. Kurz darauf wurde sie zum ersten Mal schwanger, verlor das Kind allerdings noch während der Schwangerschaft.

Sie bemühte sich weiter um einen Arbeitsplatz, blieb aber erfolglos. Ihre Chancen verschlechterten sich aus ihrer Sicht durch ihren Ausbildungsabschluss: Denn Stellen, auf die sie sich bewarb, wurden von Arbeitgebern mit ungelernten Bewerbern besetzt, für die sie weniger Lohn zahlen mussten. Als Konsequenz blieb sie ohne Beschäftigung zuhause, finanzierte ihren Lebensunterhalt durch sozialstaatliche Transfers und ging vereinzelt Gelegenheitsjobs nach. Ihr Partner, der verschiedene ungelernte Tätigkeiten ausübte, war ebenfalls wiederkehrend arbeitslos.

In diesem Zeitraum wurde sie erneut schwanger, diesmal trug sie das Kind aus. Mit ihrem Partner, der zum damaligen Zeitpunkt eine Hausmeistertätigkeit ausübte, war sie bereits seit fünf Jahren in einer festen Beziehung. Als ihr Kind ein Jahr alt war, wollte Anja K. sich beruflich umorientieren, um ihre Arbeitsmarktchancen zu erhöhen. Sie begann eine Umschulung zur Bürokauffrau, die sie allerdings kurze Zeit darauf abbrach, weil sie erneut schwanger und zudem gesundheitlich beeinträchtigt war.

Nachdem ihr zweites Kind geboren war, begann sie erneut eine berufliche Umorientierung, die sie aber ebenfalls nicht abschloss. Anja K. erklärte dies durch gesundheitliche Probleme und die Tatsache, dass sie der Doppelbelastung nicht gewachsen war, die durch die Umschulung und die Erziehungsaufgabe entstand. Alternativ suchte sie sich einen Minijob, der mit einem geringeren zeitlichen Aufwand verbunden war. Allerdings empfand sie auch diese Tätigkeit als belastend, da ihr Ehemann sie aus subjektiver Sicht nicht bei der Familienarbeit unterstützte. Robert W., der zum damaligen Zeitpunkt im Schichtdienst arbeitete, entzog sich in der Wahrnehmung von Anja K. seinen familiären Verpflichtungen. Die Ehe verschlechterte sich und wurde für Anja K. zunehmend belastend. Sie entschied sich deshalb, die Scheidung einzureichen.

Nach der Scheidung entschloss Anja W., sich eine Vollzeitstelle zu suchen und bekam eine mündliche Zusage von einem Arbeitgeber in ihrer Nähe. Kurz bevor sie den Arbeitsvertrag unterschreiben sollte, zog er sein Arbeitsplatzangebot jedoch aus firmeninternen Gründen zurück. Anja K. bewarb sie sich daraufhin auf verschiedene andere Jobs und fand schließlich eine geringfügige Beschäftigung als Aushilfe im Supermarkt. Robert W. leistete keine Unterhaltszahlungen und zeigte sich wenig interessiert, Kontakt mit den Kindern zu haben.

Ein Jahr nach der Scheidung lernte Anja K. durch ein befreundetes Ehepaar Jens I. kennen – sie beschrieb das Zusammentreffen als „Liebe auf den ersten Blick“ (0:11). Jens I. übte einen Pflegeberuf aus und war im Vergleich zu ihrem Ex-Mann beständig beschäftigt. Die Begegnung zwischen Jens I. und Anja W. mündete schnell in eine feste Partnerschaft mit gemeinsamer Wohnung. Ihre beiden Kinder waren mittlerweile schulpflichtig, was ihre Möglichkeiten erwerbstätig zu sein verbesserte; allerdings gelang es ihr nicht, eine Anstellung mit langfristiger Perspektive zu finden. Stattdessen war sie immer wieder temporär über Zeitarbeitsfirmen oder in 1-Euro-Jobs beschäftigt. Auf sozialstaatliche Transfers konnte Anja K. auch in den Zeiten, in denen sie beschäftigt war, nicht verzichten. Denn auch zusammengenommen waren die Einkünfte des Paares so gering, dass sie Anspruch auf aufstockende Leistungen hatten und das Arbeitsamt die Mietkosten übernahm.

Als Anja K. gerade bei einer Zeitarbeitsfirma als Reinigungskraft angestellt war, wurde sie erneut schwanger. Ihre Beschäftigung gab sie daraufhin im zweiten Schwangerschaftsmonat auf.

Nach der Geburt erhöhte sich die familieninterne Belastung durch die Betreuung des jüngsten Kindes und die schwierige finanzielle Lage. Als es mit anderthalb Jahren einen Platz in einer Kindertagesstätte bekam, begann Anja K. eine weitere Umschulung. Sie empfand die Doppelrolle erneut als belastend, insbesondere weil ihr jüngstes Kind gesundheitliche Probleme hatte, die Anja K. große Sorge bereitete. Nach wenigen Monaten war sie der Situation nicht mehr gewachsen: Ihre schlechte psychische und physische Konstitution führte dazu, dass sie die Umschulung abbrach.

Allerdings suchte sie sich wenige Wochen darauf wieder einen 1-Euro-Job, um zumindest einige Stunden am Tag arbeiten zu gehen. Dies führte zu Konflikten mit ihrem Partner hinsichtlich der Aufgabenteilung im Haushalt:

„[...] ich hab immer alles alleine machen müssen, also...ich hatte dann auch den 1-Euro-Job gehabt, ich hab die Großen zur Schule gebracht, ich hab den Kleinen zum Kindergarten gebracht, bin arbeiten gegangen, hab danach noch eingekauft, hab die Kinder wieder abgeholt und bin dann nach Hause und hab dann Hausaufgaben gemacht und er zu Hause sitzt auf'm Arsch und hat am Computer gesessen“ (Anja K., 0:52).

Hinzu kam, dass Jens I. aus Sicht von Anja K. zunehmend launenhaft wurde. Nachdem er sich gegenüber ihrem ältesten Kind mehrmals verbal aggressiv gezeigt hatte, beschloss sie, die Beziehung zu beenden. Jens I. zog wenige Wochen später aus der gemeinsamen Wohnung aus. In finanzieller Hinsicht fiel daraufhin sein Einkommen weg, allerdings wurden die aufstockenden Leistungen durch den vollen Hartz-IV-Betrag ersetzt. Zusätzlich erhielt sie Unterhaltsvorschussleistungen für die Kinder, weil Jens I., wie auch ihr Ex-Mann, keine Unterhaltszahlungen leistete.

Zum Zeitpunkt des Interviews hatte Anja K. eine Zusage bekommen, in Kürze einen neuen Minijob beginnen zu können. Von festen Partnerschaften wollte sie zukünftig aufgrund ihrer beiden gescheiterten Partnerschaften Abstand nehmen:

„[...] wie gesagt langsam, mir kommt auch kein Mann mehr ins Haus [...] einziehen kommt bei mir nicht mehr in Frage. Also, ich bin zweimal auf die Schnauze gefallen und ein drittes Mal passiert mir das nicht. Deswegen, alleine auch schon wegen den Kindern“ (Anja K., 0:56).

5.4.2 Motive für die Geburten der Kinder

Misslingende Arbeitsmarkteinstiege

Anja K. gehörte zu den wenigen Interviewten, die einen Realschulabschluss erworben und eine Berufsausbildung abgeschlossen hatten. Die vergleichsweise hohen Bildungsabschlüsse ließen sich dennoch nicht in verbesserte Arbeitsmarktchancen übersetzen. Im Anschluss an ihre Ausbildung beschäftigte ihr ausbildendes Unternehmen sie nicht weiter, ihren ersten Job verlor sie nach wenigen Wochen – die Kündigung stellte den Auftakt einer Reihe von verfehlten Berufseinstiegsversuchen dar. Zu diesem Zeitpunkt wurde sie zum ersten Mal schwanger. Obwohl sie das Kind auf-

grund eines natürlichen Abbruchs verlor, ist die missglückte Schwangerschaft an dieser Stelle bedeutsam: Denn sie trat geplant ein und zeigt, dass Anja K. prinzipiell bereit war, Mutter zu werden.

Ihr früher Kinderwunsch erklärt sich nicht durch eine traditionelle Familienorientierung. Sozialisiert in einem vaterlosen Elternhaus war es für sie selbstverständlich, als Frau erwerbstätig zu sein. Ihre Bemühungen eine Arbeitsstelle zu finden scheiterten allerdings – weshalb sie alternativ schwanger wurde. Hinweise für diese Interpretation fanden sich, als Anja K. von der Zeit nach ihrer abgeschlossenen Berufsausbildung berichtete:

Interviewerin: „Und was haben Sie dann nach der Lehre gemacht, also haben Sie da gearbeitet?"

Anja K.: „Ja doch, ich hab gearbeitet seit ein paar Wochen, dann bin ich dann auch da wieder rausgeflogen. Weil sie keinen mehr brauchten und dann war ich eigentlich erst zu Hause, bin ich schwanger geworden […]" (Anja K., 0:06).

In ihrer Erzählung verknüpfte sie die Ereignisse arbeitslos zu sein und schwanger zu werden. Dass sie im Kontext der Arbeitslosigkeit ungefragt von der Schwangerschaft berichtete, deutet auf einen kausalen Zusammenhang hin. Sie schien damit zum Ausdruck bringen zu wollen: Weil ich keine Arbeit gefunden habe, bin ich schwanger geworden.

Misslingende Arbeitsmarkteinstiege sind in der Untersuchungsgruppe ein zentrales Motiv für erste Schwangerschaften. Dieser Befund korrespondiert mit den Ergebnissen Kreyenfelds (2010), dass Arbeitslosigkeit bei Frauen mit mittleren oder niedrigen Bildungsabschlüssen einen positiven Effekt auf den Übergang zum ersten Kind hat. Wenn keine Arbeit gefunden werden kann, gibt es keinen Grund, die Geburt eines Kindes aufzuschieben. Familiengründungswünsche, die im Falle einer zufriedenstellenden Erwerbssituation womöglich erst später aktiviert worden wären, werden demnach aufgrund der nicht vorhandenen Erwerbschancen früher umgesetzt.

Chancenlosigkeit verfestigt sich

Die Chancenlosigkeit auf dem Arbeitsmarkt kann in der Untersuchungsgruppe nach misslungenen Arbeitsmarkteinstiegen nicht mehr aufgelöst werden, auch nach der Geburt eines Kindes finden Frauen wie Anja K. in der Regel keine dauerhafte Beschäftigung. Aus der Forschung ist bekannt, dass besonders diejenigen ohne Schul- oder Berufsausbildung schlechte Abgangschancen aus dem Leistungsbezug haben (Achatz/Trappmann 2011: 25). Das Vorhandensein von Kindern verschlechtert die Lage weiter, besonders kinderreiche Mütter sind für Arbeitgeber keine attraktiven Arbeitnehmerkandidaten. Anja K. berichtete, dass sie in Bewerbungsverfahren aufgrund der Kinder nur selten zu persönlichen Bewerbungsgesprächen eingeladen würde:

„Wenn ein Arbeitgeber liest: `Mmh drei Kinder, mmh nee, lieber nicht. Und alles so was. Das hab ich alles schon gemerkt, also...die haben gelesen: `Drei Kinder – tschüss´" (Anja K., 0:21).

Dass eine Arbeitsmarktintegration wenig wahrscheinlich war, begünstigte bei Anja K. die Geburt weiterer Kinder. Die aussichtslose Beschäftigungssituation bot wie auch schon beim ersten Kind keinen Anlass, Schwangerschaften zu verhindern – was sie selbst auch explizit reflektierte:

Interviewerin: „Haben Sie da, als Sie die Kinder geplant haben, haben Sie sich mal Gedanken darüber gemacht, dass das mit einer Arbeit schwieriger werden könnte?"

Anja K.: „Das war vorher auch schon schwer. Also, das war sowieso nicht einfach, schon vorher nicht. Also...deswegen hat ein Kind mehr oder weniger in dem Sinne dann auch nichts ausgemacht." (Anja K., 1:07).

Dass die Geburten von Kindern die eigenen Arbeitsmarktchancen nicht verbessern, ist den Interviewten bewusst. Weitere Schwangerschaften werden dennoch nicht verhindert – denn eine reguläre Beschäftigung zu finden, ist auch mit weniger Kindern unwahrscheinlich. Erstens, weil öffentliche Betreuungsplätze oftmals nicht verfügbar sind, insbesondere dann, wenn die Kinder unter drei Jahren sind.[91] Die Mütter, deren Kinder durch Kita, Kindergarten und/oder Schule betreut werden, berichteten außerdem, dass die Betreuungszeiten mit potentiellen Arbeitszeiten konfligieren (vgl. dazu auch Stöbe-Blossey 2004) und dass während der Schulferien kein alternatives öffentliches Betreuungsnetz existiert. Zudem fehlen oft Angehörige wie Großeltern, auf die die Mütter bei der Betreuung ihrer Kinder zurückgreifen können. Und sofern Partner vorhanden sind, wirken diese nicht zwangsläufig bei der Betreuung der Kinder mit. Familienarbeit scheint tendenziell Mütterarbeit zu sein, auch wenn beide Partner erwerbslos sind. Dieses Ergebnis deutet sich auch in der Befragung von Beste et al. (2010: 2) an: 46,0 Prozent der weiblichen, aber nur 10,4 Prozent der männlichen SGB-II-Leistungsempfänger zählen die Betreuung von Kindern unter 15 Jahren zu ihren täglichen Aufgaben. Zweitens werden die Erwerbschancen der kinderreichen Mütter auch durch die Arbeitnehmerpräferenzen von Arbeitgebern gemindert. Die ablehnende Haltung der Arbeitgeber liegt in der Befürchtung begründet, dass Krankheiten der Kinder, insbesondere bei Alleinerziehenden, Fehlzeiten verursachen könnten.

Die einzigen Beschäftigungsverhältnisse, zu denen Anja K. Zugang hatte, waren prekär und jenseits regulärer Erwerbsarbeit angesiedelt. Hierbei handelte es sich um Beschäftigungen auf dem zweiten Arbeitsmarkt, geringfügige Tätigkeiten oder Anstellungen über Zeitarbeitsfirmen. Nach Jahoda (1983: 4f.) hat Erwerbsarbeit fünf latente Funktionen, die psychologisch für Individuen bedeutsam sind: Sie liefert feste Zeitstrukturen, erweitert soziale Kontakte und damit den ‚sozialen Horizont´, wird arbeitsteilig zu einem kollektiven Zweck ausgeführt, verleiht Status und Identität und verschafft regelmäßige Aktivität. Honneth sieht Erwerbsarbeit zudem als zentrale Bezugsquelle für soziale Wertschätzung. Prekäre Beschäftigung führt nicht zu den gleichen psychologischen und sozialen Gewinnen wie reguläre Erwerbsarbeit, schon allein weil die Arbeitsleistungen

[91] Bundesweit waren im Jahr 2012 etwa ein Drittel der unter 3-Jährigen in einer Kindertageseinrichtung oder wurden durch eine Tagespflegeperson betreut; der Anteil lag in Ostdeutschland mit 49,0 Prozent deutlich höher als in Westdeutschland mit 22,3 Prozent (Statistisches Bundesamt 2012b: 7).

nicht angemessen entlohnt werden. Außerdem berichteten die Interviewten, dass sie sich als prekär Beschäftigte wie Arbeitnehmer zweiter Klasse fühlen, unter anderem weil die Versprechungen, in eine reguläre Beschäftigung überführt zu werden, nicht gehalten werden. Aus der Literatur ist bekannt, dass Arbeitsbeschaffungsprogramme selten in normale Beschäftigungsverhältnisse münden, sondern zu einem wiederholten Wechsel zwischen Leistungsbezug, Maßnahmen und kurzfristiger Beschäftigung führen (Opielka 2004: 1083). Frauen wie Anja K. bieten diese prekären Gelegenheitsjobs kaum Möglichkeiten, um von den positiven Auswirkungen von Erwerbsarbeit zu profitieren – was maßgeblich dazu beiträgt, dass weitere Kinder geboren werden.

Alternative Beschäftigung: Mutter in Vollzeit

Dass Anja K. sich alternativ der Mutterrolle widmete, ermöglichte es ihr, einen Teil der Funktionen von Erwerbsarbeit aus der Familienarbeit zu beziehen. Zunächst bedeuteten weitere Kinder für sie – einfach, aber zentral – eine Aufgabe zu haben. Als sie zu Beginn des Interviews gebeten wurde, einen normalen Tagesablauf nachzuerzählen, wurde deutlich, dass die Kinder ihr Leben von morgens um 6 Uhr bis abends, teilweise auch nachts, strukturieren. Dies fand sich gleichermaßen auch bei den anderen Interviewten. Wenngleich die starke Einbindung durch die Kinder mitunter auch als belastend wahrgenommen wird, schätzen sie es, die Kinder als Orientierungspfeiler des alltäglichen Lebens zu haben. Eine Aufgabe zu haben ist auch damit assoziiert, nicht überflüssig zu sein – oder, wie Anja K. es formulierte: „Dass ich gebraucht bin“ (Anja K., 0:40). Lediglich ein oder zwei Kinder zu haben, scheint hierfür nicht immer auszureichen, zumal Kinder, wenn sie älter werden, weniger betreuungsintensiv sind. Erst eine kinderreiche Familie verspricht eine lange Phase, in der die Interviewten täglich durch die Kinder ausgelastet sind. Sie sprechen auch davon, dass sie die „Herausforderung“ schätzen. Dieser Begriff beschreibt in beruflichen Kontexten, welche Anforderungen mit nächsten Karriereschritten verbunden sind. Dort, wo die Aussicht auf eine Karriere, die gesellschaftliche Anerkennung verspricht, hochgradig unrealistisch ist, wird die Familie zum Ort, an dem die Mütter ihre Leistungen und Begabungen unter Beweis stellen können. In der Literatur über die Folgen von Arbeitslosigkeit ist dokumentiert, dass Familienarbeit eine alternative Tätigkeitsform darstellen kann. So bereits auch in der Marienthal-Studie, als die unterschiedliche Zeitverwendung arbeitsloser Frauen und Männer beschrieben wird:

> Frauen „[…] kochen und scheuern, sie flicken und versorgen die Kinder, sie rechnen und überlegen und haben nur wenig Muße neben ihrer Hausarbeit, die in dieser Zeit eingeschränkter Haushaltsmittel doppelt schwierig ist […]. Sieht man den Frauen bei ihrer Arbeit zu, dann scheint es kaum begreiflich, daß sie fast all das früher nur nebenbei, nach 8stündiger Fabrikarbeit geleistet haben“ (Jahoda et al. 1933: 90f.).

Da arbeitslose Frauen zwar verdienstlos, aber nicht arbeitslos seien (ebd.: 89), wird die Hausfrauenrolle auch als „Schutz vor Statusverlust“ (Mohr 1993) interpretiert. Dies bestätigte sich in den Interviews, als die Mütter gefragt wurden, ob man eine Arbeit brauche, um Achtung vor sich

selbst haben zu können. Wie Anja K. bejahte der Großteil der Interviewten diese Frage, deutete aber an, dass Familienarbeit eine alternative Form sei, um das Selbstbild aufzuwerten. Schwangerschaften sind in der Untersuchungsgruppe auch vom Wunsch beeinflusst, eine sinnstiftende Aufgabe zu finden. Analog nennen Mittag/Jagenow „Aufgabe“ und „Lebenssinn“ als zentrale Kinderwunschmotive, was „[…] sicherlich auch vor dem Hintergrund schlechter Ausbildungs- und Berufsperspektiven, hoher Arbeitslosigkeit und dem Fehlen sinngebender Lebensalternativen zu verstehen“ ist (1984: 23).

Als Mutter eine Aufgabe zu haben, ist mit weiteren positiven Auswirkungen auf das Wohlbefinden verbunden, die regulär Beschäftigte im Erwerbsleben finden. Ein wichtiger Aspekt ist, dass die Interviewten Stolz empfinden können. Anja K. berichtete beispielsweise bereits vor der ersten Interviewfrage ungefragt und ausschweifend, dass ihr ältestes Kind ein Gymnasium besucht und sehr erfolgsorientiert ist. Wenn die Kinder der Interviewten ein Gymnasium besuchten, verwiesen sie generell auffallend oft darauf und berichteten von den Bildungsanstrengungen ihrer Kinder. Neben den schulischen Leistungen wurden außerdem auch deren soziale Leistungen gerne thematisiert. Stolz auf die Kinder zu sein, bedeutet für die Interviewten auch, stolz auf sich selbst sein zu können. Denn letztlich resultieren Erfolge der Kinder aus den Erziehungsleistungen der Mütter. Im Interview mit Anja K. wurde dies beispielsweise deutlich, als sie betonte, ihre Kinder bei den Hausaufgaben zu unterstützen und damit für deren Bildungserfolge mitverantwortlich zu sein.

Zudem sind die Kinder den Interviewten die zentrale Stütze im Leben, denn alternative zukunftsstrukturierende Orientierungspfeiler fehlen. Auf die Frage, was den Interviewten im Leben Halt gebe, wurden beinahe ausnahmslos die Kinder an erster Stelle angeführt. Anja K. berichtete, dass ihr die Zukunft große Sorgen bereite, insbesondere weil sie wegen mangelnder Berufsperspektiven nicht wisse, wie es finanziell weiter gehe. Als sie gefragt wurde, was ihr in dieser Situation Halt gebe, antwortete sie: „Die Kinder. Die Kinder geben mir Halt“ (Anja K., 0:42). Dass Kinder gerade auch wegen der ökonomisch prekären Verhältnisse und der unsicheren Zukunftsaussichten geboren werden, zeigte sich in vielen Interviews. Die ansonsten oftmals von Sorgen geprägten Lebensumstände werden durch die Existenz von Kindern erträglicher, was von Befunden aus der Arbeitslosenforschung (zumindest für arbeitslose Väter) gestützt wird: Hess et al. (1990) stellen fest, dass Kinder in Phasen der Arbeitslosigkeit zu Stabilität beitragen. 63 Prozent der befragten arbeitslosen Männer gaben an, dass die Kinder für sie einen „großen Halt“ darstellen, weshalb sie sich verstärkt zur Familie hinwenden würden (ebd.: 186). Dies wird in der Literatur auch dadurch erklärt, dass Kinder von den eigenen Sorgen und Nöten ablenken können:

“By virtue of the spontaneity and lack of awareness of the parent´s problems, children may often help the parent to take his mind off his problems. The routine that children impose and their insensitivity to what, from the adult point of view, is a great concern or misfortune may help the parents maintain an equilibri-

um. Children conduct business as usual, and by their activity and play they may help the parents to feel that their worries are not so important, to put them in perspective, or to keep excesses of grief within socially required boundaries" (Hoffman/Hoffman 1973: 54).

Des Weiteren erfahren Frauen wie Anja K. durch ihre Kinder Abwechslung in einem Alltag, der aufgrund der fehlenden Integration in das Erwerbsleben ansonsten eintönig ist. Eine Schwangerschaft festzustellen, evoziert intensive Gefühle, die sowohl negativ als auch positiv sein können. Es bedeutet, dass ein gravierender Einschnitt in den bisherigen Alltag stattfinden wird und das Leben sich ändert. Hoffman/Hoffman konstatieren, dass Menschen nach Abwechslung streben: "People want change and new experiences" (1973: 53). Dieses Bedürfnis verknüpfen sie mit generativem Verhalten: "To anticipate having children is to anticipate introducing a major change in one´s life" (ebd.). Erwerbstätige erleben im Arbeitsleben Abwechslung, für die Interviewten sind Erfahrungen dieser Art nicht zugänglich. Die Jobs, die sie temporär ausüben, bieten wenig Raum für Herausforderung und persönliche Entwicklung. Kinder zu bekommen ist eine alternative Form, um diese Erfahrungen zu machen. Die Besonderheit einer Schwangerschaft manifestiert sich nicht zuletzt auch auf der körperlichen Ebene, denn zwischen Konzeption und Geburt treten zahlreiche Veränderungen auf, die beobachtet und erlebt werden können. Im funktionalistischen Jargon von Mittag/Jagenow macht ein Kind „durch die Erfahrung von Schwangerschaft und Geburt auch ein neuartiges Körperleben möglich" (1984: 23). Eine Schwangerschaft ist auch deshalb eine abwechslungsreiche und außergewöhnliche Phase, weil Schwangere besondere Adressaten der Konsumwelt sind und im öffentlichen Leben eine Sonderrolle zugeschrieben bekommen. Die Abwechslung, die Kinder mit sich bringen, begünstigt, dass neue Schwangerschaften entstehen.

Hinzu kommt, dass die Frauen durch ihre Arbeitslosigkeit in einer Position sind, in der sie wenig Gestaltungsspielraum und Einfluss haben. Arbeitnehmer können durch ihre beruflichen Tätigkeiten in einem bestimmten Rahmen Macht und Einfluss auszuüben. Dies ist den Interviewten nicht möglich – allerdings kommen sie durch ihre Kinder in die Situation, Verantwortung zu tragen und Einfluss zu nehmen. Sie geben die Regeln für das familiäre Zusammenleben vor und leiten ihr Familienunternehmen, was sich positiv auf das eigene Selbstbild auswirkt. Anja K. bemühte sich jahrelang vergeblich um eine Arbeitsstelle, was dazu führte, dass sie sich wie viele andere Interviewte bezüglich ihrer beruflichen Perspektive machtlos fühlte. Auch auf ihre Partnerschaftsverläufe hatte sie wenig Einfluss, denn ihre Beziehungen entwickelten sich nicht wie erhofft. Die Interviewten nehmen ihre unsicheren Arbeits- und Partnerschaftsverhältnisse als unkontrollierbar wahr – im Gegensatz dazu haben sie im Umgang mit ihren Kindern Kontrollmöglichkeiten, was begünstigend auf Schwangerschaften wirkt. In der Literatur ist ähnlich beschrieben, dass Kinderwünsche auch auf Macht- und Einflussbedürfnisse zurückführen sind (Hoffman/Hoffman 1973; Gloger-Tippelt et al. 1993; Beutel 2002).

Für den Fall von Anja K. lässt sich zusammenfassend feststellen, dass der zentrale Einflussfaktor, der zur Gründung einer kinderreichen Familie führte, in der fehlenden Anerkennung in der Sphäre der Leistung begründet liegt. Nach ihrer Ausbildung fand sie keine Arbeitsstelle, weshalb sie alternativ schwanger wurde. Auch später scheiterten ihre Versuche, einer regelmäßigen Beschäftigung nachzugehen. Die Mutterschaft wurde zu einer alternativen Beschäftigungsform, die unter anderem mit einer Aufgabe, Stolz, Halt und Anerkennung verbunden war. Als Motiv wirkte zudem in ihre letzte Schwangerschaft mit hinein, dass sie einen neuen Partner hatte und sich auch mit ihm noch ein Kind wünschte. Generell gilt für die Untersuchungsgruppe, dass die Bedeutung von Familie zunimmt, weil die Chancen auf eine reguläre Beschäftigung marginal sind und ihnen die identitätsstiftenden Funktionen von Arbeit deshalb nicht zugänglich sind. Mutterschaft wird zu einer alternativen Tätigkeit, die Anerkennung ermöglicht.

5.5 Weitere Geburtenmotive

Die Schwangerschaften von Nicole W., Simone B., Anja K. und den anderen Interviewten sind maßgeblich durch Anerkennungshoffnungen erklärbar, die in der Sphäre der Liebe und der Leistung nicht nachhaltig erfüllt werden. Zusätzlich beeinflussen weitere, vergleichsweise untergeordnete Motive – wie beispielsweise das Geschwistermotiv im Fall Nicole W. – den Kinderwunsch. Im Folgenden werden weitere Schwangerschaftsmotive angeführt, die in der Untersuchungsgruppe in den Motivkonstellationen für Schwangerschaften mitwirkten. Sie werden separat diskutiert, da sie in den Fällen von Nicole W., Simone B. und Anja K. keine Rolle spielten. Eine tabellarische Übersicht, die die Motivkonstellationen aller Interviewten für jede einzelne Schwangerschaft darstellt, findet sich in Kapitel 5.7.

Orientierungslosigkeit

Einige Interviewte wurden zu dem Zeitpunkt schwanger, an dem neue biographische Schritte einzuleiten waren. Mit dem Ende der Schulzeit oder dem Ende der betreuten Phase im sogenannten Übergangssystem[92] kann eine Phase der Orientierungslosigkeit entstehen, in der die „Angst vor der Übernahme von Verantwortung“ (Goebel 1996: 146) zu Schwangerschaften führt. Die Interviewten, die keine Berufsausbildung begonnen hatten, waren am Ende der Schulzeit oft orientierungslos und hatten keine konkreten Pläne bezüglich ihrer beruflichen Entwicklung. Dies verdeutlicht beispielsweise der Fall von Melanie T., die mit 17 Jahren nach der Hauptschule ein Berufs-

[92] Das „Übergangssystem“ soll den Zugang zu Erwerbsarbeit durch Qualifizierung erleichtern. Unter die Lern- und Förderangebote fallen zum Beispiel berufsschulische Bildungsgänge, berufsvorbereitende Bildungsmaßnahmen der Bundesagentur für Arbeit oder sonstige arbeitsmarktpolitische Förderangebote (Gaupp et al. 2008).

vorbereitungsjahr[93] absolvierte. Sie dachte darüber nach, eine Ausbildung zu beginnen, hatte aber noch keine konkreten Pläne: „Irgendwas mit Tieren wollte ich machen. Tierpflegerin. Im Tierheim oder so, ja? Aber na ja. Ne“ (Melanie T., 0:10). Zu einer Ausbildungsplatzsuche kam es nicht mehr, denn kurz vor dem Ende der Schulzeit wurde sie schwanger. Damit wurden die vagen Ausbildungspläne obsolet, denn durch die Schwangerschaft ergab es keinen Sinn, die Ausbildungsplatzsuche aktiv zu verfolgen:

„Nee, ich hab schon überlegt, wo ich mich dann bewerbe. Also schon auch´n bisschen geplant. Aber dazu kam es dann halt nicht. Nur so geredet, ne. Aber jetzt nicht, dass es halt...wozu sollte ich mich dann bewerben? Hätte ja eh nix gebracht” (Melanie T., 0:50).

Der Übergang aus der Schule oder dem Übergangssystem in die Selbständigkeit kann für junge Frauen wie Melanie T. überfordernd sein. Sie haben keine konkreten Vorstellungen, welche Ausbildung zu ihren Fähigkeiten passt und es fällt ihnen schwer, konkrete Bewerbungsschritte einzuleiten. Hilfestellungen von den Eltern fehlen oftmals, die Interviewten berichteten, dass sie mit ihren Eltern nie über ihre berufliche Zukunft gesprochen haben. Dieser Befund wird von den Forschungsergebnissen der AWO-ISS-Studie erhärtet, nach denen arme Eltern von ihren Kindern mehr Selbständigkeit fordern als nicht arme Eltern (Laubstein et al. 2012: 101). Fehlende Unterstützung wiederum wirkt sich auf Motivation und Durchhaltevermögen bei der Ausbildungsplatzsuche aus. Aus der Literatur ist bekannt, dass Eltern den Berufsentwicklungsprozess ihrer Kinder beeinflussen:

„Es ist wichtig, dass Eltern als „Berufswahlbegleiter“ in der Lage sind, mit ihren Kindern ausführliche Gespräche zu führen und dabei eine Haltung einnehmen, die ihre Kinder motiviert, mit Zeit und Energie auf die Suche nach den eigenen beruflichen Möglichkeiten zu gehen, mit ihnen gemeinsam Vor- und Nachteile sowie Realisierungschancen abwägen“ (Görtz-Brose/Hüser 2006: 293).

Erschwerend kommt hinzu, dass sich die Ausbildungsplatzsuche für Jugendliche mit niedrigen Schulabschlüssen schwierig gestaltet (Solga 2005; Krekel/Ulrich 2009; Autorengruppe Bildungsberichterstattung 2010; Autorengruppe Bildungsberichterstattung 2012). Kleinert/Jacob (2012) konstatieren, dass die Übergangsdauer von Haupt- und Realschülern in eine vollqualifizierende Ausbildung in den letzten 30 Jahren im Gegensatz zu Abiturienten zugenommen hat. Die Übergangschancen verschlechtern sich bei der ersten Gruppe besonders, wenn die allgemeine Arbeitslosigkeit hoch oder die Zahl der Schulabsolventen groß ist. Als Konsequenz schätzen Jugendliche mit einfacher Schulbildung ihre berufliche Zukunft pessimistisch ein: 66 Prozent aller Hauptschüler bewerten ihre Zukunftschancen negativ; bei den Realschülern sind es im Vergleich 53 Prozent und bei den Gymnasiasten 40 Prozent. Außerdem glauben 82 Prozent aller Jugendlichen, dass Hauptschüler bei der Ausbildungsplatzsuche benachteiligt sind (Prager/Wieland 2005: 4).

[93] Das Berufsvorbereitungsjahr (BVJ) ist ein Pflichtschuljahr für Jugendliche unter 18 Jahren, die ihre Berufsschulpflicht im Anschluss an die allgemein bildende Schule noch nicht abgeleistet haben und weder eine betriebliche Ausbildung machen noch eine Vollzeitschule besuchen (Bonin et al. 2010). Das BVJ ist eines der Elemente des Übergangssystems.

Diese Zweifel hinsichtlich der Chancen auf dem Ausbildungs- und Arbeitsmarkt zeigten sich in vielen Interviews, so äußerte beispielsweise Melanie T.:

„Es ist so schwer! Sogar Realschüler, die kriegen kaum was. Musste ja wirklich schon Abitur und studieren und keine Ahnung was. Auch hier, ist sowieso bisschen...keine Ahnung. Man hört immer, man muss einen Abschluss haben. Wenigstens Real oder Abi, damit du was erreichen kannst. Ich sag mir auch immer, selbst die haben Probleme. Aber mit Haupt, da ist das schon noch mal ein Stück schwerer“ (Melanie T., 0:10).

Nach Heckhausen erklärt sich die Motivation von Individuen durch deren erlebte psychische Distanz zum Handlungsziel. Unter „psychischer Distanz“ versteht er „die erlebte Erreichbarkeit der künftigen Ist-Lage; genauer: wie bald und wie leicht sich die gegenwärtige in die künftige, vorweggenommene Lage überführen läßt […]“ (1963: 616). Wenn Ziele zeitlich und räumlich als schwer erreichbar eingeschätzt werden, wirkt sich dies negativ auf die Handlungsmotivation aus. Ähnlich stellen Prager/ Wieland (2005) fest, dass eine pessimistische Haltung bezüglich der eigenen Zukunft Unsicherheit bewirkt und eigeninitiatives Handeln hemmt. Die psychische Distanz zum Arbeits- und Ausbildungsmarkt ist bei Jugendlichen mit niedrigen Bildungsabschlüssen hoch. Die reale oder wahrgenommene Chancenlosigkeit im Ausbildungssystem und die oftmals mangelnde Unterstützung der Eltern im Berufsfindungsprozess führen letztlich dazu, dass frühe Schwangerschaften entstehen. Osthoff bestätigt, dass manche junge Frauen deshalb schwanger werden, weil sie für sich keine schulischen und beruflichen Perspektiven sehen (2004: 9). Ähnlich vermutet Spies (2009: 16), dass junge Frauen, die an ihren beruflichen Perspektiven zweifeln, Mutterschaft eher als Option ansehen als diejenigen, „deren Bildungsbiographien an die gesellschaftlich akzeptierte Priorität der beruflichen Einmündung anschlussfähig sind“.

Ein Kind zu bekommen bedeutet, negative Rückmeldungen, Frustration und Selbstzweifel im Vorfeld zu vermeiden. Insofern kann eine Schwangerschaft eine mehr oder weniger bewusste Flucht vor Unsicherheiten sein, die in einer „Schwellensituation” (Goebel 1996), zum Beispiel am Ende der Schul- oder Ausbildungszeit, mit der nahen Zukunft assoziiert werden. Diese Einschätzung wurde auch in den Experteninterviews geteilt. Die Aussicht auf ein Kind bietet im Gegensatz zu den unsicheren Zukunftsaussichten Halt und Orientierung.

Kein Anschluss an abgebrochene Ausbildung

Einige der Frauen wurden, kurz nachdem sie ihre Ausbildung abgebrochen hatten, zum ersten Mal schwanger. Diese Schwangerschaften können als Folge eines fehlenden Anschlusses nach abgebrochenen Ausbildungswegen gedeutet werden oder, in Fortführung der Befunde von Funcke et al., als Reaktion auf Frustration und Demotivation (2010: 27). Der Ausbildungsabbruch wird oft von dem Gedanken begleitet, sich eine neue Ausbildung zu suchen, die den eigenen Interessen in stärkerem Maße entspricht. Dazu kommt es selten. Nach dem Ausbildungsabbruch nehmen die Frauen in der Regel an Maßnahmen des Arbeitsamtes teil oder sind in 1,50-Euro-Jobs beschäftigt.

Dies wird als Übergangslösung betrachtet, allerdings erweist es sich mit den vorhandenen Qualifikationen als schwierig, eine alternative Ausbildung zu finden – zumal sich die Chancen auf eine zweite Ausbildungsstelle durch den ersten Ausbildungsabbruch reduzieren. Krekel/Ulrich (2009: 17) stellen fest, dass Ausbildungsabbrecher in den meisten Fällen keine Anschlussperspektive haben und die Wahrscheinlichkeit, aufgrund dessen dauerhaft ungelernt zu bleiben, stark ansteigt. Keine abgeschlossene Berufsausbildung zu haben, verstärkt deutlich das Risiko, arbeitslos zu werden. 2009 waren 21,9 Prozent der ungelernten Erwerbspersonen, aber nur 6,6 Prozent der Personen mit abgeschlossener Berufsausbildung arbeitslos (IAB 2011). Die Einschätzung, zukünftig schlechte Chancen auf dem Arbeitsmarkt zu haben, führt dazu, dass die Alternativrolle als Mutter attraktiver wird. In den Experteninterviews wurde ferner vermutet, dass Jugendliche, die durch das Arbeitsamt betreut werden, schwanger werden, weil sie sich fürchten den „Schonraum" der Arbeitsagentur verlassen und ein selbständiges Leben führen zu müssen.

Erfahrung im Umgang mit Kindern begünstigt frühe Schwangerschaft

In einigen Fällen zeigte sich, dass die Interviewten durch eigene Geschwister oder anderweitigen Kontakt mit Kindern bereits mit Erziehungsaufgaben vertraut waren. Dies muss nicht zwangsläufig als Motiv für Schwangerschaften gedeutet werden, kann aber dazu führen, dass die Aussicht, Mutter zu werden und ein Kind zu versorgen, nicht von Ängsten begleitet ist, die eine Schwangerschaft ansonsten möglicherweise aufgeschoben hätte. Prinzipiell sind erste Schwangerschaften aufgrund mangelnder Erfahrungswerte immer mit Unabwägbarkeiten behaftet – es ist unklar, welche Aufgaben auf eine werdende Mutter zukommen und auf welche Weise sich das bisherige Leben ändert. Insofern könnte erwartet werden, dass erste Schwangerschaften aus Respekt vor der Ungewissheit herausgezögert werden. Durch bereits vorhandene Erfahrungen im Umgang mit Kindern, zum Beispiel durch ein jüngeres Geschwisterkind, werden solche Befürchtungen abgebaut. Melanie T. etwa war aufgrund der Erwerbstätigkeit ihrer Mutter bereits als Teenager für ihre jüngere Schwester verantwortlich:

„Ich musste schon früh zuhause alles machen. Um meine Schwester mich kümmern, abholen, aufräumen. Weil sie arbeiten gegangen ist. Wir waren ja ohne Mann zuhause. Und das hat mich selber manchmal total genervt, dass ich immer selber alles machen musste. Ich konnte nicht so richtig rausgehen. Mit Freunden. Musste immer sagen: `Kann nicht. Muss meine Schwester abholen, muss essen machen´. Mit 13, 14. Wo du dir mehr so denkst mit Freunden oder einfach mal spielen. Und ich musste halt mehr so wie Hausfrau sein, wie Mutter. Für meine Schwester so Mutterrolle. Und dann mit ihren Problemen in der Schule. Das musste ich immer regeln, auch teilweise. Weil meine Mutter ja arbeiten gegangen ist. `Ach komm, hol mal deine Schwester ab, bring´ sie in die Schule. Und red´ mal mit der Lehrerin. Und guck mal hier und guck mal da.´ Ich hab´s halt gemacht" (Melanie T., 0:31).

Der Interviewauszug verdeutlicht, dass Melanie T. die Rolle der Mutter schon erprobt hatte, bevor sie selbst zum ersten Mal schwanger wurde. Jugendliche aus sozial benachteiligten Elternhäusern haben vergleichsweise mehr familiäre Verpflichtungen, darunter fällt insbesondere auch die Be-

treuung von jüngeren Geschwisterkindern (Laubstein et al. 2012: 79 ff.). Aufgrund dessen entwickelt sich bei Frauen wie Melanie T. die Überzeugung, dass sie Aufgaben im Zusammenhang mit der Kinderbetreuung und -erziehung bewältigen können. Diesen Zusammenhang stellen auch Edin/Kefalas für benachteiligte junge Mütter in den USA fest: "an unbashed confidence that they´re up to the job of parenting feeds the focus on children that most poor youths display, and this is at least partly because they´ve already mastered many of its mechanics" (2007: 32). Frühe Schwangerschaften werden als wenig bedrohlich wahrgenommen – denn einen Teil der Unwägbarkeiten, die anderen Frauen mit weniger Kindererfahrung vor der ersten Schwangerschaft Sorge bereiten, können sie bereits einschätzen und fühlen sich den Herausforderungen gewachsen.

Vereinzelt zeigte sich, dass Schwangerschaften auch vom Wunsch beeinflusst sein können, den Partner in die Verantwortung als Familienernährer zu bringen. Die Frauen sehen sich insbesondere dann, wenn sie bereits durch Kinder Erziehungsverantwortung haben, nicht in der Lage einer Erwerbstätigkeit nachzugehen und somit die eigene Familie zu finanzieren. Zudem gehört es bei Einigen zu ihrem Rollenverständnis, dass Väter für ihre Familien sorgen. Mit einem Partner ein (weiteres) Kind zu zeugen ist in manchen Fällen mit der Hoffnung assoziiert, dass dieser sich seiner Verantwortung bewusst wird, sich eine Beschäftigung sucht und somit ein „normales" Familienleben möglich wird. In weiteren Einzelfällen waren Schwangerschaften davon beeinflusst, den Verlust eines Kindes in der Vergangenheit zu bewältigen oder sie entstanden aufgrund eines unfreiwilligen Geschlechtsverkehrs in der Partnerschaft.

5.6 Geburtenmotiv Kindergeld?

Im öffentlichen Diskurs wird vermutet, dass das Wohlfahrtssystem eine begünstigende Wirkung auf Geburten hat. Die Interviews zeigten jedoch, dass Schwangerschaften selten durch das Kalkül erklärt werden können, sozialstaatliche Transfers zu erhöhen. Zunächst äußerten alle Interviewten, dass ökonomische Überlegungen bei ihrer Familiengründung keine Rolle gespielt haben. Jana H. etwa gab an: „[…] wenn die Leute das über mich denken würden, wäre es komplett falsch" (Jana H., 0:34). Da diese Aussagen aus Gründen des „Impression-Managements" (Mummendey/Bolten 1993) verzerrt sein könnten, wurde zusätzlich erfragt, ob die Interviewten ökonomische Geburtenursachen bei anderen kinderreichen Hartz-IV-Familien vermuten. Bei der Mehrheit anderer kinderreicher Mütter im Hartz-IV-Bezug vermuten die Interviewten ebenfalls keine finanziellen Absichten. Teilweise bemerkten sie, dass es Fälle geben könne, bei denen Kinder aufgrund des Kindergeldes geboren würden. Konkrete Fälle im engen sozialen Umfeld wurden nicht genannt, bei den angesprochenen Fällen handelte es sich mehrheitlich entweder um entfernte Bekannte oder um Darstellungen aus den Medien. Dass kinderreiche Familien in der Regel

nicht aus finanziellen Überlegungen entstehen, vermuten die Interviewten aufgrund der eigenen Erfahrung, dass sich die relative finanzielle Position einer Familien durch weitere Kinder nicht verbessert. Denn mit jedem zusätzlichen Kind entstehen auch neue Kosten. (vgl. dazu auch Rupp/Bierschock 2005). Lisa T. äußerte beispielsweise:

Interviewerin: „Was glauben Sie denn, warum Frauen viele Kinder bekommen? Was dafür Gründe sein können?"

Lisa T.: „Ich weiß nicht, ich mag's bezweifeln, dass es den Leuten um Geld geht, weil Geld hat man dann nicht wirklich mehr" (Lisa T., 0:52).

Im Sinne der Annahme, dass Fremdinterpretationen immer auch Selbstinterpretationen sind (vgl. Kap. 4.3), stützt diese Aussage die These, dass Kinder nicht entstehen, um das Haushaltseinkommen zu verbessern.

Dies zeigte sich auch daran, dass der Großteil der Interviewten finanziell deutlich eingeschränkt lebt. Die finanzielle Situation der Familien differiert aufgrund unterschiedlicher Einnahmequellen und unterschiedlichem Engagement, zustehende Leistungen einzufordern. Hinzu kommen unterschiedliche hauswirtschaftliche Fähigkeiten. Differenzen bei gleichen Kinderzahlen ergeben sich aber auch deshalb, weil einige Mütter zusätzliches Einkommen aus Nebenjobs beziehen. Etwa die Hälfte der Interviewten erhält neben den staatlichen Transfers ein Erwerbseinkommen, zumeist aus 1-Euro-Jobs. Außerdem zeigte sich, dass nicht alle Familien das Leistungsangebot des Staates voll ausschöpfen. Und nicht zuletzt hängt das Haushaltseinkommen von Unterhaltszahlungen der Ex-Partner ab; fehlen diese, verschlechtert sich die finanzielle Lage deutlich. Trotz der Differenzen berichteten fast alle Interviewten, in schwierigen finanziellen Verhältnissen zu leben.

Drei Viertel der Befragten stufte die staatlichen Leistungen als gering ein, gab aber an, ihren Lebensunterhalt mit den zur Verfügung stehenden Mitteln bestreiten zu können: „Wir kommen rum, ja, aber es ist wirklich so, dass es grad so reicht" (Melanie T., 0:53). Diese Gruppe wies relativ gute hauswirtschaftliche Kompetenzen auf und konnte alltägliche Bedürfnisse wie Nahrungsmittel und Kleidung finanzieren. Die Mütter berichteten, dass sie beim Einkaufen auf Angebote achten und sich nur in Ausnahmefällen einen „Luxus" wie Markenpuddings gönnen. Die hauswirtschaftlichen Kompetenzen waren häufig allerdings Ergebnis eines Lernprozesses, dem eine Phase des Schuldenanhäufens voranging. Melanie T. berichtete beispielsweise, dass sie in der Vergangenheit große Probleme gehabt habe, ihr monatlich zur Verfügung stehendes Geld einzuteilen. Dieses Problem habe sie gelöst, indem sie das Geld am Monatsanfang der Großmutter aushändige, die ihr einmal pro Woche einen festen Betrag auszahle.

Das restliche Viertel der Befragten gab an, dass die staatlichen Leistungen nicht ausreichen würden, um einer Großfamilie einen angemessenen Lebensstandard zu gewähren. Katrin D. etwa

äußerte: „Ja, wir sind die Absteiger eben. Wir gehören nicht zu den normalen Lebenden, ne. Wir müssen viele Abstriche machen“ (Katrin D., 0:54). Einige von ihnen berichteten, dass sie regelmäßig auf Zuschüsse der eigenen Eltern oder Großeltern zurückgreifen müssten. Simone B. betonte, dass sie ohne die Zuschüsse der Großmutter nicht in der Lage wäre, den eigenen Lebensunterhalt zu bestreiten: „Äh...ja also...hätte Oma in dem Moment nicht, würden wir gar nicht hinkommen. Also würde es gar nicht funktionieren“ (Simone B., 1:00). Finanzielle Erleichterung verschafften sich einige Mütter, indem sie die lokale Tafel nutzten. Dies schlossen andere aufgrund der Scham, die sie dabei empfinden würden, aus. Kritisch bewertet wurde öfter, dass die Leistungen nicht ausreichen würden, um den Kindern eine gesunde Ernährung zu ermöglichen:

„[…] es ist mir ein bisschen unangenehm...aber ich denke, finanziell, allein in der Hinsicht für die Kinder, müsste es mehr geben. Kinder brauchen Obst, Gemüse. Und das ist im Winter für mich einfach nicht jeden Tag machbar, es geht nicht. Und wir essen gern Salat, Obst und Gemüse. Und das ist uns auch wichtig […]. Und dann geht man da mit denen einkaufen, und es ist jedes Mal ein Kampf. Wenn die Kinder nur nach Bananen betteln“ (Nicole W., 1:03).

Bei fast allen Interviewten wird die eigenen finanzielle Situation als Stressfaktor wahrgenommen, auch dann, wenn die staatlichen Leistungen als ausreichend eingeschätzt wurden. Dies lässt sich darauf zurückführen, dass die Interviewten keine Ansprüche an den Staat stellen wollen, aber insgesamt am unteren Limit leben und sich aufgrund ihrer finanziellen Situation sorgen. Als größte regelmäßig wiederkehrende Kostenfaktoren wurden Bekleidung, Schuhe, Schulbedarf und Konsumwünsche der Kinder genannt. Besonders problematisch sei es, mit der gesamten Familie Unternehmungen zu machen – denn die Eintritte für Kino, Schwimmbäder etc. überstiegen das zur Verfügung stehende Kontingent. Czock et al. (1994: 79) verweisen in diesem Zusammenhang darauf, dass kinderreiche Familien an finanzielle Grenzen stoßen, wenn sie an Freizeitangeboten partizipieren wollen. Die meisten Mütter gaben an, dass es ihnen schwerfalle, den Kindern finanziell nicht ermöglichen zu können, was sie ihnen gerne ermöglichen würden (vgl. dazu auch Wüstendörfer 2008). Hinsichtlich der materiellen Lage von Kindern aus SGB-II-Haushalten ist bekannt, dass der Grundbedarf in aller Regel gedeckt ist, aber dass die Kinder hinsichtlich höherwertiger Konsumgüter und sozialer und kultureller Teilhabe benachteiligt sind (Lietzmann et al. 2011: 10). Als problematisch erwies sich in fast allen Familien die Wohnsituation, da sie in der Regel auf begrenztem Wohnraum leben. Dass alle Familienmitglieder ein eigenes Zimmer hatten, kam in den seltensten Fällen vor. Entweder teilten sich Kinder ein Zimmer zu zweit oder zu dritt oder die Mutter bzw. die Eltern nutzten das gemeinsame Wohnzimmer auch als Schlafzimmer.

Trotz der Abweichungen bezüglich der finanziellen Situation lässt sich schlussfolgernd feststellen: Kinderreiche Familien im Hartz-IV-Bezug können von den staatlichen Leistungen leben, ihre materielle und soziale Teilhabe ist aber begrenzt und sie müssen sich in ihrer alltäglichen Lebensführung deutlich einschränken. Sozialstaatliche Transfers, die für jedes weitere Kind gezahlt werden,

werden aus Sicht der Interviewten durch zusätzlich anfallende Kosten kompensiert und verbessern das relative Haushaltseinkommen nicht. Dies spricht gegen die Vermutung, dass in der Untersuchungsgruppe Kinder geboren werden, um von staatlichen Bezügen zu leben.

5.7 Zwischenfazit: Kinder als Anerkennungshoffnung

Zu Beginn des fünften Kapitels wurde gezeigt, dass Schwangerschaften oftmals nicht aktiv geplant werden, sondern einfach „geschehen". Die Fallbeispiele von Nicole W., Simone B. und Anja K. veranschaulichten anschließend, dass eine Vielzahl an Faktoren diese Schwangerschaften bedingt: Jede einzelne wird von einer spezifischen Motiv- und Bedingungskonstellation hervorgerufen, die den Interviewten selbst in der Regel nicht bewusst ist. Allerdings zeigte sich auch, dass die Ursachen des Kinderreichtums in der Untersuchungsgruppe letztlich auf ein übergeordnetes Motiv zurückgeführt werden können: Mit den Kindern ist die Hoffnung auf Anerkennung verbunden, die den Frauen in der Sphäre der Liebe (im eigenen Elternhaus oder den Partnerschaften) und der Sphäre der Leistung (in der Arbeitswelt) verwehrt bleibt. Die einzelnen Schwangerschaften der Frauen sind, neben untergeordneten Motiven, zentral von Anerkennungswünschen in einer oder sogar beiden Sphären beeinflusst, in denen laut Honneth grundlegende Anerkennungsbedürfnisse erfüllt werden müssen, damit Individuen zu einem intakten Selbstverhältnis gelangen.

Die Anerkennungsdefizite im eigenen Elternhaus entstehen, weil einige Interviewte bereits dort emotionale Nähe und Bindungen vermissen. Dies führt zum Wunsch eigene Kinder zu bekommen, die die bislang vernachlässigten Bedürfnisse befriedigen. Ähnliche Defizite entstehen später in den brüchigen Partnerschaften, die ebenfalls keine langfristigen emotionalen Bindungen garantieren. Mit Kindern erhoffen die Mütter sich zum einen, die partnerschaftliche Intimbeziehung zu stärken und somit Anerkennungswünsche durch einen Partner dauerhaft sicherzustellen. Zum anderen stellt die Mutter-Kind-Beziehung, wenn die Partnerschaften zerbrechen, eine alternative Bindung dar, die auf reziproken starken Gefühlen beruht, die Honneth als Voraussetzung für einen gelingenden Anerkennungsbezug in der Sphäre der Liebe beschreibt (1993: 153f.). Die Liebe der Kinder ist im Gegensatz zu den Erfahrungen, die in den Partnerschaften gemacht werden, greifbar und dauerhaft; Mittag/Jagenow (1984: 22) sprechen in diesem Zusammenhang auch vom „Kind als Partnerersatz". Crittenden hebt hervor, dass diejenigen, die sich von ihren Eltern oder Partnern ungeliebt fühlen, durch Kinder auf emotionale Nähe hoffen: they "approach parenthood with the expectation that, finally, they will experience the kind of closeness and synchrony for which they have longed" (ebd. 1992: 589f.). Kinder vermitteln die Sicherheit, weder zurückgewiesen noch verlassen zu werden. Auch die Tatsache, dass anderweitige soziale Beziehungen oftmals nicht vorhanden oder fragil sind, verstärkt die Bedeutung von Kindern.

In der Sphäre der Leistung zeigen sich ebenfalls massive Anerkennungsdefizite, die in der Konsequenz zu Schwangerschaften führen. Generell sind die Ausbildungsabschlüsse in der Untersuchungsgruppe niedrig, was zu schlechten Chancen auf dem Arbeitsmarkt führt. Orientierungslosigkeit am Ende der Schulzeit, das Unvermögen eine Ausbildung zu beenden oder misslingende Arbeitsmarkteinstiege nach einer Ausbildung begünstigen Erstgeburten. Wenn erst ein Kind zu versorgen ist, verschlechtern sich die bereits ungünstigen Arbeitsmarktaussichten allerdings weiter, Handlungsoptionen sind dann im Sinne Birgs (1991, 1992) durch eingeschlagene biographische Wege limitiert. Dieses Ergebnis steht im Einklang mit den Befunden aus der dynamischen Armutsforschung. Generell herrscht im sozialstaatlichen Leistungsbezug eine hohe Dynamik: Während mehr als die Hälfte der Empfänger sehr kurz auf Leistungen angewiesen ist, beziehen nur knapp 15 Prozent die Transfers dauerhaft (Buhr 1995: 114). Mütter mit Kindern haben allerdings das größte Risiko, nicht aus dem Leitungsbezug aussteigen zu können, besonders wenn der Betreuungsaufwand für jüngere Kinder hoch ist (Achatz/Trappmann 2011). Die Chancenlosigkeit auf dem Arbeitsmarkt begünstigt die Geburten weiterer Kinder, denn, wie McDonald (2000: 10) für Frauen mit schlechten Erwerbschancen feststellt: “For this group, nothing is lost by having children because they have no opportunity to succeed in the mainstream economy.”

Die einzigen Beschäftigungsoptionen, zu denen die Interviewten Zugang haben, sind jenseits regulärer Erwerbsarbeit angesiedelt. Arbeitslosigkeit und prekäre Beschäftigung im Niedriglohnsektor werden als weitverbreitete soziale Realität angesehen, der die interviewten Frauen kaum entkommen können. Ob die Chancenlosigkeit real oder wahrgenommen ist, ist letztlich unerheblich, denn sie wirkt sich in beiden Fällen auf das eigene Handeln aus und begünstigt, dass neue Schwangerschaften entstehen. Von regulärer Erwerbsarbeit ausgeschlossen zu sein, führt im Sinne Parsons zu einem Rückzug in die Familie (vgl. Honneth 2011a). Kinder ermöglichen es den Interviewten, sich als „Fulltime-Mütter“ zu konstruieren und somit durch ihre Erziehungsleistung Anerkennung von sich selbst und von anderen zu beziehen. Denn im Gegensatz zu erwerbstätigen Frauen aus der Mittelschicht haben Mütter im Hartz-IV-Bezug kaum Chancen, ihre Leistungen jenseits der Familienwelt unter Beweis zu stellen.

Letztlich entsteht ein sich ständig selbst reproduzierender Kreislauf, bei dem Schwangerschaften und sozialstaatliche Abhängigkeit sich wechselseitig antreiben: Denn die schlechten Arbeitsmarktchancen beeinflussen den Wunsch nach alternativer Sinnstiftung durch Kinder. Der Befund von Kreyenfeld/Andersson (2013), dass weibliche Arbeitslosigkeit sich positiv auf die Geburt eines dritten Kindes auswirkt, stützt diese Vermutung ebenso wie die Literatur, die Mutterschaft bei schlechten Ausbildungs- und Berufsaussichten als sinngebende Lebensalternative beschreibt (z.B. Mittag/Jagenow 1984: 23). McDonald (2000: 10) hält für Personen ohne Chancen auf reguläre

Beschäftigung fest: “By having children, they are able to participate in family life which at least provides some meaning to life“. Mutterschaft wird zur zentralen sinn- und identitätsstiftende Aufgabe im Leben.

Dass nicht nur die Chancenlosigkeit auf dem Arbeitsmarkt zu vielen Kindern führt, sondern viele Kinder auch die Chancenlosigkeit auf dem Arbeitsmarkt verstärken, führt zu der Frage, ob dies die Kausalität der These dieses Buches angreift. Wenn ein Anerkennungsdefizit in der Sphäre der Leistung den Kinderreichtum anstößt, kann dies verneint werden: Führt beispielsweise Chancenlosigkeit nach der Ausbildung zur ersten Schwangerschaft, dann geht die Verursachung von fehlender Anerkennung in der Sphäre der Leistung aus. Aber auch in den Fällen, in denen erst ein Kind kam, was die Chancenlosigkeit auf dem Arbeitsmarkt verstärkte und deshalb Anerkennungsdefizite in der Sphäre der Leistung entstanden, zeigt sich, dass Anerkennungsdefizite vorausgingen – allerdings in der Sphäre der Liebe. Genaugenommen resultieren die Familiengründungsverläufe der kinderreichen Mütter deshalb oftmals nicht nur aus der Wechselwirkung zwischen Anerkennungsdefiziten im Bereich Arbeitsmarkt und Schwangerschaften, sondern aus der Wechselwirkung zwischen Anerkennungsdefiziten in den drei verschiedenen Bereichen (Elternhaus, Partnerschaften, Arbeitsmarkt) und Schwangerschaften. Welche Anerkennungsdefizite und -wünsche zuerst auftreten, unterscheidet sich von Fall zu Fall. Und auch, wann welche Defizite im Lebenslauf emergent werden. Bei einigen Interviewten existierte zunächst ein Anerkennungsdefizit in der Sphäre der Liebe, weshalb Schwangerschaften entstanden, die dann Arbeitsmarktchancen verringerten und somit in ein Defizit in der Sphäre der Leistung mündeten. Bei anderen wirkten sich auch Anerkennungsdefizite aus beiden Bereichen simultan auf die den Prozess der Familiengründung aus.

Tabelle 13 stellt die wichtigsten Motive der Interviewten für jede einzelne Schwangerschaft dar. Sie sind jeweils in der Reihenfolge ihrer Bedeutung für die Entstehung der Schwangerschaft angeführt. Diejenigen Motive, die unmittelbar mit Anerkennungsbedürfnissen assoziiert sind, sind farblich hinterlegt.[94]

[94] Die Tabelle enthält die Motive für alle Schwangerschaften der 15 Interviewten, die bereits während der Phase der Familiengründung in doppelt unsicheren Verhältnissen lebten. Zu beachten ist, dass jeweils nur die wichtigsten Motive aufgelistet werden. Es ist möglich, dass die einzelnen Schwangerschaften von weiteren, weniger bedeutsamen Faktoren begünstigt wurden, die in Kap. 5.5 beschrieben sind. Außerdem lässt es sich nicht in allen Fällen eindeutig bestimmen, wie die Motive gewichtet sind – die Tabelle ist daher als Annäherung an die Motivkonstellationen und ihre Zusammensetzung zu verstehen. Die Anzahl der Schwangerschaften kann von der Anzahl der Kinder abweichen, die in Tabelle 11 auf Seite 73 angeführt sind. Die Differenzen liegen darin begründet, dass es in einigen Fällen zu einem natürlichen Abbruch der Schwangerschaft kam oder ein Kind verstarb.

Tabelle 13 Schwangerschaftsmotive

Anerkennungsbedürfnisse in der Sphäre der Leistung Anerkennungsbedürfnisse in der Sphäre der Liebe

	1. Schwangerschaft	2. Schwangerschaft	3. Schwangerschaft	4. Schwangerschaft	5. Schwangerschaft	6. Schwangerschaft
Katrin D.	Zerrüttete Herkunftsfamilie Erziehungserfahrungen *(Natürlicher Abbruch der Schwangerschaft)*	Bindung Partner Fehlender Anschluss nach abgebrochener Ausbildung **(***Kind verstirbt)*	Bindung neuer Partner Arbeitsmarkchancen Verarbeitung Verlust Kind	Wunsch, Partnerschaft in der Krise zu retten Arbeitsmarkchancen	*Ungeplant*	
Jana H.	Desinteresse an der Ausbildung Bindung Partner	Bindung neuer Partner Arbeitsmarkchancen	Wunsch, Partnerschaft in der Krise zu retten Wunsch, dass Partner Verantwortung als Familienernährer übernimmt	*Zwillingsschwangerschaft*		
Christel J.	Fehlender Anschluss nach abgebrochener Ausbildung Bindung Partner	Arbeitsmarkchancen Bindung neuer Partner Geschwistermotiv	Arbeitsmarkchancen	Kosten Verhütung		
Monika V.	Kritisches Lebensereignis	Unfreiwilliger Geschlechtsverkehr in der Partnerschaft	Bindung neuer Partner Arbeitsmarkchancen Einfluss soziales Netzwerk	Wunsch, die Partnerschaft in der Krise zu retten Arbeitsmarkchancen *(Natürlicher Abbruch der Schwangerschaft)*		
Lisa T.	Fehlender Anschluss nach abgebrochener Ausbildung Bindung Partner Einfluss soziales Netzwerk	Bindung Partner Arbeitsmarkchancen Einfluss soziales Netzwerk	Bindung neuer Partner Arbeitsmarkchancen Einfluss soziales Netzwerk	Wunsch, dass Partner Verantwortung als Familienernährer übernimmt Arbeitsmarkchancen	Kosten Verhütung	Ungeplant

	1. Schwangerschaft	2. Schwangerschaft	3. Schwangerschaft	4. Schwangerschaft	5. Schwangerschaft	6. Schwangerschaft
Anja K.	Misslingender Arbeits-markteinstieg Bindung Partner *(Natürlicher Abbruch der Schwangerschaft)*	Misslingender Arbeits-markteinstieg Bindung Partner	Arbeitsmarkchancen Geschwistermotiv	Arbeitsmarkchancen Bindung neuer Partner		
Simone B.	Kritisches Lebensereignis Bindung Partner Überforderung Ausbildung Einfluss soziales Netzwerk	Bindung neuer Partner Arbeitsmarkchancen Geschwistermotiv Einfluss soziales Netzwerk	Bindung neuer Partner Arbeitsmarkchancen Einfluss soziales Netzwerk			
Nicole W.	Zerrüttete Herkunftsfamilie Bindung Partner	Zerrüttete Herkunftsfamilie Bindung Partner Geschwistermotiv	Zerrüttete Herkunftsfamilie Arbeitsmarkchancen	Zerrüttete Herkunftsfamilie Arbeitsmarkchancen	Kosten für Verhütung	
Claudia R.	Fehlender Anschluss nach abgebrochener Ausbildung Überforderung Erwerbstätigkeit auszuüben Bindung Partner	Arbeitsmarkchancen Überforderung Erwerbstä-tigkeit auszuüben Geschwistermotiv	Arbeitsmarkchancen Überforderung Erwerbstä-tigkeit auszuüben	Arbeitsmarkchancen Überforderung Erwerbstä-tigkeit auszuüben Wunsch, Kind anderen Geschlechts zu bekommen		
Nina A.	*Ungeplant*	Zerrüttete Herkunftsfamilie Bindung Partner	Bindung neuer Partner Arbeitsmarkchancen			

	1. Schwangerschaft	2. Schwangerschaft	3. Schwangerschaft	4. Schwangerschaft	5. Schwangerschaft	6. Schwangerschaft
Anne Z.	Bindung Partner *(Kind verstirbt)*	Arbeitsmarkchancen Bindung Partner Verarbeitung Verlust des ersten Kindes	Arbeitsmarkchancen Geschwistermotiv Bindung Partner	Arbeitsmarkchancen Überforderung Erwerbstätigkeit auszuüben Krise Partnerschaft	Arbeitsmarkchancen Überforderung Erwerbstätigkeit auszuüben Krise Partnerschaft	
Melanie T.	Zerrüttete Herkunftsfamilie Bindung Partner Orientierungslosigkeit nach Schule Erziehungserfahrungen	Krise Partnerschaft Wunsch, dass Partner Verantwortung als Familienernährer übernimmt Arbeitsmarkchancen	Bindung neuer Partner Arbeitsmarkchancen			
Lea D.	*Ungeplant*	Bindung neuer Partner Orientierungslosigkeit nach Schule	Arbeitsmarkchancen Bindung neuer Partner			
Stephanie L.	Misslingender Arbeitsmarkteinstieg Bindung Partner Einfluss soziales Netzwerk	Arbeitsmarkchancen Einfluss soziales Netzwerk	Krise Partnerschaft Arbeitsmarkchancen Einfluss soziales Netzwerk	Bindung neuer Partner Arbeitsmarkchancen Einfluss soziales Netzwerk	Krise Partnerschaft Arbeitsmarkchancen Einfluss soziales Netzwerk	
Edith K.	Misslingender Arbeitsmarkteinstieg Bindung Partner	Bindung neuer Partner Geschwistermotiv	Arbeitsmarkchancen	Arbeitsmarkchancen	*Ungeplant*	

Die Tabelle verdeutlicht, dass die Motivkonstellationen einzelner Schwangerschaften bei allen Interviewten maßgeblich von Anerkennungswünschen in mindestens einer Anerkennungssphäre beeinflusst sind. Bei den in den vorangehenden Kapiteln ausgeführten Fallbeispielen dominierte jeweils ein Anerkennungsdefizit: Im Fall von Nicole W. waren Defizite in der Sphäre der Liebe auschlaggebend, die durch das eigene Elternhaus hervorgerufen worden waren. Bei Simone B. waren es ebenfalls Anerkennungsdefizite in der Sphäre der Liebe, allerdings wurden diese primär durch unzuverlässige Partner evoziert. Der Kinderreichtum von Anja K. gründete sich auf Anerkennungsdefiziten in der Sphäre der Leistung, da sie keinen Zugang zu regulärer Erwerbstätigkeit hatte. Dies bedeutet nicht, dass sich bei den drei Fällen nicht auch Anerkennungsdefizite in den beiden anderen Bereichen zeigten. Allerdings waren diese vergleichsweise weniger einflussreich für die Entstehung der Schwangerschaften. Bei anderen Interviewten waren Anerkennungsdefizite in mehr als nur einem Bereich gleichermaßen bedeutsam. Und teils verschoben sich die ausschlaggebenden Motive zwischen den einzelnen Schwangerschaften. Im Fall von Nina A. etwa, deren erste Schwangerschaft ungeplant eintrat, wurde die zweite Schwangerschaft gleichermaßen von Anerkennungsdefiziten im Elternhaus und Anerkennungswünschen in der Partnerschaft dominiert. Bei der dritten Schwangerschaft wurden aufgrund eines neuen Partners erneut Anerkennungswünsche in der Partnerschaft wirksam, außerdem spielte fehlende Anerkennung in der Arbeitswelt eine Rolle. In ihrem Fall erklärt sich der Kinderreichtum demnach durch Anerkennungsbedürfnisse in allen drei Bereichen.

Analytisch lassen sich zwei Formen der Anerkennung abgrenzen, die durch Mutterschaft entstehen. Wie bereits beschrieben verhilft die Identifikation als „Fulltime-Mutter“ zu Selbstschätzung, denn dadurch haben die Frauen eine Aufgabe und beziehen *wegen* der Erziehung von Kindern (Selbst-)Anerkennung. Wenngleich Anerkennung *wegen* der Kinder nicht von der Öffentlichkeit erwartet wird, so doch zumindest von sich selbst und, sofern vorhanden, auch von Freunden, einem Partner oder der Herkunftsfamilie. Davon zu unterscheiden ist die Anerkennung, die die Mütter unmittelbar *von* ihren Kindern bekommen, weil sie von ihnen geliebt und gebraucht werden.

Zuletzt stellt sich die Frage, warum die Suche nach Anerkennung darauf angewiesen ist, besonders viele Kinder zu bekommen. Hierfür finden sich mehrere Erklärungen. Zunächst können verschiedene Anerkennungsbedürfnisse an unterschiedlichen biographischen Zeitpunkten auftauchen, was letztlich zu einer hohen Kinderzahl führt. Außerdem haben diejenigen, die in der Kindheit in emotional kargen Verhältnissen aufgewachsen sind, ein großes Bedürfnis nach emotionalen Bindungen und müssen überkompensieren, was sie lange Zeit vermisst haben. Bindungsdefizite gehabt zu haben führt dazu, dass der „psychische Nutzen“, im rationalistischen Jargon ausge-

drückt, nicht kumuliert. Jedes weitere Kind bedeutet einen Zugewinn an Nähe und Zugehörigkeit. Außerdem werden Kinder, wenn sie älter werden, selbständiger und sind weniger auf ihre Eltern angewiesen. Die Anerkennung *von* den Kindern nimmt mit zunehmendem Alter ab und der Umfang der mütterlichen Erziehungsaufgaben reduziert sich. Je mehr Kinder geboren werden, desto länger ist der Zeitraum, in dem Mutterschaft die zentrale identitätsstiftende Aufgabe und Quelle für Anerkennung ist. In einigen Fällen deutete sich außerdem an, dass erst viele Kinder das Gefühl vermitteln, eine Herausforderung zu haben und dieser Herausforderung auch gewachsen zu sein.

Die Frage, warum Kinder trotz doppelt unsicherer Verhältnisse geboren werden, ist letztlich irreführend: Denn die Antwort lautet in vielen Fällen, dass sie gerade wegen dieser Unsicherheiten und den damit verbundenen fehlenden Anerkennungsmöglichkeiten geboren werden. Kinder sind ein Garant für Anerkennung in einer Welt, in der in den Sphären der Liebe und der Leistung diesbezüglich massive Defizite bestehen.

6 Bewältigung des Projektes Mutterschaft

Im vorangehenden Kapitel zeigte sich, dass Schwangerschaften entstehen, weil die Interviewten Anerkennungsdefizite in der Sphäre der Liebe und der Leistung aufweisen: Sie stammen aus emotionskargen Elternhäusern, scheitern in ihren Partnerschaften und in der Arbeitswelt. Daran schließt sich die Frage an, ob die mit den Kindern verbundenen Anerkennungshoffnungen in Erfüllung gehen. Die kommenden beiden Kapitel untersuchen die Auswirkungen des Kinderreichtums in doppelt unsicheren Verhältnissen und betrachten die subjektiv wahrgenommene Lebenslage der Befragten. Zunächst zeigt sich im ersten Abschnitt dieses Kapitels (Kap. 6.1), dass die Interviewten sich mehrheitlich – wenngleich in unterschiedlichem Ausmaß – als gescheitert wahrnehmen, weil sie gegen drei gesellschaftliche Konventionen verstoßen.

Der zweite Abschnitt des Kapitels (Kap. 6.2) verdeutlicht, dass Kinderreichtum in doppelt unsicheren Verhältnissen zudem oft mit innerfamiliären Problemen einhergeht. Dabei zeigen sich allerdings deutliche Unterschiede zwischen den einzelnen Müttern. Der Abschnitt beschreibt das Kontinuum der Belastungssituationen der Familien und beleuchtet die Ressourcen, die negative Folgen verhindern oder kompensieren können. Das Kapitel schließt mit der Feststellung, dass die mit Kindern verbundene Hoffnung auf Anerkennung brüchig ist, da Kinderreichtum in unsicheren Verhältnissen zu intrapersonellen Anerkennungsverlusten führt (Kap. 6.3).

6.1 Der dreifache Verstoß gegen persönliche und gesellschaftliche Ansprüche

Kinderreiche Mütter im Hartz-IV-Bezug verstoßen gegen drei gesellschaftliche Konventionen:

1) Gegen die Pflicht, sich aus eigenen Mitteln zu finanzieren,
2) gegen partnerschaftlichen Normen und
3) gegen die reproduktive Kultur.

Die drei gesellschaftlichen Normen, die hinter den Verstößen stehen, haben die Interviewten in ihren eigenen Wertekanon übernommen und formulieren sie als Selbstansprüche an sich.

1) Der Verstoß gegen die Pflicht, sich aus eigenen Mitteln zu finanzieren

Der Sozialstaat, die lohnarbeitszentrierten Sozialversicherungssysteme und die damit verbundenen „biographischen Normalitätsannahmen“ führten dazu, dass sich eine historisch gewachsenen „Arbeitsgesellschaft“ herausbildete (Galuske/Rietzke 2008: 400). Soziale Teilhabe ist in Arbeitsgesellschaften daran geknüpft, einer Erwerbstätigkeit nachzugehen (Krebs 2002: 210). Daraus erwächst für die Gesellschaftsmitglieder die individuelle Selbstanforderung erwerbstätig zu sein, was sich in den Interviews deutlich abzeichnete, so etwa bei Melanie T.: „Es gehört dazu, dass

jeder arbeiten geht“ (Melanie T., 1:22). Die Interviewten formulierten mehrheitlich die Absicht arbeiten zu wollen, Anja K. erwähnte dies beispielsweise bereits in ihrer Eingangserzählung:

Interviewerin: „Vier Kinder. Wie sieht ein normaler Tagesablauf bei Ihnen aus?“

Anja K.: „Stress (lacht). Na ja, erst die Kinder wach machen. […] dann werden die angezogen […]. Die Große geht dann alleine zur Schule, die Mittlere fährt mit dem Bus zur Schule und ich bring den Kleinsten in Kindergarten. Dann zu Hause was zu machen und ab dem 1.2. fang ich auch wieder an zu arbeiten, also...Dass ich dann so ein bisschen Ruhe kriege“ (Anja K., 0:01).

Die Eingangsfrage zielte darauf ab, von der Interviewten zu erfahren, wie sich ihr aktueller Tagesablauf gestaltet. Anstatt dies ausführlicher zu tun, unterbrach sie ihre Erzählung und teilte mit, in naher Zukunft wieder arbeiten zu gehen – und damit „Ruhe zu kriegen“. Dieser frühe und ungefragte Verweis auf den anstehenden Arbeitsbeginn ist bezeichnend für die Bedeutung von Erwerbsarbeit.

Auch hier muss vorsichtig hinterfragt werden, ob die Interviewten sich aus Gründen des bereits erwähnten „Impression-Managements“ (Mummendey/Bolten 1993) arbeitsmotiviert positionieren. Doch es fanden sich zahlreiche Hinweise dafür, dass tatsächlich ein hohes Interesse an Erwerbstätigkeit vorhanden ist. Erwerbstätig zu sein wird aus zwei Gründen oftmals beinahe herbeigesehnt. Erstens, weil arbeiten zu gehen bedeutet, den familiären Strapazen zu entkommen und gesellschaftlich integriert zu sein. Anja K. war beispielsweise nach der Geburt ihres letzten Kindes mit der Erziehungsaufgabe ihrer drei Kinder massiv überfordert. Ihr Partner unterstützte sie aus subjektiver Sicht wenig, was zu Konflikten führte und ihre psychische Belastung erhöhte. Dennoch nahm sie das Angebot ihrer Arbeitsvermittlerin an, einen 1-Euro-Job auszuüben:

„Sag ich: `Nee, das kann ich nicht […] ich muss was zu tun haben, sag ich.´ Und dann hat sie mir das gegeben bei dem 1-Euro-Job, dass ich wenigstens sechs Stunden vormittags arbeiten gehen kann. […] hab ich wenigstens die Zeit auch mal für mich, wo ich auch mal was für mich tun kann. Und dass ich dann langsam wieder so ins Arbeitsleben reinkomme“ (Anja K., 0:15).

Der Interviewauszug verdeutlicht, dass einer Beschäftigung nachzugehen für sie bedeutet, Zeit für persönliche Bedürfnisse zu haben. Erwerbsarbeit wird als Abwechslung zur Kindererziehung erlebt, was in den Interviews oftmals durch die Wortwahl zum Ausdruck gebracht wurde, dass einem sonst „die Decke auf den Kopf“ falle; so beispielsweise auch im Interview mit Jana H., als sie auf die Frage antwortete, ob sie zukünftig arbeiten gehen wolle:

„Auf jeden Fall! Auf jeden Fall. Damit mir erstens nicht die Decke auf den Kopf fällt. Ich geh´ ja jetzt schon einmal die Woche putzen wenigstens. Damit ich mal was anderes hab´. Weil nur Kinder immer geht ja auch nicht. Bin ja auch ein Mensch. Und außerdem möchte ich ja auch nicht ein Leben lang Hartz IV bekommen und sagen, ich kann meinen Kindern nichts bieten“ (Jana H., 0:28).

Die Interviewten schätzen es als positiv für ihr Wohlbefinden ein, arbeiten gehen zu können, da dies soziale Teilhabe verspricht – was sich deutlich an der Aussage „bin ja auch ein Mensch“ able-

sen lässt. Dies wird von den Ergebnissen von Beste et al. (2010: 5) unterstrichen, dass mehr als 85 Prozent der Hartz-IV-Empfänger die Auffassung vertreten, Arbeit vermittele ein Gefühl der Zugehörigkeit. Jahoda nennt berufliche Kontakte als wichtige soziale Bezugsquelle, die die Familie nicht kompensieren könne. Zudem sei bekannt, „daß wenn die Familie der einzige soziale Kontakt ist, sich Menschen sehr leicht auf die Nerven gehen“ (1983: 6).

Zweitens bedeutet Erwerbsarbeit, für seinen Lebensunterhalt aus eigenen Mitteln aufzukommen und dem Staat nicht zur Last zu fallen. Dass der Bezug sozialstaatlicher Leistungen Scham hervorruft, zeigte sich beispielsweise im Interview mit Melanie T. bei der Frage, ob sie sich selbst verwirklichen könne:

„Ich weiß nicht. Also noch ist ja noch nicht alles so perfekt. Vielleicht, wenn ich dann so meine Arbeit habe, dann. […]. Um zu sagen, jetzt bin ich endlos glücklich, jetzt ist alles okay so. Ne? Jetzt kann ich auch innerlich so ein bisschen...weil es ist halt noch nicht ganz so. Weil ich will unbedingt arbeiten gehen [...] da weißt du auch, ach guck mal, ich war dafür arbeiten. Ich bezahl meine Rechnungen alleine. Nicht, dass jemand anderes machen muss. Weil man schämt sich auch dafür“ (Melanie T., 0:43).

In Einklang mit der Feststellung, dass die Interviewten sich schämen Hartz-IV zu beziehen, gaben sie mehrheitlich an, dass man eine Arbeit brauche, um Achtung vor sich selbst haben zu können. Der Bezug sozialstaatlicher Leistungen geht mit massiven Verlusten des eigenen Selbstwerts einher, was der folgende Auszug aus dem Interview mit Nicole W. illustriert:

Interviewerin: „Wie ist für Sie das Gefühl, auf Hartz IV angewiesen zu sein?“

Nicole W.: „Schrecklich. Also mir ginge es wirklich viel besser, wenn das alles besser geklappt hätte. Wenn man morgens die Kinder, von mir aus um 7, halb 8 in den Kindergarten fährt. Mit seinem Auto. Dann irgendwo an die Arbeit fährt. Mittags dann hier um 2 Uhr oder um 3 Uhr alle zusammen kommen, schön essen zusammen. Das wäre ein ganz anderes Wertgefühl“ (Nicole W., 0:45).

Die Tatsache, sich nicht aus eigenen Mitteln finanzieren zu können, wird als belastend und schamvoll erlebt und verstärkt den sozialen Rückzug. Steinkamp/Meyer (1996: 322) sprechen davon, dass die soziale Identität durch Arbeitslosigkeit verunsichert werde. Positive Erfahrungen mit der Arbeitslosigkeit, die Hess et al. (1990) für 20 Prozent der arbeitslosen Väter feststellen, zeigten sich in der Untersuchungsgruppe nicht. Die Befunde deuten darauf hin, dass das Wohlbefinden aufgrund der Arbeitslosigkeit immer beeinträchtigt ist, im besten Falle erfolgen konstruktive Anpassungen an die Arbeitslosigkeit (vgl. Warr/Jackson 1987), die sich auch in einer aktiven und positiven Gestaltung des Familienlebens niederschlägt (vgl. Jackson 1990).

Die Interviewten erachten Erwerbsarbeit als notwendig, um gesellschaftlich vollständig integriert zu sein. Dies korrespondiert mit den Befunden der arbeitssoziologischen Forschung: Arbeit ist ein Schlüssel für gesellschaftliche Teilhabe, hat positive psychologische Auswirkungen und stellt eine wichtige Sinnerfahrung dar (u.a. Jahoda 1983; Krebs 2002; Sondermann et al. 2009). Wenngleich Arbeitslosigkeit individuell unterschiedlich verarbeitet wird (Brinkmann 1984: 469; Jahoda 1986:

139), leiden Arbeitslose mehrheitlich darunter, aus der Arbeitswelt ausgeschlossen zu sein (u.a. Dörre et al. 2013) und weisen generell eine hohe Arbeitsbereitschaft auf. Qualitative Daten zeigen, „mit welch großer Ausdauer und Intensität selbst langjährige Arbeitslose am Ziel einer regulären, existenzsichernden Erwerbsarbeit festhalten […]“ (Bescherer et al. 2009: 155). Begründet wird dies damit, dass die Normen der Arbeitsgesellschaft selbst bei zunehmender Hoffnungslosigkeit bewahrt werden. Brenke (2010) zeigt in einer quantitativen Untersuchung, dass 90 Prozent der Hartz-IV-Empfänger arbeiten wollen.

Von Hartz IV zu leben resultiert deshalb zwangsläufig in einer krisenhaften Selbstwahrnehmung. Einige der Interviewten versuchten die negativen Auswirkungen des Verstoßes gegen die Arbeitsnorm durch die Übernahme von 1-Euro-Jobs abzufedern – im Sinne von Dörre et al. (2013) können diese Interviewten als „Als-ob-Arbeiterinnen“ charakterisiert werden[95]. Zumindest für einige Stunden täglich arbeiten zu gehen, erleichtert es, die Inanspruchnahme sozialstaatlicher Hilfe zu rechtfertigen. Positiv auf das Selbstbild wirkt sich auch die Familienarbeit aus, was an die Befunde des fünften Kapitels anschließt, dass Kinder geboren werden, um fehlende Anerkennung aus der Sphäre der Erwerbsarbeit zu kompensieren. Dies gelingt jedoch nur partiell, denn die fehlende Erwerbsintegration hinterlässt – trotz der Kinder – ein Vakuum. Dies wurde unter anderem im Interview mit Simone B. deutlich:

„[…] wenn man Kinder hat und wenn man so viel mit dem Haushalt zu tun hat, dann hat man so eigentlich auch Selbstachtung. Aber es fehlt was. Und das ist eigentlich das, was an der Selbstachtung fehlt. Also da fehlt auf jeden Fall mindestens 60 Prozent von dem, was man normalerweise macht. Ich meine 40 Prozent...ich meine man gibt zwar 100 Prozent für die Kinder...aber es ist halt nicht genug“ (Simone B., 0:51).

Gegen die Pflicht zu verstoßen, sich aus eigenen Mitteln zu finanzieren, trübt das Selbstbild der Mütter – dies kann durch geringfügige Beschäftigungen und Erziehungsarbeit abgemildert, aber nicht verhindert werden.

2) Der Verstoß gegen partnerschaftliche Normen

Neben der Tatsache, dass sich die Interviewten bezüglich ihrer beruflichen Entwicklung als gescheitert wahrnehmen, zeigte sich – wenngleich subtiler – auch, dass ihre Partnerschaftsverläufe zu einer Abwertung des Selbstbildes führen. Letztlich wünschten sich alle Interviewten zum Zeitpunkt der Konzeptionen, dass ihre Beziehungen stabil und lebenslänglich sein würden. Selbst in den Fällen, in denen die Mütter bei ihrer ersten Schwangerschaft noch sehr jung waren, beabsich-

[95] Dörre et al. (2013) grenzen drei Erwerbsorientierungen bei Hartz-IV-Empfängern ab: „Um-jeden-Preis-Arbeiterinnen“, „Als-ob-Arbeiterinnen“ und „Nicht-Arbeiterinnen“. Während sich „Um-jeden-Preis-Arbeiterinnen“ durch eine hohe Kompromissbereitschaft zugunsten von Erwerbsarbeit auszeichnen (familiäre Interessen werden untergeordnet, Beschäftigungsunsicherheiten werden akzeptiert, um das gewünschte Beschäftigungsziel zu erreichen etc.), schätzen „Als-ob-Arbeiterinnen“ die eigenen Berufsaussichten negativer ein und deuten prekäre und subventionierte Arbeit „als-ob-es-reguläre-Beschäftigung-wäre“. Die dritte Gruppe der „Nicht-Arbeiterinnen“, die die kleinste Gruppe im Sample darstellt, hat alternative Lebensentwürfe jenseits regulärer Erwerbsarbeit entwickelt, die eher in sozialen Beziehungen angesiedelt sind.

tigten sie, ihre Partner zu heiraten. Die Frage, ob die Frauen ihre Familiengründungen unter dem Vorzeichen einer gemeinsamen partnerschaftlichen Zukunft geplant hatten, wurde durchweg bejaht[96]. Beispielhaft verdeutlicht dies der folgende Interviewauszug mit Edith K., deren Partner sie während ihrer ersten Schwangerschaft verließ:

Interviewerin: „Und wie war das damals, waren Sie da in einer festen Partnerschaft, als Sie schwanger wurden?"

Edith K.: „Ja, aber nicht lange, als er dann wusste, dass ich schwanger bin, dann ist er gegangen."

Interviewerin: „Und wie war das von Ihrer Seite, hatten Sie die Vorstellung, eine Familie mit ihm zu gründen?"

Edith K.: „Eigentlich ja. Aber es hat nicht sein sollen" (Edith K. 0:04).

Kinder sollen im Rahmen stabiler Partnerschaften geboren werden – was die Schlussfolgerung zulässt, dass die Interviewten sich an den verbreiteten gesellschaftlichen Normen orientieren, die Elternschaft an das Vorhandensein von zwei Elternteilen knüpfen (Institut für Demoskopie Allensbach 2004; Bujard et al. 2012). Unter Rückgriff auf Gans (1992: 49) kann die Wahrnehmung des Scheiterns auf den Wertekanon der Mittelschicht zurückgeführt werden. Demnach werde Müttern, die den Vater ihrer Kinder nicht heiraten, vorgeworfen, gegen die Sexualmoral und allgemeingültige Normen des familialen Zusammenlebens zu verstoßen.

Darauf deutet auch hin, dass das Fehlen eines Vaters bei den Alleinerziehenden in der Untersuchungsgruppe sehr präsent ist und als belastend erlebt wird. Einige Interviewte nehmen sich nicht als vollständige Familie wahr; so äußerte etwa Marion E., dass alleinerziehende Eltern mit Kindern zwar auch Familien seien, „aber jetzt nicht, wo man sagen kann: Papa, Mutter und Kinder oder so" (Marion E., 1:01).

Dass das Selbstbild durch das Fehlen eines Partners beeinträchtigt ist, zeigte sich auch daran, dass bezüglich der Frage, ob die Interviewten sich einen Partner wünschen, häufig widersprüchliche Antworten gegeben wurden. Einerseits argumentierten sie, dass sie keine Zeit für eine Partnerschaft hätten und sich deshalb keinen Partner wünschten – gleichzeitig sprachen sie an anderer Stelle davon, dass sie gerne einen Partner hätten. Diese offensichtlichen Ambivalenzen können dahingehend interpretiert werden, dass die Interviewten stark unter ihrer Beziehungslosigkeit leiden, weil sie ihre Lebenspläne diesbezüglich als gescheitert wahrnehmen. Ihre Aussagen oszillieren deshalb zwischen dem Zugeständnis, sich ohne Partner unvollständig zu fühlen und der selbstschützenden Rationalisierung, keinen Partner haben zu wollen.

[96] Auch bei den nicht explizit geplanten Schwangerschaften bestand häufig bereits vor der Konzeption der Wunsch, mit dem Partner ein Leben lang zusammen zu bleiben.

Das Scheitern, das durch den Verstoß gegen partnerschaftliche Konventionen hervorgerufen wird, ist außerdem mit einem Defizit verknüpft, das aus der fehlenden Anerkennung von einem Partner – dem „konstitutiven Element der Liebe“ (Honneth 1992: 173) – resultiert. Die Interviewten wünschen sich, von einem Partner geliebt und anerkannt zu werden, was anhand des Interviewauszugs mit Anja K. illustriert werden kann, in dem sie ihre beiden gescheiterten Partnerschaften reflektierte:

„[...] aber es ist eben scheiße, Entschuldigung, dass ich's sage […] was mach ich eigentlich hier? Man kriegt ja sowieso Kinder, wie es mit meinem Ex, ich mach alles alleine ähm...ich fühl mich wie sonst was, also ich bin nichts wert, auf gut Deutsch gesagt [...]“ (Anja K., 0:36).

Wie in Kapitel 5.4 beschrieben, bekam Anja K. innerhalb von zwei Partnerschaften drei Kinder – beide Partner zeichneten sich ihrer Aussage nach durch Interesselosigkeit an der Familie aus und entzogen sich familiären Aufgaben. Damit brachen sie aus Anja K.s Sicht ihr Versprechen, dauerhaft für sie und die Kinder da zu sein und sie wertzuschätzen. Dass die Männer, mit denen die Interviewten Familien gründen, oftmals unzuverlässig sind, führt zu tiefen Verletzungen. Dies wurde auch im Interview mit Jana H. deutlich, als sie über ihren Ex-Partner sprach, von dem sie seit wenigen Wochen getrennt lebte:

„Und vor allem, was mich momentan auch so irgendwie...verletzt, dass ich so verletzt bin davon. Und dass er mich da mit so seinen eigenen drei Kindern so fallen lässt. Und Punkt. Und auch hier zuhause ja eigentlich nie so...wenn ich aufgestanden bin und drei Kinder fertig gemacht hab, weil der eine in den Kindergarten musste, der hat sich nicht aus dem Bett bewegt. Und wenn ich gemeckert hab, hab ich noch den Anschiss bekommen“ (Jana H., 0:49).

Dass die Partnerschaften der Interviewten scheitern, führt zu massiven Anerkennungsverlusten. Erstens, weil die Interviewten damit gegen die Norm verstoßen, Kinder mit zwei Elternteilen großzuziehen, und zweitens, weil nicht eingehaltene Anerkennungsversprechen der Partner zu Verletzungen führen.

3) Der Verstoß gegen die reproduktive Kultur

Außerdem zeigte sich, dass auch das Geburtenverhalten der Interviewten deren Selbstbild beeinträchtigt. Die Frage, ob und wie viele Kinder geboren werden, wird immer im Lichte sozialer Normen bewertet (Burkart 1996: 36). Fertilitätsbezogene Normen sind Vorschriften, die beispielsweise festlegen, zu welchem Zeitpunkt Familiengründungen angemessen sind und wie hoch die Kinderzahl sein sollte (Erhardt et al. 2012: 86). Diese Normen führen dazu, dass die Interviewten ihr eigenes Geburtenverhalten kritisieren. Erstens vertreten einige die Auffassung, zu früh Kinder bekommen zu haben. Das Medianalter der Erstgeburt der Frauen des Geburtsjahrgangs 1972 lag in Westdeutschland bei 29,5 Jahren, in Ostdeutschland bei 27,5 Jahren (Kreyenfeld/Konietzka 2008: 129). Im Sample dieser Untersuchung lag es bei unter 23 Jahren. Zweitens kritisierten die Interviewten teils, dass der Abstand zwischen den Geburten ihrer Kinder zu kurz war. Durch-

schnittlich beträgt der Zeitabstand zwischen der ersten und der zweiten Geburt in Deutschland beinahe vier Jahre (Helfferich 2001: 272) und ist damit deutlich länger als bei den interviewten kinderreichen Müttern. Und drittens bewerteten sie es implizit als negativ, überhaupt kinderreiche Familien gegründet zu haben, weil es gegen die in Deutschland verbreitete Vorstellung von der Zwei-Kind-Familie verstößt. Helfferich stellt fest, dass aufgrund dieser Norm die Reaktionen auf Schwangerschaften ab dem dritten Kind generell negativer ausfallen als bei ersten oder zweiten Schwangerschaften (ebd.: 267). Alle Interviewten wiesen nachdrücklich darauf hin, dass sie nie eine große Familie geplant hatten – womit sie dem wahrgenommen Verstoß gegen die reproduktive Kultur eine weniger eigenverantwortliche Konnotation gaben. Viele Kinder zu haben wird außerdem damit assoziiert, im Hinblick auf andere Lebensbereiche gescheitert zu sein, was der folgende Interviewauszug von Lisa T. verdeutlicht, in dem sie die Frage beantwortete, ob sie von anderen Personen Anerkennung erhalte:

„[…] man hätt's besser machen können, vielleicht wenn man nicht so viele Kinder und so. Was heißt Anerkennung, ich hab's mir auch nicht anders ausgesucht, also was will ich jetzt Anerkennung eigentlich. Ich meine, ich hätt's ja auch nicht so machen müssen, wenn ich jetzt nur auf Anerkennung aus wäre, […] dann hätt ich mir irgendwie was Tolles aussuchen können, dann hätt ich auch Anerkennung gekriegt“ (Lisa T., 1:35).

Durch den Kinderreichtum, so die Wahrnehmung der Interviewten, wird das eigene gesellschaftliche Ansehen verschlechtert, nicht verbessert. Quantitative Daten stützen diese Vermutung: 2005 stimmten weniger als 5 Prozent der Eltern der Aussage zu, dass die Meinung Dritter über sie durch weitere Kinder aufgewertet würde (Bujard et al. 2012: 42).

Wenngleich, wie in Kapitel 5 hervorgehoben wurde, Kinder sich positiv auf das Selbstverhältnis der Interviewten auswirken, führen sie gleichzeitig auch zu einer Abwertung des Selbstbildes. Denn die Interviewten haben die gesellschaftlichen Normen bezüglich eines „moralischen“ Arbeits- und Familienlebens verinnerlicht und leiden darunter, diesen Wertvorstellungen nicht gerecht zu werden. Wie stark die Beeinträchtigungen ausfallen, hängt neben den jeweiligen konkreten Lebensumständen (z.B. ob aktuell ein Partner vorhanden oder eine Beschäftigung in Aussicht ist) auch von der Persönlichkeitsstruktur der einzelnen Individuen ab.

6.2 Familiäre Probleme und Bewältigung

Kinderreiche Familien im Hartz-IV-Bezug sind neben der ökonomischen Benachteiligung überdurchschnittlich oft auch von innerfamiliären Problemen betroffen. Empirisch zeigt sich dies daran, dass sie häufiger als andere Familien von einer Sozialpädagogischen Familienhilfe unterstützt werden (Helming et al. 1999; Peters 2012). Die verstärkte Betroffenheit von Problemen wurde auch während der Interviews sichtbar, allerdings existieren Unterschiede in Ausmaß und Intensi-

tät von Problemlagen. Krisenhafte Zustände sind unterschiedlich ausgeprägt und werden unterschiedlich verarbeitet und bewältigt. Das folgende Unterkapitel beschreibt das Kontinuum der Belastungssituationen der Familien und fragt danach, über welche Ressourcen diejenigen Mütter verfügen, die negative Folgen verhindern oder kompensieren können[97].

Um die Belastungsgrade der Familien zu bestimmen, werden zunächst objektive Kriterien beleuchtet, die anzeigen, ob und in welcher Form innerfamiliäre Probleme existieren – bezüglich der Kinder, der Partnerschaften und des familiären Gesamtsystems. Die Ausführungen beruhen nicht ausschließlich auf der Wahrnehmung der Interviewten, sondern beziehen stärker objektivierbare Hinweise mit ein, beispielsweise indem Kontakte mit Hilfsinstitutionen als Problemindikator verwendet werden. Konkret werden sieben Indikatoren berücksichtigt, die bei Zutreffen als Hinweis für massive Probleme gewertet werden[98]:

Objektive Kriterien:

1. Gravierende Schulprobleme
2. Entwicklungsprobleme der Kinder
3. Probleme, der Erziehungsverantwortung nachzukommen
4. (Temporäres) Unvermögen, die Kinder zu betreuen
5. Probleme im Gesamtsystem Familie
6. Starke Paarprobleme

Gravierende Schulprobleme (1) bestehen, wenn die Kinder erstens bereits in der Grundschule scheitern, d.h. eine Klasse wiederholen oder in die Vorschule zurückgestuft werden[99] oder zweitens die Schule ohne Schulabschluss verlassen.[100] Entwicklungsprobleme (2) der Kinder zeigen sich dann, wenn sie psychische oder entwicklungsphysiologische Defizite aufweisen und aufgrund dessen therapeutisch behandelt werden. Von Problemen bei der Erziehungsverantwortung (3) wird gesprochen, wenn Kontakt mit dem Jugendamt, etwa in Form familiärer Kontrollen, besteht. Sind die Kinder zusätzlich außerhalb der Familie untergebracht – in dreimonatiger Kurzzeitpflege, in Heimen oder Pflegefamilien – gilt dies als (temporäres) Unvermögen, die Kinder zu betreuen (4). Probleme im Familiensystem (5) werden daran gemessen, ob die Mütter Familienhilfen in Anspruch nehmen. Zuletzt werden unter starken partnerschaftlichen Problemen (6) Auseinander-

[97] Bezugnehmend auf die Literatur zu familiären Problemen findet sich ein ähnliches Vorgehen bei Chassé et al (2010), die strukturelle Belastungen, Wahrnehmungsaspekte und Bewältigungsstrategien einbeziehen, um die Lebenslage sozial benachteiligter Familien zu beschreiben.

[98] Das Indikatorensystem wurde induktiv aus dem Interviewmaterial abgeleitet.

[99] Dieser Indikator kann nur dann herangezogen werden, wenn die Kinder bereits das Grundschulalter erreicht haben. Je mehr Kinder schulpflichtig sind, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, dass die Familien bezüglich des Kriteriums als auffällig eingestuft werden. Differenzen zwischen den Familien könnten insofern verzerrt sein, da in einigen Familien noch nicht alle Kinder in die Schule gingen.

[100] Klassenwiederholungen in weiterführenden Schulen werden nicht berücksichtigt, weil davon ausgegangen wird, dass frühe Schulprobleme stärker auf kindliche Defizite hindeuten. Hier liegt die Annahme zugrunde, dass der Grundschulbesuch leichter zu bewältigen sein sollte als der Besuch weiterführender Schulen.

setzungen im Kontext von Gewalt und Alkoholmissbrauch verstanden[101]. Die Familiensituation der Interviewten wird danach bewertet, wie viele der sechs Indikatoren zutreffen. Sofern ein Kriterium zutrifft, wird der Wert 1 vergeben. Die Ergebnisse liegen entsprechend zwischen 0, wenn keine Probleme existieren, und 6, wenn alle Bereiche problembehaftet sind.

Darüber hinaus wird die subjektive Einschätzung der Interviewten in Bezug auf ihr Verhältnis zu den Kindern und ihren Leistungen als Mutter einbezogen. Subjektive Kriterien lassen im Gegensatz zu den objektiven Kriterien unmittelbarere Rückschlüsse auf die Zufriedenheit mit der eigenen Lebenssituation zu.

Subjektive Kriterien:

1. Einschätzung: Keinen Einfluss auf Kinder
2. Einschätzung: Schwieriges Verhältnis und Bindungsprobleme
3. Einschätzung: Versagen als Mutter

Als problematisch gilt, wenn die Mütter das Gefühl haben, (1) keinen Einfluss auf Entwicklungsverläufe (schulisch sowie persönlich) nehmen zu können, wenn sie (2) von ambivalenten Gefühlen für die Kinder und Bindungsschwierigkeiten berichten und wenn sie (3) davon sprechen, als Mutter versagt zu haben. Der Wert für die subjektiv wahrgenommene Belastung liegt zwischen 0, wenn keine Beeinträchtigungen vorhanden sind, und 3, wenn die Interviewten in allen Fragen Defizite wahrnehmen. Einschränkend muss hinsichtlich der subjektiven Kriterien berücksichtigt werden, dass Individuen in unterschiedlichem Ausmaß fähig und willens sind, diese emotional hochgradig prekären Fragen zu beantworten. Die Beschreibung der Problemlagen beruht deshalb primär auf den objektiven Kriterien und berücksichtigt zusätzlich Beobachtungsdaten über den familiären Alltag und das Wohnumfeld. Die subjektiven Kriterien hingegen dienen dazu, das persönliche Zufriedenheitsempfinden der Interviewten mit der eigenen Lebenslage zu beleuchten.

Tabelle 14 stellt die Problemanalyse der einzelnen Fälle dar und verdeutlicht, dass die Problemlagen der Familien treffender als Kontinuum beschrieben werden können, als dass sich klare Typen voneinander abgrenzen lassen. Dennoch soll zwecks besserer Lesbarkeit zwischen multiplen familiären Problemen (4-6 Problempunkte), moderaten familiären Problemen (2-3 Problempunkte) und nicht vorhandenen bzw. marginalen familiären Problemen (0-1 Problempunkte) unterschieden werden. Es fällt auf, dass diejenigen mit nicht vorhandenen oder moderaten Problemen auch bezüglich der subjektiven Problemeinschätzung deutlich besser abschneiden als diejenigen, die von multiplen Problemen betroffen sind.

[101] Dieser letzte Indikator beruht ausschließlich auf den Einschätzungen der Mütter und kann nicht durch weitere objektivierbare Kriterien unterfüttert werden. Theoretisch könnten beispielsweise Paartherapien als Kriterium herangezogen werden, praktisch gab allerdings keine der Interviewten an, auf professionelle Hilfen zurückgegriffen zu haben, um partnerschaftliche Konflikte zu bewältigen.

Tabelle 14: Objektive und subjektive Problemindikatoren

	Objektive Problemindikatoren						Objekt. Problem-wert	Subjektive Problemindikatoren			Subjektiver Problem-wert
	Gravier-ende Schul-probleme	Kinder auffällig	Familien-hilfe	Probleme Kinder-erziehung	Außer-familiäre Unter-bringung	Probleme mit Partner		Keinen Einfluss auf Kinder	Schwieriges Verhältnis/ Bindungs-probleme	Als Mutter versagt	
Multiple Probleme											
Stephanie L.	X	X	X	X	X	X	6/6	X		X	2/3
Nicole W.	X	X	X	X	X	X	6/6	X		X	2/3
Nina A.	X	X	X	X		X	5/6	X	X	X	3/3
Anne Z.		X	X	X	X	X	5/6			X	1/3
Monika V.	X	X		X	X	X	5/6	X	X	X	3/3
Christel J.	X	X	X		X		4/6				0/3
Claudia R.	X	X	X	X			4/6			X	1/3
Moderate Probleme											
Lea D.	-	X	X	X (freiwillig)			3/6		X	X	2/3
Jana H.		X	X			X	3/6				0/3
Marion E.		X	X (freiwillig)			X	3/6				0/3

	Objektive Problemindikatoren						Objekt. Problem-wert	Subjektive Problemindikatoren			Subjektiver Problem-wert
	Gravier-ende Schul-probleme	Kinder auffällig	Familien-hilfe	Probleme Kinder-erziehung	Außerfamili-äre Unterbrin-gung	Probleme mit Partner		Keinen Einfluss auf Kinder	Schwieriges Verhältnis/ Bindungs-probleme	Als Mutter teils versagt	
Moderate Probleme											
Lisa T.	X	X		X			3/6				0/3
Melanie T.	X			X		X	3/6				0/3
Katrin D.				X		X	2/6				0/3
Simone B.		X				X	2/6				0/3
Sandra U.		X	X				2/6				0/3
Edith K.		X	X				2/6				0/3
Keine/ marginale Probleme											
Anja K.		X					1/6				0/3
Maria F.		X					1/6				0/3
Isabel F.							0/6				0/3
Christine H.							0/6				0/3

Im Folgenden wird beschrieben, welche Probleme bei den einzelnen Gruppen vorliegen, über welche Bewältigungsstrategien die Mütter verfügen und welche Auswirkungen sich auf das Selbstbild ergeben.

Typ 1: Multiple Belastungskonstellation

Bei Typ 1 liegt eine multiple Belastungskonstellation vor: Die sieben Interviewten in dieser Gruppe weisen bei mindestens vier Problembereichen Defizite auf. In fünf Familien lebt ein Teil der Kinder in Heimen oder Pflegefamilien. Darüber hinaus sind in allen Fällen einige der Kinder von psychosozialen oder entwicklungsphysiologischen Problemen betroffen und aufgrund unterschiedlicher Diagnosen wie psychische Probleme, Sprach- und Entwicklungsstörungen oder Konzentrationsschwächen in therapeutischer Behandlung. Häufig haben sie zudem massive schulische Probleme. Aufgrund der Probleme und Auffälligkeiten der Kinder, die mitunter auf temporäre Vernachlässigung zurückgeführt werden können, waren oder sind die Familien in Kontakt mit dem Jugendamt und werden teils durch Auflagen kontrolliert, die sie erfüllen müssen. Zudem zeichnen sich die Mütter vom Problemtyp 1 dadurch aus, dass sie überdurchschnittlich oft in schwerwiegende partnerschaftliche Konflikte involviert waren oder sind, was in Einklang mit den Befunden von Clemenz/Combe (1990) steht, dass Partnerschaftskonflikte in Multiproblemfamilien weit verbreitet sind.

Dies liegt oft darin begründet, dass die Arbeitslosigkeit beider Partner als Stressfaktor wirkt, in dessen Folge der Alkoholkonsum und die Gewaltbereitschaft bei den männlichen Partnern zunimmt. Dass ökonomische Unsicherheit negative Auswirkungen auf Paarbeziehungen hat, ist in der Forschungsliteratur dokumentiert: Niehaus (2013: 588) stellt fest, dass Personen mit niedrigen Bildungsabschlüssen Leiharbeit als belastend für ihre Beziehung wahrnehmen. Zudem ist bekannt, dass männliche Arbeitslose ein erhöhtes Scheidungsrisiko aufweisen (Jensen/Smith 1990; Franzese/Rapp 2013). Auch in der Marienthal-Studie wird hervorgehoben, dass es bei arbeitslosen Paaren „unter dem Druck der Verhältnisse zu nervösen Ausfällen und gelegentlichen Unstimmigkeiten“ kommen kann (Jahoda et al. 1933: 99). Die negativen Auswirkungen der Arbeitslosigkeit wurden beispielsweise im Interview mit Jana H. benannt, als sie über die Beziehungsqualität ihrer letzten Partnerschaft sprach: „Vor allem ist dann auch immer die Beziehung besser gelaufen, wenn er dann arbeiten war“ (Jana H., 1:25). Arbeitslosigkeit oder prekäre Jobverhältnisse der Partner verstärken Beziehungskonflikte vermutlich auch deshalb, weil sie ihrem Anspruch als Ernährer nicht gerecht werden können.[102]

Die multiple Belastungslage kommt nicht zuletzt darin zum Ausdruck, dass fast alle Interviewten bereits eine Familienhilfe in Anspruch genommen haben oder in Anspruch nehmen. Am extremen Ende der Gruppe vom Problemtyp 1 befinden sich Mütter, die unter depressiven Zuständen leiden und mit

[102] Darüber hinaus ist bekannt, dass sich die Geburt von Kindern generell auf die Qualität von Paarbeziehungen auswirkt, denn die Intimität von Paaren nimmt ab und es kommt vermehrt zu Beziehungsproblemen (Gloger-Tippelt et al. 1993: 127).

der Betreuung der Kinder überfordert sind. Sie ähneln der Gruppe der „Apathischen“, die Jahoda et al. in der Marienthal-Studie identifizieren (1933: 71 ff.). Etwa die Hälfte von ihnen hat Gewalt- oder Missbrauchserfahrungen gemacht – entweder in der eigenen Kindheit/Jugend oder in Partnerschaften.

Das Familienleben ist bei Problemtyp 1 tendenziell eingeschränkt. Zwar stehen alle Mütter mit ihren Kindern gegen 6 Uhr auf, allerdings deutete sich an, dass regelmäßige gemeinsame Mahlzeiten nicht in allen Familien stattfinden. Die Wohnsituation selbst lässt Verwahrlosungstendenzen erkennen, die sich u.a. in Unordnung, Verschmutzung oder reparaturbedürftigen Haushaltsgegenständen manifestieren. Nach der Differenzierung von Meier et al. (2003: 295) weisen diese Haushalte „niedrige Alltagskompetenzen“ auf, was bedeutet, dass „ein geringes Anspruchsniveau in den Bereichen Nahrungszubereitung und/oder Wohnungspflege besteht“.

Ein Beispiel ist der Fall von Nina A., die mit ihren drei Kindern und ihrem derzeitigen Partner in einer Wohnung im 6. Stock eines Hochhauses lebt. Ihre Jugend verlief problematisch, sie erlebte Missbrauch, nahm temporär Drogen und verließ die Schule ohne Abschluss. Zwei der Kinder, Mädchen im Alter zwischen zwei und vier, waren während der Interviews ebenfalls anwesend. Sie wirkten sprachlich entwicklungsverzögert und unterbrachen das Interview immer wieder durch Schreien und aggressives Verhalten. Zu den beiden Vätern der ältesten Kinder besteht kein Kontakt, von dem Vater des jüngsten Kindes zeichnete sich zum Zeitpunkt des Interviews die Trennung ab. Nina A. schilderte schwerwiegende partnerschaftliche Konflikte, die bereits mehrmals nur durch einen Polizeieinsatz beschwichtigt werden konnten:

„Und denn brodelt das irgendwann bei meinem Mann und bei mir so oben, dass das dann irgendwann auch zwischendurch so dermaßen knallt, dass ich dann derzeit schon die Polizei mit einschalte“ (Nina A., 0:50).

Die massiven Auseinandersetzungen tragen dazu bei, dass Nina A. mit der Erziehung ihrer drei Kinder überfordert ist, was sich auch in der Organisation des Alltags und der Haushaltsführung niederschlägt: Die Wohnung der Familie wirkte verwahrlost und war aufgrund unaufgeräumter Kleidungsstücke, Kinderspielsachen und diverser Haushaltsgegenstände nur schwer begehbar. Die Badewanne war mit altem Geschirr und Nahrungsresten gefüllt, weil die Spüle in der Küche nicht mehr funktionierte. Nina A. selbst bezeichnete ihre Wohnverhältnisse als „asi“ (Nina A., 0:50) und fühlte sich in ihrer Umgebung sichtlich unwohl.

Während des Interviews zeigte sich, dass die Interviewte kaum in der Lage ist, Haushalts- und Kindererziehungsaufgaben zu bewältigen. Ihre beiden Töchter reagierten nicht auf sie, was sie teils ignorierte, teils durch plötzliches und lautes Einschreiten zu beeinflussen versuchte. Das Jugendamt schlug bereits vor, die Kinder außerfamiliär unterzubringen, was Nina A. trotz aller Probleme vehe-

ment ablehnte. Der älteste Sohn, der zum Zeitpunkt des Interviews sieben Jahre alt war, wird tagsüber von einer Tagesmutter betreut. Nina A. begrüßt die Hilfe durch die Tagesmutter, da sie selbst überlastet ist und, wie der folgende Interviewauszug zeigt, Bindungsschwierigkeiten hat:

„Mit dem Großen zurzeit mach ich gar nix, weil ähm... keine Ahnung. Kommt von mir ´ne Ablehnung wahrscheinlich rüber und… und deswegen macht das die Tagesmama für mich. Kümmert sich schon als, ja ähm, wie soll ich´n das sagen…Jonas sieht seine Tagesmama gerade wie seine richtige Mama. Weil sie machen tut und lernt, damit er nicht so wird, so endet wie ich. Weil ich bat sie auch drum, weil ich kann das nicht, weil ähm zu ihr [Anm.: gemeint ist das dritte Kind] nicht so wirklich guten Draht. Aber das schon seit klein an nicht, seitdem sie auf der Welt ist. Jetzt geht´s ja, Gott sei Dank […]. Weil es war ja so oder so von Anfang an, dass ich mehr für sie [Anm.: gemeint ist das zweite Kind] mich interessiere als für alle anderen. Warum auch immer, keine Ahnung. Da hab ich ´ne bessere Bindung […]“ (Nina A., 0:56).

Die Interviewte, die bereits früh eine kinderreiche Familie gründete, stellte fest, zu zwei ihrer Kinder vergleichsweise wenig Bindung zu haben – worunter sie erkennbar litt. Ziegenhain et al. (2003: 610) heben hervor, dass jugendliche Mütter häufig ein unsicheres Bindungsverhalten zu ihren Kindern aufweisen, dass diese Kinder oft kognitive und sprachliche Entwicklungsdefizite haben und öfter in Pflegefamilien leben als die von älteren Müttern. Das ambivalente Verhältnis zu ihren Kindern und die Überforderung mit der familiären Situation führte dazu, dass Nina A. externe Hilfen bei der Erziehungsverantwortung nach anfänglicher Ablehnung begrüßte, besonders auch um die Zukunftschancen der Kinder positiv zu beeinflussen, bei denen sich bereits massive Probleme abzeichneten. Der älteste Sohn war zum Zeitpunkt des Interviews in Begriff, die erste Klasse nicht zu schaffen, da er sich nicht länger als zwei Stunden konzentrieren konnte; zudem waren alle Kinder wegen psychosozialer Defizite in therapeutischer Behandlung. Es ist außerdem bezeichnend für Interviewte vom Problemtyp 1, dass sie den Einfluss auf ihre Kinder als sehr begrenzt einschätzen und auf die Hilfen von Sozialarbeitern zurückgreifen, um beispielsweise zu bewirken, dass ihrer Kinder die Schule regelmäßig besuchen.

Interviewte vom Typ 1 zeichnen sich durch vielfältige familiäre Probleme aus, die nicht gelöst werden können, sondern zu massivem psychischen Stress und Resignation führen. Dabei sind es zwei entscheidende Gründe, die zur Folge haben, dass aufkommende Probleme überhandnehmen: erstens massive partnerschaftliche Konflikte und zweitens die nicht vorhandene dauerhafte Unterstützung durch ein enges soziales Netzwerk, genauer: durch die eigenen Eltern oder Großeltern.

Die Probleme, die sich aus den Belastungen durch die hohen Kinderzahlen und dem Hartz-IV-Bezug ergeben, können in manchen Fällen so lange hinlänglich bewältigt werden, bis sich partnerschaftliche Konflikte einstellen. Starke und anhaltende Auseinandersetzungen absorbieren die Mütter, in der Folge bricht oft das gesamte Familiensystem zusammen. Denn es fehlt dann an Kapazitäten, sich angemessen um die Kinder zu kümmern, und führt im dramatischsten Fall zu Vernachlässigung. Ein Teil der Kinder beantwortet die belastende Situation im Elternhaus mit deviantem Verhalten: Ver-

weigerte Schulbesuche, nicht verabredetes Fernbleiben vom Zuhause oder delinquente Handlungen sind eine mögliche Folge. Die dadurch zusätzlich erwachsenden Probleme verschärfen die Gesamtlage weiter. Teilweise reflektieren die Interviewten selbst, dass die kindlichen Probleme eine Folge der konfliktreichen familiären Gesamtsituation sind.

In manchen Fällen können diejenigen, die von ihren Partnern getrennt leben, die familiäre Lage mit Hilfe institutioneller Unterstützung partiell konsolidieren. Etwa, indem sie über einen längeren Zeitraum von einer Familienhilfe betreut werden und therapeutische Hilfsangebote für ihre Kinder in Anspruch nehmen – allerdings sind die Folgen der vergangenen schweren Konfliktsituationen teilweise auch dann nicht mehr reversibel, zum Beispiel, wenn die Kinder bereits aus der Familie genommen worden sind. Der Befund Goldbrunners (1989), dass Familien mit multiplen Problemen diese auch bei langfristiger institutioneller Betreuung nicht überwinden können, findet sich damit einerseits bestätigt, andererseits zeigt sich aber auch, dass die familiären Probleme durch die Unterstützung von Institutionen abgemildert werden – Kriseninterventionen wirken, wie Nielsen et al. (1986) finden, zumindest entlastend.

Generell haben die Interviewten ein ambivalentes Verhältnis zu Institutionen: Ob Hilfen erwünscht sind, hängt oft vom Träger der Angebote ab. Die Familien sind skeptisch, mit dem Jugendamt oder assoziierten Institutionen zusammenzuarbeiten, weil sie befürchten, dass ihre Kinder in Obhut genommen werden könnten. Allerdings äußerten sie auch, dass Hilfen vom Jugendamt willkommen wären, wenn die Zusammenarbeit weniger bedrohlich wäre. Dies dokumentiert der folgende Interviewauszug von Katrin D., als sie am Ende des Interviews gefragt wurde, ob es etwas gäbe, das sie generell gerne sagen würde:

„Dass es einfacher für die Alleinerziehenden gemacht werden sollte. Mehr Unterstützung vom Jugendamt oder so was. Und dass dann die vom Jugendamt diese Sachen übermittelt werden: `Schaffen Sie es nicht, werden wir Ihnen Ihre Kinder wegnehmen´. Weil da besteht `ne große Angst. So dass viele die Unterstützung vom Jugendamt nicht annehmen“ (Katrin D., 1:23).

Anderweitige Hilfen, besonders persönliche Familienhelfer, werden hingegen in der Regel begrüßt. Wenn die Anzahl der Probleme zunimmt, kämpfen die Familien sogar mitunter für ihr Recht, diese in Anspruch nehmen zu können. Denn wenn Probleme kumulieren, verringern sich die eigenen Ressourcen, diese zu bewältigen (dazu auch Nielsen et al. 1986). Nina A. berichtete, dass sie es in der Vergangenheit abgelehnt habe, eine Familienhilfe in Anspruch zu nehmen, aber aktuell so überfordert sei, dass sie jede Hilfe von außen dankbar annehme.

„Ne, also Familienhelfer krieg ich ja. Eine Entscheidung selber, wo ich dann gesagt hab, es geht nicht mehr. Ich brauch die Familienhilfe. Weil ich komm ja hier von alleine nicht mehr vorwärts. Weil ich denn halt, das übersteigt sich. Und da hab ich irgendwann keine Lust mehr. Wo ich selber dann schon zu meinem Mann sage: `Es geht nicht´. Funktioniert nicht“ (Nina A., 1:07).

Dass die Unterstützung durch Familienhilfen als große Entlastung wahrgenommen wird, zeigte sich auch im Interview mit Claudia R., die die Zeit nach Ablauf ihrer Familienhilfe als strapazierend wahrnahm:

„[…] mit dem Familienhelfer, also die ist halt, war vorbei. Und dann hab ich gesagt: `Ich mach das alleine´. Ist natürlich so, dass man alleine auch sehr überfordert ist, das geb´ ich ja auch richtig zu. Ja […] zu Potte zu kommen, das hat mir sehr, ist mir sehr schwer gefallen" (Claudia R., 0:09).

Claudia R. erhielt eine Familienhilfe, nachdem sie – auch aufgrund massiver Auseinandersetzungen mit ihrem Ehemann während der Trennungsphase – mit ihrer familiären Gesamtsituation überlastet war. Das Ende der Unterstützung erlebte sie als Einschnitt, da sie erneut alleine zurechtkommen musste und sich der Situation nicht gewachsen fühlte. Dies unterstreicht, dass die Interviewten die Kooperation mit Institutionen durchaus schätzen. Claudia R. berichtete sogar, dass sie aufgrund der Unterstützung habe abwenden können, ihre Kinder zu vernachlässigen:

„Aber dadurch, dass mir Leute dann so en bisschen da reingehüddelt haben und so was, denk ich mal, so bisschen, bin ich jetzt auf einem besseren Weg. Weil ich will ja auch nicht, dass die Kinder mir irgendwann mal, ne… wenn man dann nur vernachlässigt […]" (Claudia R., 0:09).

Durch die Unterstützung bei der Erziehungsverantwortung hoffte die Interviewte, verhindert zu haben, dass ihr ihre Kinder in der Zukunft vorwerfen könnten, sich nicht ausreichend um sie gekümmert zu haben.

Der zweite einflussreiche Faktor, ob massive familiäre Problemlagen bewältigt werden können bzw. ob sie überhaupt aufkommen, ist das Vorhandensein von eigenen Eltern oder Großeltern, die mit den Müttern in engem Kontakt stehen, sie bei Erziehungsfragen unterstützen oder als eine Art „Korrektiv" beeinflussen. Interviewte vom Typ 1 werden in aller Regel nicht von den älteren Generationen unterstützt – entweder, weil diese bereits verstorben sind oder weil aus anderen Gründen kein oder wenig Kontakt besteht. Einige Interviewte berichteten auch, aufgrund von Konflikten mit ihrer Herkunftsfamilie gebrochen zu haben.

Hinsichtlich der subjektiven Problemindikatoren schneidet die dritte Gruppe ebenfalls vergleichsweise am schlechtesten ab; die starken familiären Probleme führen dazu, dass das Selbstbild der Frauen zusätzlich leidet. Allerdings zeigt sich auch, dass die Mutterschaft – trotz der mannigfaltigen Probleme – die zentrale Stütze für die Identität der Frauen ist.

Das aus der Mutterschaft resultierende ambivalente Selbstbild kam in den Interviews darin zum Ausdruck, dass die Mütter ihre Erziehungsleistungen widersprüchlich bewerteten. Auf der einen Seite sprachen viele offen davon, als Mutter beziehungsweise Eltern versagt zu haben. Auf der anderen Seite verwiesen sie selbst bei massiven Problemen darauf, ihrer Aufgabe als Mutter (zumindest in bestimmten Punkten) gerecht zu werden oder bestimmte Fehler aus der Vergangenheit nicht mehr

zu begehen. Eindrücklich zeigte sich dies auch im Interview mit Stephanie L., die mehrere Kinder hat, die zeitweise in einem Heim lebten und regelmäßig vom Jugendamt kontrolliert wird. Sie und und ihr Lebensgefährte berichteten, aufgrund des eigenen Unvermögens institutionelle Hilfen bei der Kindererziehung zu benötigen:

Lebensgefährte: „Also wir haben Einzelfallhilfen für die beiden Großen beantragt, ähm ja. Das sind spezielle Leute, die kommen halt direkt nur für dieses eine Kind hierher und setzen sich dann mit dem Kind auseinander, mit den Problemen, die das Kind hat, unterstützen das Kind. Also und, und, und, also Sachen, was wir halt..."

Stephanie L.: „...wo wir versagen."

Lebensgefährte: „Wo wir halt die Erfahrung nicht haben oder wo wir versagen, wo wir nicht weiter wissen, sonst was" (Stephanie L., 0:30).

Das Eingeständnis zu versagen ist ein deutlicher Hinweis darauf, dass die Interviewten sich in ihrer Elternrolle als gescheitert wahrnehmen. Im weiteren Verlauf des Interviews mit Stephanie L. deutete sich dies auch an, als sie von Problemen im Umgang mit ihren Kindern berichtete und es als eines ihrer wichtigsten Ziele formulierte, das angeschlagene Verhältnis zu ihren Kindern zu verbessern. Zusätzlich gestand sie ein, wenig bis keinen Einfluss auf ihre Kinder zu haben; etwa darauf, ob ihre älteste Tochter einen Hauptschulabschluss machen würde.

Probleme mit den Kindern zu haben, führt in der Untersuchungsgruppe zu einem massiven Verlust des eigenen Selbstwertgefühls, was sich zum Beispiel zeigte, als Anne Z. gefragt wurde, ob sie sich selbst verwirklichen könne:

„Nee. Derzeit nicht. Echt nicht. Mit der ganzen Situation, die ich derzeit habe, kann ich mich echt nicht verwirklichen. Bin ich ganz ehrlich. Dazu läuft zu viel mit den Kindern schief. Was ich im Moment so an Problemen habe. Aber…das lassen wir aus" (Anne Z., 0:43).

Obwohl die Interviewte im Laufe des Gesprächs sehr erzählfreudig und offen war und sich nicht scheute, über heikle und intime Sachverhalte zu sprechen, lehnte sie es ab, Probleme mit ihren Kindern zu thematisieren. Auffällig ist, dass die Interviewten vom Problemtyp 1 es generell vermieden, die Gründe anzuführen, warum ihre Kinder in einem Heim untergebracht sind. Dies liegt vermutlich daran, dass sie ungern über aufreibende und schmerzhafte Themen sprechen, mit denen zudem Gefühle der Scham, Schuld und Minderwertigkeit verbunden sind. Letztlich ist die Kindererziehung oftmals die einzige Quelle um Bestätigung zu erhalten. Wenn es nicht gelingt, der Aufgabe angemessen gerecht zu werden, führt dies zu nachhaltigen Anerkennungsverlusten vor der eigenen Person.

Allerdings zeigte sich ferner, dass die Mutterrolle immer auch positive Auswirkungen auf das Selbstbild hat – sogar dann, wenn die Problemsituation zugespitzt ist. Als Stephanie L. etwa gefragt wurde, worauf sie stolz sei, antwortete sie:

„Dass ich das mit meinen Kindern einigermaßen gut hinkriege. Und dass ich immer besser werde, das hat mein Mann mir auch schon so gesagt, dass ich teilweise schon Sachen besser hinkriege als vorher, dass ich mit dem...dass ich mit dem Haushalt ganz gut hinkomme, besser als früher" (Stephanie L., 1:28).

Den alltäglichen familiären Ablauf ohne größere Zwischenfälle zu bewältigen, kann ausreichend sein, um sich – zumindest partiell – als gute Mutter wahrzunehmen. Die Befragten werten es als Erfolg, wenn dies in der Vergangenheit nicht gelang. Auch wenn Kontakt zu anderen Müttern besteht, die mit ihren Aufgaben noch stärker überfordert sind, kann dies das eigene Selbstwertgefühl steigern. Denn der familiäre Alltag ist trotz der Belastungen immer auch von Erfolgserlebnissen geprägt. Etwa wenn es gelingt, grundlegende Aufgaben der Haushaltsführung und der Kindererziehung zu bewältigen oder immer für die Kinder ansprechbar und erreichbar zu sein und somit Sicherheit und Verlässlichkeit zu garantieren. Für Sicherheit und Sauberkeit der Kinder zu sorgen sind Aspekte, die die Interviewten immer wieder als wichtige Erziehungsideale hervorhoben und auf deren Einhaltung sie stolz waren. Möglicherweise handelt es sich hierbei um schichtspezifische Erziehungsideale, die ausführlich von Lareau (2003) untersucht wurden. Laut Lareau zielt der Erziehungsstil der Mittelschicht („concerted cultivation“) darauf, Kinder bereits früh aktiv zu fördern. Daraus entwickele sich bei den Kindern Stress, gleichzeitig aber auch ein gestärktes Selbstbewusstsein und eine solide Grundlage für schulische und spätere berufliche Erfolge. Der Erziehungsstil sozial benachteiligter Eltern („natural growth“) zeichne sich hingegen durch stärkere Freiräume aus, bei denen weniger in die Kindheit eingegriffen werde: “Parents tend to direct their efforts toward keeping children safe, enforcing discipline, and, when they deem it necessary, regulating their behaviour in specific areas“ (ebd.: 66f.).

Kurz zusammengefasst nehmen sich die Interviewten vom Problemtyp 1 aufgrund ihrer familiären Belastungen als gescheitert wahr. Dennoch wirken sich die Interaktion mit den Kindern und ihre mütterlichen Leistungen immer auch positiv auf das Selbstbild aus. Der Anerkennungsgewinn aus der Mutterrolle ist bei Problemtyp 1 demnach ambivalent.

Typ 2: Moderate Belastungskonstellation

Typ 2 weist eine moderate Belastungskonstellation auf, was bedeutet, dass in zwei bis drei Bereichen Probleme auftreten. In dieser Gruppe befinden sich neun Interviewte, zwei von ihnen gerieten erst nach abgeschlossener Familiengründung in unsichere ökonomische und partnerschaftliche Verhältnisse.

Der Extremfall, dass Kinder außerhalb der Familie untergebracht werden, kommt bei Problemtyp 2 nicht vor – was bereits darauf hindeutet, dass die familiären Probleme einen bestimmten Belastungsgrad nicht überschreiten. Bei den Problemen handelt es sich oftmals um schulische Probleme oder entwicklungsphysiologische oder psychosoziale Defizite der Kinder. Allerdings existieren qualitative Unterschiede zwischen den Beeinträchtigungen: Bei der Interviewten Lea D., die in der Gruppe des moderaten Problemtyps den höchsten Belastungsindikator aufweist, war das älteste Kind auf-

grund aggressiven Verhaltens und weiterer psychosozialer Beeinträchtigungen in therapeutischer Behandlung; zudem berichtete die Mutter, mit der Erziehung ihres 6-jährigen Kindes überfordert zu sein und nach der Geburt massive Bindungsschwierigkeiten gehabt zu haben. Im Fall von Edith K., die in der Gruppe den niedrigsten Belastungsindikator verzeichnet, waren die kindlichen Beeinträchtigungen deutlich geringer ausgeprägt. Lediglich eines ihrer Kinder war aufgrund sprachlicher Probleme in logopädischer Behandlung, was nicht zwangsläufig auf familiäre Problemen hindeutet. Der Vergleich dieser beiden Fälle zeigt, dass die Grenzen zwischen den Problemlagen der Familien fließend sind und sich auch innerhalb eines Problemtyps angemessener als Kontinuum beschreiben lassen.

Generell gestalten die Interviewten des Problemtyps 2 ihr Familienleben aktiver als die Interviewten des Problemtyps 1 und passen sich konstruktiv an die Arbeitslosigkeit an (vgl. dazu Jackson 1990). Sie legen Wert auf gemeinsame Mahlzeiten und halten einen geregelten Zeitplan ein, der sich an den Bedürfnissen und Pflichten der Kinder orientiert. Die Kinder sind in außerschulische Aktivitäten involviert, z.B. machen sie Sport in Vereinen und die Mütter berichteten, regelmäßig mit ihren Kindern draußen zu sein und im Rahmen der finanziellen Möglichkeiten gemeinsame Unternehmungen zu machen. Zusätzlich zeigte sich, dass sie über die schulischen Entwicklungen der Kinder informiert sind, das Unterrichtsgeschehen mitverfolgen und kontrollieren, ob ihre Kinder die erforderlichen Leistungen erbringen.

Keine der Familien vom Problemtyp 2 stand zum Zeitpunkt des Interviews mit dem Jugendamt in Kontakt. Sofern in der Vergangenheit Kontrollen stattfanden, beschränkten sich diese auf wenige Besuche und wurden aufgrund nicht nachweisbarer Probleme wieder fallengelassen. Einige der Familien mit moderaten Problemen nehmen Familienhilfen in Anspruch, allerdings sind die Ursachen für diese Hilfen weniger gravierend als bei Problemtyp 1 und oftmals freiwilliger Natur. Edith K. und ihr Ehemann entschieden sich beispielsweise für eine Familienhilfe, weil sie darauf aufmerksam gemacht wurden, an einem Pilotprojekt teilnehmen zu können, das speziell zur Förderung von Mehrkindfamilien im Hartz-IV-Bezug eingerichtet worden war. Die Familienhilfe, die der Familie daraufhin zugeteilt wurde, verhalf zu einer Schuldnerberatung und unterstützte den ältesten Sohn bei der Ausbildungsplatzsuche. Im Vergleich zu Familien mit multiplen Problemen, bei denen die Familienhilfen grundsätzlich sicherstellen müssen, dass die Kinder angemessen betreut werden, geht es bei den moderaten Problemfamilien um „weichere“ Probleme[103].

Auch die Wohnumgebung der Interviewten vom Problemtyp 2 ist im Vergleich zu Problemtyp 1 gepflegter und freundlicher. Relativ stark verbreitet sind allerdings ebenfalls partnerschaftliche Ausei-

[103] Familienhilfen können aufgrund unterschiedlicher Sachverhalte beansprucht werden. Für die unterschiedlichen Arbeitsansätze von Sozialpädagogischen Familienhilfen, auch im historischen Vergleich, vgl. Helming (1998).

nandersetzungen. Dennoch verfügen die Interviewten über effizientere Bewältigungsstrategien als diejenigen, die von multiplen Problemen betroffen sind.

Der bedeutendste Faktor, warum Mütter vom Problemtyp 2 ihre Probleme bewältigen können beziehungsweise warum Probleme nicht dazu führen, dass das gesamte Familiensystem zusammenbricht, ist der enge Kontakt zur Herkunftsfamilie. Es ist auffallend, dass bei der Mehrheit der Interviewten die eigenen Eltern, teilweise auch die Großeltern, präsent sind – darin unterscheiden sie sich von den Interviewten des Problemtyps 1. Es lassen sich zwei Mechanismen ausmachen, warum sich der Kontakt zur Herkunftsfamilie einflussreich ist.

Erstens kommen bestimmte Probleme durch die Präsenz der älteren Generation von vorneherein nicht auf oder werden im frühen Stadium abgemildert. Zum Beispiel, weil die Eltern und Großeltern die Interviewten bei der Haushaltsführung durch Ratschläge und Hilfen unterstützen. Dies ist ausschlaggebend dafür, dass die Organisation des Haushalts nicht zu einem weiteren Problem wird und die Belastung aufgrund dessen kumuliert. Neben finanzieller Unterstützung und Hilfen bei der Kinderbetreuung fungiert die ältere Generation auch als erzieherische Instanz im Alltag. In zwei Fällen (Interviewte Lea D., Interviewte Jana H.) konnte dies während des Interviews anhand der Interaktion zwischen den Interviewten und ihren Eltern bzw. Großeltern beobachtet werden. Bei anderen Interviewten war auffallend, dass sie sich stark an den Erziehungsidealen ihrer eigenen Eltern orientierten und deren Regeln, wie beispielsweise Tischregeln, konsequent fortführten.

Zweitens unterstützen die älteren Generationen die Interviewten vom Problemtyp 2, wenn Krisen auftreten – ihnen kommt bei temporären Einzelkrisen die Funktion von Rettungsankern zu. Besonders eindrücklich zeigte sich dies bei der Interviewten Jana H., deren ältestes Kind zweimal für ca. ein Jahr bei der Großmutter lebte, als sie selbst ihrer erzieherischen Aufgabe nicht nachkommen konnte. Die Unterstützung der Großmutter verhinderte letztlich, dass sich die Probleme weiter zuspitzten und das Kind vom Jugendamt in Obhut genommen wurde.

Der Einfluss der älteren Generationen verhindert Krisen und trägt dazu bei, dass sie, sofern sie auftreten, bewältigt werden können. Auch andere Kontakte aus dem sozialen Netzwerk sind hierbei hilfreich, allerdings ist der Einfluss der eigenen Eltern und Großeltern stärker. Außerdem ist die temporäre Inanspruchnahme von institutionellen Hilfen oftmals erfolgreich. Einzelkrisen können beim Problemtyp 2 mit Unterstützungsangeboten, beispielsweise durch Familienhilfen, konsolidiert werden, so dass das Familienleben anschließend ohne externe Hilfen fortgeführt werden kann. Und nicht zuletzt bewältigen diejenigen Krisen leichter, die erneut einen Partner gefunden haben, der in die Familie integriert ist und sie unterstützt.

Mit der vergleichsweise abnehmenden Zahl an objektiv feststellbaren Problemen sinkt auch die subjektiv wahrgenommene Problemlage. Lediglich die Mutter, die hinsichtlich der objektiven Problemindikatoren in der Gruppe am schlechtesten abschnitt (Lea D.), nahm Defizite in ihrer Erziehungsleistung und in ihrem Verhältnis zu den Kindern wahr. Bei allen anderen Interviewten des Problemtyps 2 zeigte sich, dass sie den eigenen Ansprüchen als Mutter weitgehend gerecht werden können. Die Gruppe betonte ihre Erziehungsfertigkeiten und berichtete mit Stolz von ihren Strategien im Umgang mit den Kindern, um erstens den Familienalltag erfolgreich zu bewältigen und um zweitens deren Entwicklung positiv zu beeinflussen. Infolgedessen äußerten viele der Interviewten, wie auch Lisa T., explizit, mit sich als Mutter zufrieden zu sein:

„Doch, ich hätt's nicht gedacht, dass ich das so geregelt kriege und von daher doch, bin ich schon stolz auf mich selbst, dass das alles so gut klappt“ (Lisa T., 0:42).

Die Zufriedenheit mit den eigenen Leistungen wird oftmals auch dadurch gestützt, dass die Interviewten sich von gängigen Stereotypen über Erziehungspraktiken von Hartz-IV-Empfängern abgrenzen. So wies auch Lisa T. darauf hin, dass sie einen anderen Erziehungsstil pflege als den, den man Hartz-IV-Empfängern zuschreibt:

„[…] also vorgelebt kriegen sie ja jetzt nicht hier Hartz IV und arbeitslos und alles scheiße oder so, also das leb ich denen ja auch nicht wirklich vor und von daher, ja...ne, soll auch nicht so sein. Ich kenn's ja auch anders, mein Vater ist arbeiten gegangen immer, ich mein, meine Mutter war zwar Hausfrau, aber wie gesagt, ich kenn das auch so, dass man auch was macht“ (Lisa T., 1:27).

Typ 3: Nicht vorhandene Belastungen

Die letzte Gruppe, der vier Interviewte zugeordnet werden können, ist nicht von nennenswerten Problemen betroffen – sie weisen maximal in einem Punkt ein Defizit auf. Vergleichsweise haben die Interviewten in dieser Gruppe hohe Bildungsabschlüsse: Eine Interviewte erwarb die Hochschulreife, zwei erwarben einen Realschulabschluss und eine einen erweiterten Hauptschulabschluss.

Drei der Probanden, Isabel F., Christine H. und Maria F., gehören nicht zum Kernsample der Untersuchung, d.h. sie waren während der Familiengründung nicht von doppelter Unsicherheit betroffen. Isabel F. gründete ihre Familie im Rahmen einer festen Beziehung; sie und ihr Partner studierten allerdings noch und bezogen deshalb Hartz IV. Christine H. bekam ihre vier Kinder von zwei Vätern, mit denen sie verheiratet war, und finanzierte ihren Lebensunterhalt über das Einkommen ihrer Ehemänner. Erst als ihr zweiter Ehemann sie verließ, musste sie Hartz IV beantragen. Die Interviewte Maria F. war ebenfalls verheiratet, ihr Ehemann ist der Vater aller fünf Kinder. Die Familie finanzierte ihren Lebensunterhalt viele Jahre über das Einkommen des Vaters. Nach der Geburt des vierten Kindes verlor er allerdings seine Arbeitsstelle, weshalb das Ehepaar Hartz IV beantragte.

Hinsichtlich der objektiven Problemindikatoren zeichneten sich bei zwei Interviewten (Christine H., Isabel F.) keine Defizite ab. Die Kinder, sofern bereits schulpflichtig, hatten weder schulische Probleme noch psychosoziale oder entwicklungsphysiologische Auffälligkeiten. Die Familien bezogen keine institutionellen Hilfen für Familien und standen nicht in Kontakt mir dem Jugendamt. Den Interviewten Maria F. und Anja K. ist der objektive Problemwert 1 zugeordnet, weil sie Kinder haben, die psychosozial oder entwicklungsphysiologisch leicht beeinträchtigt sind. Dies muss allerdings nicht familiär bedingt sein.

Die Wohnsituation der Interviewten wies nicht auf mangelnde Haushaltsführungskompetenzen hin, die besichtigten Wohnungen waren aufgeräumt, organisiert und freundlich eingerichtet. Alle Interviewten legten Wert auf gemeinsame Mahlzeiten; zudem betrieben die Interviewten einen hohen Aufwand, um ihren Kindern ein anregendes Lern- und Spielumfeld zu ermöglichen. Sie kontrollierten schulische Leistungen und ihr Tagesablauf war von den Freizeit- und Sportaktivitäten der Kinder geprägt. Der Erziehungsstil dieser Gruppe lehnt sich am deutlichsten an den von Lareau (2003) beschriebenen Erziehungsstil der Mittelschicht an.

Bei den Interviewten vom Typ 3 stellt sich nicht die Frage, wie Probleme bewältigt werden, sondern warum keine entstehen. Konträr zum Problemtyp 1, bei dem partnerschaftliche Konflikte oftmals das familiäre Gesamtsystem zum Einsturz bringen, zeichnet sich Problemtyp 3 durch intakte Partnerschaften während der Phase der Familiengründung aus. Dies ist insbesondere dann wichtig, wenn die Kinder noch jung und betreuungsintensiv sind. Wenn zwei Erwachsene im Haushalt leben, die sich ergänzen und an der Familienarbeit beteiligt sind, können die Belastungen besser bewältigt werden. Drei der vier Interviewten lebten in einer kooperativen Partnerschaft, als ihr Nachwuchs im Kleinkindalter war. Die vierte Interviewte (Anja K.) berichtete, wenig von ihren beiden Partnern unterstützt worden zu sein, weshalb sie auch in der Gruppe im Vergleich am stärksten belastet war. Hinzu kommt, dass die ökonomische Situation bei den Interviewten des Problemtyps 3 vergleichsweise sicher war, weil bei drei der vier Interviewten der Partner erwerbstätig war. Lediglich bei der Interviewten Isabel F. arbeitete kein Elternteil, allerdings war absehbar, dass beide zukünftig aufgrund ihrer Hochschulabschlüsse gute Berufsaussichten haben würden. Diese Sicherheiten tragen dazu bei, dass die Gesamtsituation als weniger belastend erlebt wird.

Es lässt sich festhalten, dass die Interviewten vom Problemtyp 3 eine bessere Ausgangslage haben, weil sie während der Familiengründung nur von maximal einer Unsicherheitsdimension betroffen sind. Dadurch haben sie mehr Ressourcen verfügbar, um den familiären Alltag zu bewältigen und aufkommende Probleme abzuwenden. In zwei der vier Fälle waren außerdem die eigenen Eltern eine Stütze und standen den Interviewten mit Rat und Zuspruch zur Seite. Generell waren die Interview-

ten in ein soziales Netzwerk eingebunden, auf das sie zurückgreifen konnten. Hierbei handelte es sich entweder um Freunde oder um Kontakte, die sie sich durch ehrenamtliche Tätigkeiten hatten.

Die minimalen objektiven Problemlagen korrespondieren mit einem weitgehend ungetrübten Selbstbild: Bei keiner der Interviewten ließen sich Hinweise finden, dass sie ihr Verhältnis zu den Kindern problematisch einschätzen oder ihre mütterlichen Fähigkeiten in Frage stellen. Prinzipiell brachten diese Interviewten zum Ausdruck, mit sich als Personen zufrieden zu sein. Diese Zufriedenheit resultiert daraus, dass sie sich Qualitäten wie Fürsorglichkeit, Verlässlichkeit und Altruismus zuschreiben. Hierbei handelt es sich um Persönlichkeitsaspekte, die mit den Vorstellungen einer guten Elternschaft assoziiert sind. Die Interviewten des Problemtyps 3 nehmen sich demnach, zumindest bezüglich des Familienprojekts, nicht als gescheitert wahr.

6.3 Zwischenfazit: Intrapersonelle Anerkennungsverluste

Kinder führen in der Untersuchungsgruppe zwar einerseits zu Anerkennung (Kapitel 5) – gleichzeitig aber auch zu intrapersonellen Anerkennungsverlusten (Kapitel 6). Denn Kinderreichtum in doppelt unsicheren Verhältnissen, so zeigten die Ausführungen in diesem Kapitel, ruft bei den Interviewten Scham hervor, die Honneth als selbstverschuldet beschreibt. Dafür finden sich zwei Ursachen:

Zunächst verstoßen alle Interviewten gegen drei gesellschaftliche Normen, die sie in ihren persönlichen Wertekanon übernommen haben – es gelingt ihnen nicht, den eigenen Ansprüchen, die im Sinne Meads (1968 [1944]) von gesellschaftlichen Einflüssen geformt sind, gerecht zu werden. Durch ihre Lebensweise verstoßen sie erstens gegen die Konvention der Arbeitsgesellschaft (Krebs 2002), das Leben aus eigenen Mitteln zu bestreiten. Zweitens entsprechen ihre Beziehungsverläufe nicht der Vorstellung einer stabilen partnerschaftlichen Elternschaft (Bujard et al. 2012). Und drittens brechen sie die „Regeln reproduktiver Kulturen" (Helfferich 2013: 351ff.), weil sie von der Zwei-Kind-Norm abweichen und ihre Kinder oftmals in geringen Zeitabständen bekommen. Zudem erreichen sie bei der Erstgeburt oftmals nicht das gesellschaftlich vorgegebene Mindestalter für Elternschaft.

Ein Teil der Interviewten ist zudem von innerfamiliären Problemen betroffen. Die Analyse objektiver und subjektiver Problemindikatoren zeigte, dass die Belastungsgrade der Familien als Kontinuum dargestellt werden können. Während sich bei den Interviewten am extremen Ende des Belastungskontinuums enorme Defizite in allen Bereichen abzeichnen, lassen sich am gegenüberliegenden Pol kaum Probleme nachweisen. Es zeigte sich außerdem, dass die einzelnen Problemdimensionen sich gegenseitig verstärken: Objektive Problemlagen hängen mit subjektiven Problemempfindungen, hauswirtschaftlichen Kompetenzen, Wohnbedingungen, Organisationsfähigkeiten und Problembewältigungsstrategien zusammen: Mütter, die in einem Bereich positiv abschneiden, fallen in der Re-

gel auch in den anderen Bereichen positiv auf. Insbesondere massive partnerschaftliche Konflikte verstärken Probleme und wirken sich auf die psychische Konstitution der Interviewten aus.

Zwei Faktoren sind entscheidend, ob Probleme abgewendet beziehungsweise bewältigt werden können: Erstens stehen die Interviewten ohne gravierende Probleme häufig in engem Kontakt mit der eigenen Herkunftsfamilie. In diesen Fällen unterstützt die ältere Generation die Mütter im alltäglichen Familienleben und wirkt als Kontrollinstanz. Sofern familiäre Belastungen auftreten, kommt ihnen die Funktion von „Rettungsankern“ zu, die die Lage wieder konsolidieren. Zweitens können Probleme auch dort abgewendet und entschärft werden, wo eine Kooperation mit unterstützenden Hilfsinstitutionen gelingt. Besonders eine langfristige Unterstützung durch eine Sozialpädagogische Familienhilfe erweist sich als hilfreich und wird von einem Großteil der Interviewten, teilweise nach anfänglicher Ablehnung, akzeptiert und auch geschätzt. Institutionelle Hilfen werden vielfach sogar vehement eingefordert, da sie als letzter Ausweg aus der überfordernden familiären Lage gesehen werden. Dennoch bleibt die Haltung gegenüber den sozialen Institutionen ambivalent, da die Inanspruchnahme von der Befürchtung begleitet ist, dass die Kinder in Obhut genommen werden könnten.

Der Befund, dass ältere Generationen und institutionelle Hilfen einflussreich sind, ob Krisen entstehen und ob sie überwunden werden können, spiegelt die Ergebnisse Walpers (1988) wider, laut denen externe und familiäre Ressourcen beeinflussen, inwiefern Probleme bewältigt werden können. Außerdem fällt es denjenigen, die erst nach der Familiengründung mit der doppelten Unsicherheit konfrontiert werden, leichter, mit belastenden Lebenssituationen umzugehen, Probleme zu bewältigen und einen gewissen Zukunftsoptimismus zu pflegen. Mütter ohne Probleme oder mit allenfalls geringfügigen Schwierigkeiten (Problemtyp 3) waren während der Familiengründung nicht gleichzeitig von partnerschaftlichen und ökonomischen Unsicherheiten betroffen. Das familiäre Problemrisiko reduziert sich deutlich, wenn in dieser Phase zumindest hinsichtlich einer Dimension Sicherheit vorhanden ist. Denn beide Formen der Instabilität wirken als Stressfaktoren in einer Situation, die ohnehin aufgrund der Betreuung der Kinder beanspruchend ist.

Auch diejenigen, die in der Vergangenheit gearbeitet haben und positive Erfahrungen im Erwerbsleben gesammelt haben, können Probleme besser bewältigen. Scheinbar sind Erfolgserlebnisse und Normalitätserfahrungen einflussreich, wie erfolgreich aufkommende Probleme bewältigt werden. Wer weniger belastende Lebensverhältnisse kennengelernt hat, verfügt oft über stärkere Bewältigungsressourcen und zeichnet sich durch höhere Motivationsstrukturen aus. Auch das Vorhandensein einer funktionierenden Partnerschaft trägt dazu bei, dass Belastungen nicht zu gravierenden Problemen führen.

Abschließend kann festgehalten werden, dass der Anerkennungsbezug durch Kinderreichtum von Ambivalenzen geprägt ist. Einerseits tragen die Kinder zu einem positiven Selbstbild der Mütter bei, andererseits führen sie gleichzeitig zu intrapersonellen Anerkennungsverlusten, da die Mütter sich hinsichtlich der Einhaltung gesellschaftlicher Normen und teils auch aufgrund familiärer Probleme als gescheitert wahrnehmen. Sie erleben sich deshalb als minderwertig, weil sie moralische Normen verletzen, die sie in ihren Ich-Idealen verankert haben (Honneth 1992: 223) und deren Nichteinhaltung selbstverursachte Scham hervorruft.

7 Gesellschaftliche Stigmatisierung

Mehrfache Mutterschaft war in früheren Gesellschaften per se anerkennungswürdig. Dies gilt heute nur noch dann, wenn kinderreiche Familien privilegierten Bevölkerungsschichten angehören. Empfänger sozialstaatlicher Leistungen hingegen sind Stigmatisierungen ausgesetzt, wenn sie große Familien gründen. Das folgende Kapitel beschreibt die Außenreaktionen in institutionellen Kontexten (Kap. 7.1) sowie im sozialen Nahumfeld (Kap. 7.2). In beiden Kontexten nehmen die Mütter wahr abgewertet zu werden, weshalb sie neben den im vorangehenden Kapitel beschriebenen intrapersonellen Anerkennungsverlusten auch interpersonelle Anerkennungsverluste erleiden (Kap 7.3).

7.1 „Wie viele Kinder wollen Sie denn noch kriegen?“ – Stigmatisierung im Umgang mit Institutionen

Die Interviewen fühlen sich im Umgang mit Institutionen, insbesondere den Jobcentern, abgewertet. Die wahrgenommene Stigmatisierung ist strukturell in der rechtlichen Ausgestaltung der Hartz-IV-Gesetze angelegt und schlägt sich im persönlichen Kontakt mit Sachbearbeitern und Fallmanagern nieder. In der Interaktion zwischen den Müttern und den Mitarbeitern kommen mitunter auch Vorurteile zum Ausdruck, die generell im öffentlichen Bewusstsein über kinderreiche Familien im Hartz-IV-Bezug existieren (vgl. dazu Kapitel 3.4).

Viele der Interviewten vermuten, dass der Staat daran interessiert ist, den Leistungsumfang so gering wie möglich zu halten. Beispielsweise erleben sie die Anrechnungsregeln im Rahmen der Hartz-Gesetze, wie die des Kindergeldes, als unrechtmäßigen Einschnitt in die ihnen zustehenden Leistungen. Staatliche Kosteneinsparungen zu Ungunsten der Interviewten werden als Angriff auf die eigenen Rechte interpretiert, die dazu führen, dass das Leben stark eingeschränkt wird. Sie vermuten auch, dass der Umgang der Mitarbeiter in den Jobcentern maßgeblich vom Kostendruck geprägt ist. So äußerte beispielsweise Isabel F., dass diese angehalten werden, Einsparungen vorzunehmen, während andere wichtige Unterstützungsleistungen zu kurz kommen:

„Die werden einfach darauf getrimmt, dass so wenig wie möglich, also, dass der Ansatz sozusagen ist, so wenig wie möglich rauszurücken und so viel...also so korrekt wie möglich zu sein halt und dass es immer nur um diese Regeln geht, um dieses Ganze: Was muss erfüllt werden und ähm...was muss abgeliefert werden, als darum, dass Menschen unterstützt werden oder Unterstützung brauchen können“ (Isabel F., 1:07).

Die Absicht, Leistungen maximal beschränken zu wollen, evoziert bei den Interviewten das Gefühl, zu Unrecht benachteiligt zu werden. Die dadurch empfundene Stigmatisierung wird durch zwei weitere Faktoren verstärkt. Erstens ist das Leistungssystem hochgradig intransparent. Nicht alle Interviewte beziehen die Leistungen, die ihnen als Paarfamilien bzw. Alleinerziehende im Hartz-IV-Bezug zu-

stehen. Viele wissen nicht, welche Hilfen sie beantragen können, ihr Informationsstand hängt vom Eigenengagement, von kognitiven Kompetenzen, dem zuständigen Sachbearbeiter und eventuellen Beratungsleistungen von Hilfseinrichtungen ab. In einigen Fällen wurde berichtet, dass die Mütter nur durch Zufall erfahren haben, dass sie für Leistungen anspruchsberechtigt sind, die sie vorher nie erhalten hatten. Dies verstärkt das Gefühl, absichtlich Hilfen vorenthalten zu bekommen. Gleiches gilt für die Fälle, in denen Leistungsgewährungen bzw. -ablehnungen nicht nachvollzogen werden können. Oft ist für die Leistungsempfänger nicht klar ersichtlich, wie Leistungen zustande kommen. Dies kann beispielsweise auf Ermessenspielräume einzelner Sachbearbeiter zurückgeführt werden. Gerade weil unverständlich bleibt, wie sich die Höhe der Hilfen zusammensetzt, entsteht Unverständnis, warum sich die Bezüge von denen anderer Haushalte in ähnlichen Verhältnissen unterscheiden:

„Also und dann gibt's, die kriegen, haben drei Kinder, kriegen halt ungefähr tausendzwei [Anm.: gemeint sind 1200 Euro], kriegen davon die Miete bezahlt und haben noch fast 800 Euro auf'm Konto. Also so was versteh´ ich gar nicht“ (Simone B., 1:17).

Zweitens kommt hinzu, dass jede Leistung einzeln beantragt werden muss und es sich als kompliziert erweist, entsprechende Anträge zu stellen. Beides schürt bei den Interviewten die Vermutung, dass es den Leistungsempfängern erschwert werden soll, die ihnen zustehenden Leistungen zu erhalten. Und tatsächlich resignieren einige Befragte, weil sie bereits beim Ausfüllen der Anträge scheitern, die als verklausuliert und unverständlich beschrieben werden. Diese Einschätzung teilte auch Isabel F., die einzige Probandin mit Hochschulabschluss, die berichtete:

„Also wir haben uns das halt immer wieder versucht vorzustellen, wie es Menschen geht, die da nicht so den Durchblick haben und vieles haben wir ja am Anfang auch überhaupt nicht durchschaut. Und es ist dann mit der Beratung und der Hilfe so nach und nach gekommen und wir haben uns das mühsam erarbeitet, aber ich kann mir sehr gut vorstellen, dass vieles davon, also dass da einfach viel früher schon aufgegeben wird und dass einfach ja teilweise das System nicht verstanden wird oder ja über seine Rechte nicht Bescheid weiß und so was. Und dann ist irgendwann auch nur noch, glaube ich, ein Frust da, wo man sich viel mehr mit dem Frust beschäftigt als damit, was man vielleicht eigentlich möchte. Also, das hat man ja hin und wieder auch schon gehört, aber das sehe ich selber auch so, das ist fast ein Job für sich, diese ganzen Formulare und Anträgekram zu bewältigen“ (Isabel F., 1:02).

Intransparenz der Leistungen und Schwierigkeiten, die Hilfen zu beantragen, werden implizit als Versuch gedeutet, ihnen rechtlich zustehende Leistungen nicht zu gewähren – was erheblich zum Gefühl des Stigmatisiert-Werdens beiträgt.

Als besonders belastend empfinden die Interviewten es außerdem, durch die Hartz-IV-Bestimmungen verstärkten Personenkontrollen ausgesetzt zu sein. Die aktivierende Sozialpolitik, die neben dem Element des Förderns auch besonders das des Forderns enthält, führt zu mehr Kontrolle der Empfänger sozialstaatlicher Leistungen und zu Eingriffen in Bereiche, die ehemals privat waren. Verstärkt wird dies durch den bereits angesprochenen Spielraum der Fallmanager bei den sogenann-

ten „Ermessensleistungen“. Sondermann et al. (2009: 167) bezeichnen ihn als Willkür der Arbeitsvermittler, die vom Sozialgesetz legitimiert ist.

Bei den Interviewten entsteht der Eindruck, sich für jeden Schritt im Leben rechtfertigen zu müssen: „Alles, was du tust, musst du Rechenschaft für abgeben" (Katrin D., 0:49). Eine Interviewte berichtete beispielsweise, dass sie mit ihren Kindern bei der Unterhaltsvorschusskasse zur „Gesichtskontrolle“ erscheinen musste, weil die Mitarbeiterin argwöhnte, die Kinder seien nicht von verschiedenen Vätern:

„Bei der Unterhaltsvorschusskasse ist das schlimm. Jaja. Jaja. Die da, eklig. Zum Glück hab ich jetzt so weit gar nichts mit ihr zu tun und nach dem vierten Kind musste ich mit allen Kindern zu ihr hin, also musst´ ich mit allen Kindern hin, weil sie irgendwie das nicht glauben wollte, dass das ein anderer Vater ist […]. Ja, und dann wollte sie irgendwie zur Gesichtskontrolle oder so was […]“ (Lisa T., 1:19).

Die Kontrolle der Mitarbeiterin fußte auf dem Verdacht, durch die Angabe eines weiteren vermeintlichen Vaters mehr Gelder beziehen zu wollen. Sie ist bezeichnend für den generalisierten Betrugsverdacht, mit dem die Interviewten sich konfrontiert sehen. Damit verbunden ist die Unterstellung, aus dem Vorhandensein der Kinder ökonomische Vorteile auf Kosten des Staates erwirtschaften zu wollen. Der Vorwurf, das System betrügen zu wollen, wird oftmals im Zusammenhang mit der Anzahl an Kindern geäußert. Dabei wird das Geburtenverhalten der Interviewten mehr oder weniger explizit als moralisch verwerflich gedeutet; was beispielsweise deutlich wurde, als Lisa T. gefragt wurde: „Ob ich mich nicht schäme, da ständig anzutanzen und von denen Unterhalt zu verlangen […], ob ich mich nicht schäme dafür, dass ich dem Staat so auf der Tasche liege“ (Lisa T., 1:20).

Die Kontrollmöglichkeiten, die mit der Hartz-IV-Gesetzgebung ausgeweitet wurden, führen zudem dazu, dass die Interviewten sich von den sozialstaatlichen Institutionen fremdbestimmt fühlen. Anweisungen, wie zum Beispiel an einer Maßnahme teilzunehmen, empfinden sie oft als von außen aufoktroyiert. Erstens, weil sich Schulungszeiten in manchen Fällen nicht mit den Öffnungszeiten der Kinderbetreuungseinrichtungen vereinbaren lassen. Und zweitens, weil sie sich von den Inhalten der Maßnahmen unterfordert und abgewertet fühlen – zum Beispiel, wenn sie in „Kompetenztrainings“ lernen sollen, bei Bewerbungsgesprächen keine Jogginganzüge zu tragen und die Haare vorher zu kämmen. „Ich hab mich da sowas von fehl am Platz gefühlt […]“ (Christine H., 1:33), oder „Die tun immer so, als wär´ man ein bisschen blöd“ (Melanie T., 0:44) sind typische Aussagen der Interviewten zu den Maßnahmen. Wenn sie sich Maßnahmen oder anderweitigen Forderungen der Jobcenter jedoch verweigern, drohen Leistungskürzungen, die sie besonders wegen der Kinder vermeiden wollen. Dies führt dazu, dass die Interviewten sich unter massivem Druck seitens der wohlfahrtsstaatlichen Einrichtungen fühlen, was beispielsweise Melanie T. explizit ansprach:

„Ich bin froh, wenn ich gar nix mehr mit denen zu tun haben muss. Weil du bist auch wirklich auf die angewiesen. Die erpressen dich ja auch irgendwo. Die sagen, ei ja, machst du das und das nicht, kriegst du auch kein

Geld mehr […]. Ich weiß nicht, die haben einen schon in der Hand. Du musst schon so nach deren Pfeife tanzen, sonst hast du da Pech gehabt. Sonst drehen die dir den Hahn zu und dann stehst du da. Vor allem dann, wenn du Kinder hast. Kannste nicht einfach sagen: `Mach´ ich nicht. Weil du dann ja weißt, kriegst du weniger Geld" (Melanie T., 1:00).

Zudem scheint die Zunahme von Kontrollmöglichkeiten vereinzelt auch dazu geführt zu haben, grenzüberschreitende Einmischungen in das Privatleben der Interviewten zu ermöglichen. Dies zeigte sich beispielsweise, als Lisa T. von einer Mitarbeiterin der Unterhaltsvorschusskasse gefragt wurde, wie viele Kinder Sie denn noch kriegen wolle (Lisa T., 1:20). Auch dahinter verbarg sich der Vorwurf, die Kinder aus ökonomischen Kosten-Nutzen-Kalkulationen zu bekommen.

Letztlich sind durch die verstärkten Kontrollen der Hartz-IV-Gesetze Stigmatisierungen institutionell angelegt. Denn kontrolliert werden müssen generell Personen, denen man misstraut beziehungsweise bei denen unlautere Absichten vermutet werden. Insofern interpretieren die Interviewten die Kontrollen als Vorbehalte, die als entwürdigend und herabsetzend empfunden werden.

Die verstärkten Kontrollen im Rahmen der aktivierenden Arbeitsmarktpolitik fußen vor allem auf einem generalisierten Faulheitsverdacht. Es wird unterstellt, dass Leistungsempfänger sich der Erwerbsarbeit entziehen wollen und darauf abzielen, das System der sozialen Sicherung betrügen zu wollen. Diese stigmatisierenden Zuschreibungen gegenüber Arbeitslosen sind in der Literatur belegt (z.B. Klinger/König 2006; Kessl/Reutlinger 2007; Galuske/Ritzke 2008). Wie bereits in den vorangehenden Kapiteln dargelegt wurde, scheitert die Integration in den Arbeitsmarkt oftmals nicht aufgrund mangelnder Motivation, sondern weil der Zugang zu regulärer Erwerbsarbeit versperrt ist. Die Interviewten sehen sich dennoch mit dem generalisierten Vorwurf konfrontiert, sich pflichtwidrig verhalten zu wollen. Dieses Misstrauen verletzt die Interviewten und führt je nach der individuellen Situation und Persönlichkeit zu Wut oder Resignation. Maria F. äußerte, dass der Vorwurf, sie wolle nicht arbeiten gehen, Hilflosigkeit in ihr auslöse:

„Das is´ halt nur schlimm, wenn man so dargestellt wird, also, man will nicht, man is´ faul, man hat da keinen Bock drauf. Das is´ weiß Gott nicht wahr gewesen. Wie soll man darauf reagieren?" (Maria F., 0:55).

Besonders problematisch ist der Vorwurf, nicht arbeiten gehen zu wollen, weil die Interviewten sich dadurch zwischen unterschiedlichen institutionellen und eigenen Ansprüchen zerrieben fühlen. Einer Erwerbsarbeit kann nur nachgegangen werden, wenn die Zeit für die Betreuung der Kinder massiv eingeschränkt wird. Dies führt neben dem eigenen Unbehagen gleichzeitig dazu, dass an anderer Stelle, seitens des Jugendamtes, Einspruch erhoben werden kann – wie zum Beispiel das Interview mit Katrin D. verdeutlichte:

„Das Jugendamt sagt, man darf das Kind bis zu ´nem gewissen Alter noch nicht alleine lassen. Erst ab ´nem gewissen Alter pro Tag eine Stunde oder zwei Stunden. Aber das Jobcenter möchte gerne, dass man ab dem Tag, wo die Kinder in die Schule reinkommen, arbeiten geht. Aber das geht nicht. A) gibt es kaum Möglichkeiten, von morgens um 9 Uhr bis um 12 Uhr gerade mal arbeiten zu gehen. Das sind gerade mal drei Stunden, da

stellt kein Arbeitgeber eine Dame ein, oder so was. Und zweitens, wenn´s dann längere Zeit ist, muss man gucken, wann sind die Kinder aus der Schule? Und man muss eben sich auch vereinen. Ich hatte ´nen Job gehabt von 9 bis 17 Uhr. Mein Sohn war drei Stunden täglich alleine. Und das Jugendamt hat mir ´nen Riegel davor gestellt und sagte, das wäre zu viel" (Katrin D., 0:59).

Der Interviewauszug dokumentiert, dass die Jobcenter an die Interviewten die Anforderung stellen, arbeiten zu gehen und den Lebensunterhalt aus eigenen Mitteln zu bestreiten. Mit der Erwerbstätigkeit sind Anforderungen der Arbeitgeber verbunden, bestimmte Arbeitszeiten einzuhalten. Auf der anderen Seite existieren Bestimmungen des Jugendschutzes, die festlegen, wie lange Kinder in welchem Lebensalter auf sich allein gestellt sein dürfen – diese Bestimmungen wollen die Mütter einhalten, weil, wie Katrin D. ausführte, gefürchtet wird, dass das Jugendamt die Kinder aus der Familie nehmen könnte. Der Konflikt, die Kinderbetreuung mit potentiellen Arbeitszeiten vereinen zu müssen, war in fast jedem Interview Thema. In der Wahrnehmung der Interviewten existiert von Seiten der Jobcenter diesbezüglich nur eingeschränktes Verständnis, was unter anderem deutlich wurde, als Christel J. von ihrer Jobsuche berichtete:

„Ich hab auch angerufen und nachgefragt, aber zum Teil haben die auch fürs Wochenende gebraucht. Und am Wochenende kann ich gar nicht. Weil wohin mit meinen Kindern? Ja, und das Arbeitsamt sagte: `Wie sieht´s denn aus, können die Nachbarn nicht aufpassen?´ Ich sag: `Ihr stellt euch das einfach vor! […] Für lau macht ein Kindermädchen das auch nicht! […] und die haben selber zu tun, genug, die Nachbarn oder die Freunde. Und Familie hab ich nicht´" (Christel J., 1:04).

Den unterschiedlichen institutionellen Ansprüchen nicht gerecht werden zu können und dennoch dafür angeklagt zu werden, schürt die Wahrnehmung des Stigmatisiert-Werdens auf Seiten der Interviewten. Dass die Möglichkeit, von sich selbst und anderen anerkannt zu werden, strukturell versperrt wird, löst das Empfinden aus, ungerecht behandelt zu werden. Auch diejenigen, die sich aus subjektiver Sicht immer wieder um Arbeit bemühten, gaben an, mit dem Faulheitsvorwurf explizit konfrontiert worden zu sein, so auch Monika V.:

Interviewerin: „Was wirft der Ihnen vor?"

Monika V.: „Dass ich zu faul bin […]. Man merkt auch, dass die Leute, die da wirklich hinter dem Schreibtisch sitzen, die sind arrogant. Die meisten, nicht alle, die meisten. Und versuchen dich runter zu drücken" (Monika V., 1:42).

Neben der institutionellen Ausgestaltung der Hartz-IV-Gesetze, die durch den generalisierten Faulheits- und Betrugsverdacht die Wahrnehmung von Stigmatisierungen fördern, treten Formen der Diskreditierung teils auch im Umgang mit den Mitarbeitern der zugehörigen Institutionen auf. Dieser Zusammenhang wurde bereits von Gebauer et al. (2002) hervorgehoben. Die Interviewten berichteten mehrheitlich, bereits schlechte Erfahrungen auf den Ämtern gemacht zu haben – allerdings verwiesen sie explizit darauf, dass der Umgang mit den zuständigen Sachbearbeitern nicht generell schwierig sei, sondern nur vereinzelt als vorwurfsvoll und stigmatisierend erlebt würde.

Zudem berichteten viele Interviewte, von den Jobcentern zu wenig Unterstützung bei der Arbeitsplatzsuche zu erhalten. Das Konzept des aktivierenden Wohlfahrtsstaats beinhaltet neben der Ausweitung von Zwang und sozialer Kontrolle auch eine Ausweitung unterstützender Elemente (Dingeldey 2006: 9). Die Interviewten nehmen allerdings wahr, dass zwischen den beiden Elementen ein Ungleichgewicht existiert, denn im Gegensatz zu den Forderungen, die an die Interviewten gestellt werden und die streng kontrolliert werden, erfolgen zu wenige Hilfestellungen – insbesondere bei der Suche nach Arbeit, die sich mit der Kinderbetreuung vereinen lässt.

Insgesamt haben die Interviewten den Eindruck, dass von den Jobcentern zwar viel gefordert, aber wenig gefördert wird – was unter anderem deutlich wurde, als Monika V. die Gründe für ihre Arbeitslosigkeit reflektierte:

„Oder die Unterstützung direkt vom Arbeitsamt […] wenn man wirklich arbeiten gehen will, dass man die Unterstützung endlich mal vom Arbeitsamt kriegt. Und die kriegste da nicht. Und Arbeitsamt legt wirklich sehr viele Steine in den Weg. Die wollen zwar Bemühungen sehen, man bringt die Bemühungen […]. Und da kommt trotzdem keine Hilfe. Weil das is´ das, was fehlt. Die Hilfe fehlt“ (Monika V., 1:34).

In der Literatur ist analog dokumentiert, dass den zahlreichen Paragraphen zum „Fordern“ in der Sozialgesetzgebung nur ein Einziger des „Förderns“ gegenübersteht, was auf eine Schieflage der beiden Elemente zu Ungunsten der Hilfebedürftigen hindeutet (Claus 2008: 165). Dingeldey hält fest, dass der verstärkte Arbeitszwang nicht von einem entsprechenden Ausbau von Maßnahmen zur Arbeitsmarktbefähigung begleitet ist und im Rahmen der Reform sogar teils zurückgefahren wurde (2007: 204).

Auffallend häufig sprachen die Interviewten an, dass die eigene Arbeitsbereitschaft von den Restriktionen des Jobcenters behindert werde. Etwa, weil Reha-Ausbildungen nicht subventioniert würden oder die Finanzierung eines Führerscheins abgelehnt würde, der notwendig wäre, um bestimmte Jobs ausüben zu können. Auf einen ähnlichen Sachverhalt deutet auch die folgende Aussage von Monika V. hin:

„Weil ich, ich bin der Mensch ich habe schon immer gesagt ich will wieder arbeiten gehen. Ich habe auch mich oft genug ans Jobcenter gewandt und jedes Mal hieß es: `Nein! Nein!´ Und irgendwann sagt man: `Weißte was? Leck mich!´“ (Monika V., 1:40).

Sicherlich steht die Wut auf das Jobcenter in einigen Fällen auch stellvertretend für die Frustration, die aus der ungewollten Arbeitslosigkeit herrührt. Dennoch kann festgehalten werden, dass die Interviewten sich diskreditiert fühlen, weil die Elemente des Forderns implizit als Unterstellung wahrgenommen werden, nicht arbeiten gehen zu wollen – auf der anderen Seite aber Hilfen, um die eigene Situation zu verbessern, nur eingeschränkt gewährt werden.

7.2 „Wie könnt ihr die nur für euch putzen lassen?“ – Stigmatisierung im sozialen Nahumfeld

Die Interviewten machen nicht nur im Umgang mit Institutionen stigmatisierende Erfahrungen, sondern auch im sozialen Nahumfeld. So meiden beispielsweise Personen aus der Nachbarschaft oder die Eltern anderer Kinder den Umgang mit den Interviewten und kommunizieren dies mitunter auch vor Dritten. Jana H. etwa berichtete, dass es in ihrer Nachbarschaft negativ aufgenommen wurde, als sie anfing, in einem Privathaushalt zu putzen:

„Auch da, wo ich angefangen hab zu putzen. Das sind recht wohlhabende Leute, sag ich mal so. Die haben auch ´ne Firma und so. Und dann ging´s natürlich gleich: `Wie könnt ihr die für euch putzen lassen?´“ (Jana H., 0:30).

Ihre Arbeitgeber wurden von Dritten dafür kritisiert, die Interviewte als Reinigungskraft zu beschäftigen. Die Gründe, weshalb kinderreiche Mütter im sozialen Nahumfeld abgewertet werden, sind oftmals die gleichen, die auch bei ihnen selbst zu Anerkennungsverlusten führen (vgl. Kap. 6). Allerdings kommt hinzu, dass ihnen, wie auch im Umgang mit Institutionen, unterstellt wird, arbeitsunwillig zu sein und ihre Kinder aufgrund eines ökonomischen Nutzenkalküls zu bekommen. Deutlich wurde dies auch im Interview mit Edith K., als sie und ihr Ehemann darüber sprachen, wie Außenstehende ihre finanzielle Situation bewerten:

Edith K.: „Dann heißt es dann immer: `Hast doch fünf Kinder, hast doch gutes Kindergeld. Und kriegst noch Hartz IV´. Aber das Hartz IV, das wird ja komplett abgezogen, von allem. Da denken die ja gar nicht dran, dass das ja dann doch gar nicht so viel ist. Wie die immer alle meinen.“

Ehemann Edith K.: „`Ihr schafft euch die Kinder doch nur wegen dem Kindergeld an´. So Sprüche kriegt man dann reingehauen“ (Edith K., 0:09).

Auch losgelöst vom ökonomischen Kontext werden die Interviewten im sozialen Nahumfeld für ihr Geburtenverhalten kritisiert. Grundlage der Vorbehalte sind die bereits angeführten reproduktiven Normen, die von den Interviewten nicht eingehalten werden (vgl. Kap. 6.1). Erstens werden diejenigen, die in jungen Jahren Kinder bekommen, für ihr Alter kritisiert – wie beispielsweise Melanie T. im Umgang mit anderen Eltern:

„Auch in der Schule so, die Mütter jetzt. Wenn du jetzt so siehst. Bei mir in der Klasse bin ich jetzt schon so die jüngste Mutter. Da wirst du halt schon so...`Wie alt bist du?´ `24.´ `Und wie viele Kinder hast du?´ `Drei.´ `Drei?! Und so jung?´ Und gucken die schon so“ (Melanie T., 1:14).

Zweitens gelten geringe Geburtenabstände und drittens hohe Kinderzahlen per se als verwerflich. Neben eher beiläufig abschätzigen Bemerkungen manifestiert sich dies auch teils explizit, etwa wenn geäußert wird, dass Familien mit mehr als drei Kindern asozial seien (u.a. Interview Edith K., 0:07). In der Literatur ist beschrieben, dass die Zuschreibung der „asozialen Großfamilie“ historisch gewach-

sen ist und bereits bei rassenhygienischen Überlegungen und Maßnahmen im Nationalsozialismus verwendet wurde (Ayaß 1995; Ayass 2005).

Hinzu kommen Diskreditierungen, die auf der Vermutung beruhen, dass die Untersuchungsgruppe zwangsläufig von sozialen Problemen betroffen sei, in verwahrlosten Verhältnissen lebe und mangelnde kognitive Kompetenzen aufweise. Maria F. berichtete etwa:

„Es wurde wohl viel gesagt, asozial natürlich. Das Klischee, was man halt so hört, Großfamilien. Kinder dumm, Eltern dumm, alles dreckig, keiner macht was, ja“ (Maria F., 0:53).

Negative Zuschreibungen über verwahrloste, sexuell promiskuitive Familien, die in den 1950er-Jahren sogar in wissenschaftlichen Texten zu finden waren (vgl. Hesse 1952/53), sind in der deutschen Gesellschaft nach wie vor verbreitet. Vorbehalte kommen nicht zwangsläufig offen, sondern auch verdeckt zum Ausdruck. Marion E. beschrieb etwa die Begegnung mit einer Ärztin, die für ihren Sohn ein Medikament verordnet hatte – das, wie Marion E. im Anschluss herausfand, Inhaltsstoffe enthielt, um deren Verzicht sie gebeten hatte:

„Ich hab's mir über das ganze Wochenende dann angeguckt und gelesen, im Internet noch recherchiert und festgestellt: Das is´ derselbe Wirkstoff, nur auf einer anderen Trägerbasis […]. Ich hab die Ärztin wirklich gefragt, ob sie der Meinung ist, dass ich zu blöd bin zu lesen. Ja, na ja, das kann's doch aber nicht sein, ich mein und so, weiß ich nicht, hab ich das Gefühl, dass Leute, die Hartz IV bekommen einfach als blöd hingestellt werden. So nach dem Motto: Die müssen alles eingeteilt kriegen, die müssen das zugeteilt kriegen und alles andere, mehr können die nicht. Und außerdem vorm, wirklich vorm Fernseher sitzen und anscheinend saufen“ (Marion E., 0:52).

Die negativen Bilder über Hartz-IV-Empfänger, die auch Klinger/König beschreiben (2006: 113), wirken sich auf verschiedenste Bereiche des sozialen Lebens aus, in denen die Interviewten dadurch benachteiligt sind. Viele Interviewte berichteten beispielsweise, bei der Wohnungssuche chancenlos zu sein, da Vermieter es ablehnen, an Hartz-IV-Empfänger, die zudem kinderreich sind, zu vermieten. Besonders schwierig, so schilderten die Alleinerziehenden, sei auch die Partnersuche. Die Gründe dafür brachte Marion E. in einem Satz auf den Punkt:

„Es ist, ich mein, das ist halt schwierig, ähm, einen Partner zu finden, weil die meisten gucken a) drei Kinder und dann kommt b) Hartz IV dazu, ne...dann wird man wirklich einfach abgestempelt“ (Marion E., 1:15).

In den meisten Fällen beziehen sich die diskreditierenden Klassifizierungen im sozialen Nahumfeld darauf, dass die verschiedenen Normverstöße in der Untersuchungsgruppe kumulieren. Dies zeigte sich beispielsweise, als Nicole W. die ablehnende Haltung ihrer Nachbarn erklärte: „Ich gehe nicht arbeiten und habe viele Kinder. Und das ist eine große Zielscheibe. Sehr groß“ (Nicole W., 0:54). Die Interviewten fühlen sich den zahlreichen Negativzuschreibungen, mit denen sie im Alltag konfrontiert werden, ausgeliefert:

„…man wird in die unterste Schublade aber reingeknallt, ob man das will oder nicht, weil es heißt dann kinderreiche Familie, Hartz IV, also was dahinter steckt, das interessiert die meisten ja nicht. Man entspricht halt einfach dem Klischee und fertig“ (Maria F., 1:24).

Viele fühlen sich ungerecht behandelt, weil sie aus ihrer Sicht nicht absichtlich in ihre gegenwärtigen Lebensverhältnisse geraten sind. Sie kritisieren zudem, dass die tatsächlichen Ursachen für ihre Situation von vielen verkannt werden.

Bei den Personengruppen im sozialen Nahumfeld, von denen die Abwertungen ausgehen, handelt es sich sowohl um entferntere Bekannte als auch um nahestehende Personen. Goffman geht davon aus, dass „zwar unpersönliche Kontakte zwischen Fremden stereotypisierenden Reaktionen besonders unterworfen sind, dieses kategorisierende Herangehen jedoch verschwindet, wenn die Personen vertrauter miteinander werden und Sympathie, Verstehen und eine realistische Einschätzung persönlicher Qualitäten schrittweise die Stereotypisierung ablöst“ (1996 [1963]: 68). Insofern geht Goffman davon aus, dass stigmatisierte Personen primär im öffentlichen Raum unter dem Handlungsdruck stehen, auf Stigmatisierungen zu reagieren bzw. „Stigma-Management“ zu betreiben. Prinzipiell zeigt sich diese Tendenz auch in den hier vorliegenden Interviews: Abwertende Beurteilungen und Kategorisierungen nehmen vermehrt diejenigen vor, die nicht in persönlichem und engem Kontakt mit den Interviewten stehen. Allerdings werden stigmatisierende Äußerungen auch von engen Vertrauten vorgenommen. Diesen Umstand anerkennend stellt Goffman relativierend fest, dass „Vertrautheit Verachtung nicht reduzieren muss“ (ebd.: 69).

Insgesamt war auffällig, dass die Interviewten viel darüber nachdenken, wie sie auf Außenstehende wirken und wie andere über sie denken. Sie vermuten generell, dass Dritte ihnen mit Vorbehalten begegnen. Dies wurde beispielsweise deutlich, als Melanie T. bei ihrer dritten Schwangerschaft über eine Abtreibung nachdachte und sich in diesem Zusammenhang die Reaktionen Außenstehender auf ihre erneute Schwangerschaft vorstellte:

„Und ich kann das nicht. Abtreiben. Ich kann´s nicht […]. Man denkt da wirklich so drüber nach. Und man denkt, ah, eigentlich ist es ja besser. Hast schon zwei. Und wann willste mal Ausbildung, arbeiten? Das zögert sich wieder dann. Und dann stehste wieder da und die Leute denken: `Oh, guck mal, drei Kinder, so jung und will noch nicht arbeiten.´ Und dies und das. Ich hab mir immer gedacht, was denken die anderen über mich? Nicht so, wie es mir dabei geht. Immer erst so, was sagen die anderen jetzt? Freunde, Familie und generell Außenstehende“ (Melanie T., 0:18).

Noch bevor Dritte von ihrer Schwangerschaft erfuhren, antizipierte Melanie T., dass deren Reaktion abwertend sein würde. Erstens aufgrund ihres jungen Alters und zweitens aufgrund der Tatsache, dass sie ihren Lebensunterhalt nicht eigenständig bestritt. Außerdem äußerte sie, dass sie sich aufgrund ihrer Lebensweise wie ein verurteilter Straftäter fühle (Melanie T., 1:46).

Es ist kaum aufzuschlüsseln, ob das antizipierte negative Fremdbild sich stärker aus eigenen Selbstzweifeln oder realen negativen Bewertungen von Anderen ableitet. Die Interviewten gehen generell schnell davon aus, von anderen negativ bewertet zu werden, weil sie sich des Bildes bewusst sind, das im öffentlichen Raum über kinderreiche Familien im Hartz-IV-Bezug kursiert. Dies bedeutet nicht,

dass die Interviewten keine realen stigmatisierenden Erfahrungen machen. Verschärfend kommt jedoch hinzu, dass jenseits der tatsächlich erfahrenen Abwertungen eine generalisierte Wahrnehmung von Stigmatisierung verbreitet ist. Außerdem beziehen die Interviewten allgemeine Beurteilungen über kinderreiche Hartz-IV-Empfänger auf ihre eigene Person, was im folgenden Auszug zum Ausdruck kommt:

„Es ist halt schon so, dass, wenn man andere Leute so hört, Hartz IV und Kinder, dass man sich dann angesprochen fühlt. Auch wenn du nicht direkt angesprochen wirst. Man fühlt sich halt dann doch angesprochen und gekränkt, weil man weiß, man gehört eigentlich auch dazu. Auch wenn es bei dir vielleicht einen anderen Hintergrund hat“ (Melanie T., 1:20).

Die wahrgenommenen und real erfahrenen Stigmatisierungen führen bei den Interviewten zu einer Beschädigung ihres Selbstwerts. Auf die Frage, auf welcher gesellschaftlichen Ebene sich die Interviewten einordnen würden, antworteten sie in der Regel, dass sie zur unteren Schicht gehören. In einigen Fällen differenzierten sie zwischen der Eigen- und der Fremdeinschätzung, wobei die Eigeneinschätzung positiver ausfiel, da die Interviewten sich selbst aufgrund ihrer Werte wie Anstand und Sauberkeit höher einstuften. Von der Gesellschaft fühlen sie sich jedoch degradiert, wie etwa Edith K. und ihr Ehemann festhielten:

Edith K.: „Eigentlich ist man für die Gesellschaft schon die unterste Schublade.“

Ehemann Edith K.: „Ja, wollt ich gerade sagen. Man ist das letzte Stück Dreck.“

Edith K.: „Fünf Kinder, Hartz IV“ (Edith K., 1:25).

Die Wahrnehmung, von der Gesellschaft Anerkennung und Respekt entzogen zu bekommen, beeinträchtigt das Selbstwertgefühl kinderreicher Mütter deutlich. Denn, wie Parsons festhält: „Die Achtung von Menschen zu verlieren, deren Achtung man erwartet, ist einer der schlimmsten Schläge, die der individuellen Befriedigung versetzt werden können” (Parsons 1964: 146).

7.3 Zwischenfazit: Interpersonelle Anerkennungsverluste

Kinderreiche Mütter im Hartz-IV-Bezug verstoßen gegen das kulturelle Selbstverständnis der Gesellschaft, das die Kriterien vorgibt, die zu sozialer Wertschätzung führen (vgl. Honneth 1992: 198). Dies führt zu Stigmatisierungen im sozialen Leben, die eine Form von Missachtung sind, die Honneth beschreibt. Die Formen der Missachtung sind sowohl im Umgang mit Institutionen als auch im sozialen Nahumfeld sichtbar.

Institutionelle Stigmatisierungen, die in der rechtlichen Ausgestaltung des aktivierenden Sozialstaats angelegt sind (Gorz 2000; Butterwegge et al. 2008; Galuske/Rietzke 2008; Brütt 2011) und sich auch im Umgang mit Mitarbeitern der Behörden niederschlagen können, gründen primär auf dem Verdacht, dass Leistungsempfänger nicht arbeiten wollen. Die aktivierenden Elemente der Sozialgesetzgebung, wie Leistungskürzungen, Transparenz und Kontrolle, schüren bei den Interviewten das Ge-

fühl, dass ihnen generell misstraut wird. Aus Sicht der Interviewten zielen die Regelungen darauf ab, das ihnen unterstellte Verhalten zu sanktionieren – indem Leistungen so gering wie möglich gehalten und mitunter auch unter das rechtlich zustehende Anspruchsniveau gedrückt werden. Die Wahrnehmung, dass die Interviewten nicht absichtlich in ihre Lebenssituation geraten sind und zudem aufgrund der geringen Arbeitsmarktchancen und der familiären Situation nicht arbeiten können, bewirkt, dass sie sich ungerecht behandelt fühlen und sich zurückziehen. Die aktivierende Arbeitsmarktpolitik, die soziale Rechte entkollektiviert, führt letztlich zu Anerkennungsverlusten: Das geringe Maß an Anerkennung, das laut Honneth (2003: 176) durch den individuellen Rechtsanspruch auf wohlfahrtsstaatliche Leistungen in der Sphäre der Leistung zugestanden wird, verflüchtigt sich zunehmend.

Im sozialen Nahumfeld werden die Interviewten stigmatisiert, weil sie gegen die Arbeitspflicht und die reproduktive Kultur verstoßen. Die in Kapitel 6 beschriebenen Normverstöße führen demnach nicht nur dazu, dass die Mütter sich selbst kritisieren, sondern auch dazu, dass sie von anderen kritisiert werden. Hinzu kommt, dass ihnen offen unterstellt wird, ihre Kinder aus ökonomisch-rationalistischen Gründen zu bekommen und arbeitsunwillig zu sein.

Die Negativbewertungen durch Dritte, sowohl im Umgang mit Institutionen als auch im sozialen Nahumfeld, führen bei den Betroffenen zu Scham, die Honneth als fremdverschuldet beschreibt (1993: 223). Sie verstärken, dass die Mütter sich nicht als die Personen wahrnehmen können, die sie ihren Ich-Idealen nach zu sein wünschen. Kinderreichtum in doppelt unsicheren Verhältnissen führt deshalb nicht nur zu intrapersonellen Anerkennungsverlusten, sondern aufgrund von Stigmatisierungen auch zu interpersonellen Anerkennungsverlusten.

Die selbst- und fremdverschuldete Scham, die bei den Interviewten aufgrund ihrer Lebensweise entsteht, mündet in eine Wahrnehmung genereller Ablehnung. In der Folge werden Interaktionserfahrungen auch dann als stigmatisierend interpretiert, wenn sie objektiv betrachtet möglicherweise einen anderen Bedeutungsgehalt haben. Hinsichtlich der Auswirkungen ist es jedoch unerheblich, ob es sich um empfundene oder tatsächliche negative Interaktionserfahrungen mit anderen handelt (Sachweh 2009: 140): Denn in beiden Fällen, wird der Selbstwert beeinträchtigt.

Darüber hinaus zeigte sich, dass die Auswirkungen der Erfahrung von Stigmatisierung nicht allein das subjektive Wertgefühl der Mütter betreffen, sondern sich zudem auf ihre soziale Position auswirken. Denn, wie Neckel/Sutterlüty (2008: 16) festhalten, beeinträchtigen negative Zuschreibungen die Handlungschancen von Personen und setzen damit ihre relative Position im sozialen Raum herab. Konkret zeigte sich dies etwa darin, dass die Interviewten auf dem Arbeitsmarkt, dem Wohnungsmarkt und dem Partnermarkt benachteiligt sind.

Letztlich trägt sowohl die selbst- als auch die fremdinduzierte Abwertung dazu bei, dass die Mütter unter enormem Stress stehen und sich hinsichtlich ihres Lebensplans als gescheitert wahrnehmen. In fast allen Interviews äußerten sie, dass sie ihre Lebensumstände als desolat einschätzen und nicht antizipiert haben, jemals in solchen Verhältnissen zu leben. Die zeigte sich beispielhaft im Interview mit Stephanie L.: „Ja, also ich hab's mir nicht so vorgestellt, dass ich so ende. Weiß ich nicht“ (Stephanie L., 0:05).

Das eigene Scheitern kam in den Interviews oftmals dann zum Ausdruck, wenn über die Zukunftsaussichten der Kinder gesprochen wurde, die sich bei der Mehrheit klar von der eigenen gescheiterten Lebenslage abgrenzt:

„Ich werd´ das, genauso wie ich das auch zu meiner Tochter sag: `Du möchtest doch bitte nicht in meinem Alter nicht so sitzen, wie ich jetzt hier sitze! Hartz IV, Kinder daheim und keinen Mann.´ Ich sag ihr schon, du musst was aufbauen, um das NICHT so zu haben“ (Jana H., 1:32).

8 Fazit

Ausgangspunkt der Untersuchung war die Feststellung, dass Mütter mit vielen Kindern überdurchschnittlich oft von sozialstaatlichen Transfers – genauer: Hartz IV – leben. Kinderreiche Hartz-IV-Empfängerinnen sind zudem oft alleinerziehend oder leben in nichtehelichen Lebensgemeinschaften. Dies bedeutet, sie gründen ihre Familien sowohl in unsicheren ökonomischen als auch in unsicheren privaten Verhältnissen. Ziel war es, die Ursachen für den Kinderreichtum in doppelt unsicheren Verhältnissen herauszuarbeiten und zu beleuchten, inwiefern ihre Lebenslage den Hoffnungen entspricht, die zu den Schwangerschaften führen. Konkret wurden zwei Forschungsfragen formuliert:

1) Warum bekommen Frauen trotz ökonomischer und partnerschaftlicher Unsicherheiten viele Kinder?

2) Inwiefern erfüllen sich die Erwartungen, die sie mit ihrer Mutterschaft verbinden?

Die zentralen Ergebnisse lauten: Durch Kinder erhoffen sich die Mütter Anerkennung, die in der Sphäre der Liebe und der Leistung ansonsten versagt bleibt (Kapitel 5). Allerdings ist diese Hoffnung zerbrechlich: Denn die Mutterschaft führt gleichzeitig zu Anerkennungsverlusten und damit zu einer Abwertung des Selbstbildes. Zum einen, weil die Mütter unter ihrem Verstoß gegen kulturelle Normen leiden und in manchen Fällen zusätzlich von familiären Problemen betroffen sind (Kapitel 6); zum anderen, weil sie aufgrund der Normverstöße gesellschaftlich stigmatisiert sind (Kapitel 7).

8.1 Diskussion der Ergebnisse und theoretische Implikationen

Mutterschaft als Anerkennungshoffnung

Kinderwünsche sind durch mehrere Motive bedingt, die den Interviewten nicht zwangsläufig bewusst sind. Die Kombination der Motive schlägt sich in einer spezifischen Motivkonstellation nieder, die sich bei jeder Geburt anders darstellt. Differenzen zeigen sich sowohl zwischen den Müttern als auch zwischen den einzelnen Geburten einer Mutter. Schwangerschaften sind außerdem oft von ambivalenten Gefühlen begleitet – sie können gleichzeitig gewollt und ungewollt sein. Dies führt dazu, dass Konzeptionen häufig weder aktiv geplant noch konsequent verhindert werden – sondern einfach „geschehen“. Es ist anzunehmen, dass die gefundenen Motive auch bei anderen Bevölkerungsgruppen ausschlaggebend für Kinderwünsche sind. Dass sie in der Untersuchungsgruppe jedoch überdurchschnittlich oft wirksam werden und entsprechend mehr Kinder geboren werden, lässt sich auf einen zentralen, übergeordneten Faktor zurückführen: Kinder sind Ausdruck der Suche nach Anerkennung, die sowohl in der Sphäre der Liebe als auch der Leistung verwehrt bleiben.

In der Sphäre der Liebe zeichnen sich Anerkennungsdefizite im eigenen Elternhaus und in den Partnerschaften ab. Die Interviewten stammen zunächst teils aus zerrütteten und emotionskargen Familien und weisen aufgrund dessen ein Defizit an Bindungserfahrungen auf – dies begünstigt die Geburt von Kindern. Denn die eigene Mutterschaft dient dazu, die erlebte fehlende Anerkennung zu kompensieren und verspricht Zugehörigkeit, die in der Herkunftsfamilie nicht erfahren wurde. Zudem erweisen sich die Partnerschaften der untersuchten Mütter als instabil, was Schwangerschaften durch den Wunsch nach Bindung fördert. Kinder haben hier zweierlei Funktion: Zum einen erhoffen sich die Mütter, dass durch sie die Beziehung zu den Partnern gefestigt wird und familiärer Zusammenhalt entsteht. Die Kindsmutter eines Mannes zu werden ist mit dem Wunsch assoziiert „für den anderen von einzigartigem Wert zu sein“ (Honneth 1992: 168) und zu bleiben. Dabei zeigt sich eine enorme Hoffnungsbereitschaft, denn auch nach mehreren Erfahrungen, dass Kinder nicht zu Partnerschaftsstabilität führen müssen, erneuert sich der Wunsch nach einem gemeinsamen Familienleben mit jedem neuen Partner. Deshalb führen neue Partnerschaften oftmals schnell zu weiteren Schwangerschaften. Zum anderen sind Kinder aber auch – gerade weil die Frauen auch die Erfahrung machen, dass Partnerschaften (immer wieder) zerbrechen – die einzige Quelle für langfristige Bindungen. Kindern kommt insofern auch eine kompensatorische Funktion innerhalb der Liebessphäre zu: Der Bezug von Anerkennung wird von der partnerschaftlichen Zweierbeziehung in die Mutter-Kind-Beziehung verschoben.

Verstärkt wird das Bedürfnis, in der Sphäre der Liebe anerkannt zu werden, weil die Interviewten auch in der Sphäre der Leistung keine Anerkennung erfahren. Aufgrund niedriger Bildungsabschlüsse und später der familiären Situation ist der Zugang zu regulärer Erwerbsarbeit versperrt. Geringe Chancen – real erfahrene oder wahrgenommene – führen dazu, dass Schwangerschaften erwünscht oder zumindest nicht verhindert werden. Denn Mutterschaft kompensiert die fehlende Anerkennung aus der Erwerbsarbeit und erleichtert es, den sozialstaatlichen Leistungsbezug vor sich selbst und anderen zu legitimieren. Allerdings wirkt die Geburt weiterer Kinder auch auf die Anerkennungschancen in der Leistungssphäre zurück, hierbei handelt es sich nicht um eine einseitige Ursache-Wirkungs-Beziehung. Steigende Kinderzahlen verschlechtern die Arbeitsmarktchancen weiter, weil die Mütter für Arbeitgeber weniger attraktiv sind und aufgrund ihrer Kinder zu wenig Zeit für den Arbeitsmarkt haben. Hinzu kommt, dass einige von ihnen aufgrund familiärer Belastungen keine Ressourcen frei haben, um erwerbstätig zu sein. In der Folge entsteht ein Kreislauf, bei dem sich die Geburten von Kindern und die sozialstaatliche Abhängigkeit gegenseitig bedingen und erhöhen. Wenn die Mütter bei der Erstgeburt sehr jung sind und vorher noch nicht gearbeitet haben, zeigen sich die Wechselwirkungen besonders deutlich. Denn ohne vorherige Berufserfahrung eine Familie zu gründen, führt dazu, dass die Arbeitswelt den Interviewten fremd ist und sie nicht daran glauben, dort integriert werden zu können.

Für die Vermutung, dass kinderreiche Mütter im Hartz-IV-Bezug Erwerbsarbeit grundsätzlich ablehnen, ließen sich keine Hinweise finden. Allerdings scheitern die Mütter, eine reguläre Beschäftigung zu finden, Jobchancen haben sie ausschließlich in Beschäftigungsfeldern jenseits des Normalarbeitsverhältnisses: Diese sind prekär und stehen Polanyis Forderung nach „Arbeit unter akzeptablen Bedingungen“ (1997 [1944]: 338) diametral entgegen. Häufig handelt es sich um Niedriglohnjobs oder Beschäftigung in Zeitarbeit, die sich durch ausbeuterische Arbeitsbedingungen auszeichnet und die Beschäftigten zu Angestellten zweiter Klasse degradiert. Temporär ist staatlich geschaffene Beschäftigung auf dem zweiten Arbeitsmarkt zugänglich, für die allerdings weniger ein Lohn als eine Aufwandsentschädigung gezahlt wird. Arbeitnehmer können aus diesen Erwerbsformen in den Worten Honneths (2011a: 14) „kaum mehr irgendeine stabile Form von Selbstachtung beziehen, weil die Beschäftigungsverhältnisse zu durchlöchert und fragmentiert“ sind. Den Müttern stehen zwei Optionen offen: Sie können versuchen, ihre Familienarbeit, die aufgrund der Kinderzahlen und der oftmals fehlenden (partnerschaftlichen) Unterstützung bereits kräftezehrend ist, mit einer prekären Beschäftigung, für die sie kaum entlohnt werden, zu vereinen. Oder sie können sich in die Familienwelt zurückziehen.

Weil reguläre Beschäftigung unerreichbar ist und die verfügbaren Jobmöglichkeiten hochgradig prekär sind, bleibt der Weg versperrt, von der identitätsstiftenden Funktion von Erwerbsarbeit zu profitieren und daraus Selbstschätzung abzuleiten. Anders als bei erfolgreich in den Arbeitsmarkt integrierten Frauen besteht deshalb in der Untersuchungsgruppe wenig Anlass, weitere Geburten konsequent zu verhindern, denn wie Hoffman/Hoffman feststellen, ist Verhütung immer auch mit Aufwand verbunden: “not having a baby requires far more sustained attention than having one“ (ebd. 1973: 26). Hinzu kommt, dass Kinder sich in vielfacher Hinsicht positiv auf das eigene Wohlbefinden und Wertegefühl auswirken. Die Mutterrolle kompensiert fehlende Anerkennung in zweierlei Hinsicht. Erstens werden Anerkennungsbedürfnisse von der Leistungs- in die Liebessphäre verschoben. Honneth stellt unter Rückbezug auf Parsons Überlegungen zur modernen Familie fest, dass dem familiären System eine ausgleichende Funktion zukommt: Erleiden Individuen Anerkennungsverluste in den anderen gesellschaftlichen Sphären, insbesondere der der Leistung, „soll ihnen im Nahbereich der Fürsorge- und Zuneigungsbeziehungen eine kompensatorische Form der Anerkennung zukommen können“ (Honneth 2011a: 39). Zweitens findet eine Verschiebung innerhalb der Leistungssphäre statt, denn Familienarbeit wird von den Interviewten als eine alternative Leistungsform zur Erwerbsarbeit umgedeutet, von der ebenfalls identitätsstiftende Wirkungen ausgehen – im Vokabular der Berufswelt bezeichnen sich die Interviewten entsprechend als „Fulltime-Mütter“. Die Frauen verlagern damit Anerkennungsbedürfnisse von der Erwerbsarbeit in die Familienarbeit. Gesicherte ökonomische Verhältnisse, die wie zu Beginn der Arbeit festgestellt in der Literatur und in der deutschen Bevölkerung als Voraussetzung für Familiengründungen gesehen werden, spielen in der Untersu-

chungsgruppe deshalb keine Rolle, weil sie kaum erreichbar sind. Infolgedessen sind sie keine notwendige Bedingung mehr für Schwangerschaften – vielmehr: Die ökonomische Unsicherheit wirkt sich sogar positiv auf den Wunsch nach Kindern aus.

Die Antwort auf die Frage, warum Frauen unter prekären wirtschaftlichen und persönlichen Bedingungen kinderreiche Familien gründen, lautet: Nicht trotz, sondern wegen der doppelten Unsicherheit werden Kinder geboren. Denn mit Kindern ist die Hoffnung auf soziale (Selbst-)Anerkennung und soziale Bindung verbunden. Gerade weil die Mütter in der Sphäre der Leistung und in der Sphäre der Liebe immer wieder scheitern, stellen Kinder eine alternative Anerkennungsquelle dar. Die Schwangerschaften können von Anerkennungsdefiziten in einer einzigen Sphäre oder von Anerkennungsdefiziten aus beiden Sphären gleichzeitig dominiert sein. Der Familiengründungsverlauf als Ganzes ist oftmals von der Wechselbeziehung zwischen den Anerkennungsdefiziten bedingt. Wird beispielsweise eine erste Schwangerschaft von Anerkennungsdefiziten im eigenen Elternhaus verursacht, die in der Konsequenz zum Abbruch der Ausbildung führt, evoziert dies sinkende Chancen in der Leistungssphäre, weil die Arbeitsmarktaussichten davon beeinträchtig werden – die Geburt weiterer Kinder erklärt sich dann (auch) durch Anerkennungsdefizite in der Leistungssphäre. Das Geburtenverhalten in der Untersuchungsgruppe gründet sich letztlich häufig auf Wechselwirkungen zwischen Anerkennungsdefiziten in der Sphäre der Liebe, Anerkennungsdefiziten in der Sphäre der Leistung und bereits vorhandenen Kindern. Welches Defizit zuerst wirkt, unterscheidet sich von Fall zu Fall. Und auch, welche Defizite wann im Lebenslauf auftreten. Fragt man, auf welche Weise sich die Mütter Anerkennung durch ihre Erziehungsaufgabe versprechen, so kann unterschieden werden zwischen der Anerkennung *wegen* der Kinder, die ihnen aufgrund ihrer mütterlichen Leistungen zukommt und der Anerkennung *von* den Kindern, die ihren Müttern Zuneigung entgegenbringen und ihre Bindungsbedürfnisse erfüllen.

Bevölkerungsgruppen, denen es gelingt, durch eine funktionierende Integration in den beiden Sphären Anerkennung zu beziehen, sind weniger auf Kinder angewiesen und durch sie möglicherweise in anderen Lebensbereichen sogar beeinträchtigt. Zu denken ist hierbei an beruflich erfolgreiche Frauen aus der Mittelschicht, die in sicheren Partnerschaften leben. Viele Kinder können Karriereabsichten vereiteln oder partnerschaftliche Zweierbeziehungen beeinträchtigen – entsprechend haben diese Frauen ein stärkeres Interesse daran, ihr Geburtenverhalten konsequent zu kontrollieren und zu beschränken. In der neueren Fertilitätsforschung werden regionale Bedingungen als einflussreicher Faktor für individuelles Geburtenverhalten diskutiert (u.a. Basten et al. 2011; Hank et al. 2004). Wenn die Lebensverhältnisse prekär sind, spielen regions- und länderspezifische Einflüsse jedoch vergleichsweise eine untergeordnete Rolle, um generatives Verhalten zu erklären. Dafür spricht, dass

sich keine Unterschiede zwischen west- und ostdeutschen Frauen finden ließen[104]. Im Literaturvergleich zeigen sich zudem erstaunliche Übereinstimmungen zwischen Deutschland, den USA und Großbritannien. Für die USA zeigen Edin/Kefalas, dass unterprivilegierte junge Frauen Kinder bekommen, um ihrem Leben Sinn und Bedeutung zu verleihen: they "grab eagerly at the surest source of accomplishment within their reach: becoming a mother" (2007: 46). Graham/McDermott (2006: 26) fassen die Ergebnisse qualitativer Studien in Großbritannien zusammen und stellen fest, dass junge benachteiligte Frauen ihre identitäre Rollenfindung auf Mutterschaft auslegen, da ihre beruflichen Aussichten begrenzt sind:

"Participants in these studies recognise the importance of education for future employment, but do not anchor their future identities in the labour market, with its prospects of low-paid and insecure work. Futures are built, instead, around motherhood, where the opportunities for self-esteem and social respect appear more certain".

Der Ländervergleich verdeutlicht, dass Mutterschaft in sozial benachteiligten Bevölkerungsschichten vom Wunsch nach sozialer Anerkennung und Identitätsstiftung angetrieben ist und alternative Bezugsquellen oftmals nicht erreichbar sind oder erscheinen. „Mutterschaft als Anerkennungshoffnung" gilt regions- und länderübergreifend dort, wo alternative Anerkennungswege verschlossen bleiben.

Theoretische Schlussfolgerungen zum Geburtenverhalten

An diese Feststellung schließt die Frage an, inwiefern die gängigen Mikrotheorien zum Geburtenverhalten in der Lage sind, das empirische Phänomen zu beschreiben. Sowohl ökonomische als auch soziologische Fertilitätstheorien verfehlen es, die gefundenen empirischen Zusammenhänge theoretisch zu fassen. Die im Theoriekapitel vorgestellten Theorien zum Geburtenverhalten – die ökonomische Theorie, die Value-of-Children-Theorie und die biographische Theorie – müssen in Anschluss an die Ergebnisse in zweierlei Hinsicht kritisiert werden: Die erste Kritik bezieht sich auf die inhaltlichen Ursachenzuschreibungen (1), die zweite auf die entscheidungstheoretische Grundlage, auf der alle drei theoretischen Zugänge beruhen (2).

(1)

Traditionell dominieren in der Fertilitätsforschung ökonomische Rational-Choice-Ansätze (u.a. Becker 1993), nach denen individuelles Geburtenverhalten aus bewusst getroffenen Kosten-Nutzen-Kalkulationen folgt. Jüngere Forschungsarbeiten, wie auch die Ergebnisse der GLOBALLIFE-Studie, die sich explizit auf das Geburtenverhalten unter ökonomischer Unsicherheit beziehen, schließen sich

[104] Wie bereits erwähnt unterscheidet sich das Geburtenverhalten in den beiden deutschen Landesteilen nach wie vor maßgeblich (z.B. Bujard et al. 2012). Dies wird in der Literatur neben der unterschiedlichen Verfügbarkeit von Betreuungsplätzen mit dem Fortbestand kultureller Eigenheiten, die sich durch die Sozialisation in unterschiedlichen Systemen herausbildeten, erklärt (Bernardi/Keim 2007; Buhr et al. 2011: 175). In der unterprivilegierten Bevölkerungsgruppe dieser Arbeit fanden sich zwischen west- und ostdeutschen Müttern keine unterschiedlichen Erklärungen für den Kinderreichtum. Berücksichtigt werden muss allerdings, dass die Fallzahlen, insbesondere die der ostdeutschen Mütter, niedrig sind und auf eine breitere empirische Basis gestellt werden sollten.

dieser Theorietradition weitgehend an (u.a. Mills/Blossfeld 2005). Demnach beschränken Individuen ihr Geburtenverhalten, weil sie in ihrer fertilen Phase zunehmend unsicher beschäftigt oder arbeitslos sind und Kinder ihre zukünftigen Einnahmen beeinträchtigen könnten. Das Kernargument dieser Theorien, das Geburtenverhalten primär durch ökonomische Kosten-Nutzen-Kalkulationen erklärt, hat für kinderreiche Frauen im Hartz-IV-Bezug kaum Erklärungskraft. Denn bei ihnen sind nicht ökonomische Interessen der entscheidende Faktor für die Familiengründung, sondern Bedürfnisse nach Anerkennung und sozialen Bindungen. Entgegen der Annahme der klassischen Wirtschaftstheorie steht ihr Geburtenverhalten sogar konträr zu der Logik der Geldmaximierung: Denn letztlich führt die Umsetzung ihrer emotionalen und sozialen Bedürfnisse dazu, dass ihre materielle Benachteiligung sich verfestigt. Diesem Umstand wird die klassische Wirtschaftstheorie auch mit ihrem Versuch, nicht-monetäre Zusatznutzen in die Modelle einzuführen, nicht gerecht. Zwar kann der Verweis Beckers, dass auf der Nutzenseite nicht nur ökonomisches, sondern auch „psychisches Einkommen" (Becker 1993: 189) Geburtenverhalten bedingt, in seiner Deutungsoffenheit anerkennungstheoretisch interpretiert werden. Denn soziale Anerkennung, so könnte argumentiert werden, trägt immer auch zur psychischen Befriedigung von Individuen bei. Allerdings ginge bei dieser tautologischen Auslegung des Kosten-Nutzen-Begriffes die Erklärungskraft der Theorie verloren (vgl. dazu auch Etzioni 1994).

Soziologische Theorien wie die Value-of-Children-Ansätze, die den Einfluss sozialer und psychologischer Geburtenmotive stärker in den Vordergrund stellen, sind auf den ersten Blick geeigneter, um Geburtenverhalten zu erklären. Hoffman/Hoffman (1973) nennen eine Vielzahl an Geburtenmotiven, die sich auch bei kinderreichen Müttern in unsicheren Verhältnissen widerfinden. Mutterschaft fördert es beispielsweise, als reifes Mitglied in der Gesellschaft anerkannt zu werden und somit eine soziale Identität zu beziehen (ebd.: 47). Auch die Vermutung, dass sozial benachteiligte Bevölkerungsgruppen sich vergleichsweise mehr Kinder wünschen, weil ihnen alternative Wege zu nicht-ökonomischer Bedürfnisbefriedigung versperrt sind, bestätigt sich in dieser Untersuchung. Allerdings führen die Autoren nicht an, welche die ausschlaggebenden Bedürfnisse sind, die hinter dem Kinderwunsch stehen und verbleiben bei einer nicht abschließenden numerischen Auflistung der Geburtenmotive benachteiligter Gruppen: "Children may be the lower-class man´s only opportunities to feel effective, to have a sense of personal worth, to have power over another" (ebd.: 61). Expliziter anerkennungstheoretisch argumentierend formuliert Nauck in seiner VOC-Theorie, dass der Statusgewinn und der emotionale Nutzen durch Kinder „zur Optimierung von sozialer Anerkennung von Eltern beitragen" (2001: 415) kann. Damit nennt er den zentralen Faktor des Geburtenverhaltens, gewichtet ihn allerdings nicht angemessen, da er ihn lediglich als einen von mehreren Unterpunkten anführt.

Auch die VOC-Theorie von Friedman et al. (1994), die Geburten als Möglichkeit beschreibt, biographische Sicherheit herzustellen, liefert einen Beitrag zum Verständnis von Familiengründungen. Die Autoren stellen fest, dass Schwangerschaften in unsicheren Verhältnissen dazu führen, dass der eigene Werdegang bei verschlossenen Berufs- und Ausbildungsmarktchancen zumindest im Privatleben vorhersehbar und strukturiert wird. Dies trifft besonders in Phasen der Orientierungslosigkeit zu. Es soll nicht abgesprochen werden, dass der Wunsch nach Stabilität und Planbarkeit sich auf das Geburtenverhalten auswirkt, allerdings ist er nur ein motivationaler Teilaspekt des übergeordneten Wunsches, sich selbst anerkennen zu können und von anderen anerkannt zu werden. Anerkennungsbedürfnisse in der Sphäre der Leistung können nur dann erfüllt werden, wenn ein gewisses Maß an beruflicher und ökonomischer Sicherheit vorhanden ist. Insofern ist es auch aufgrund von Anerkennungsbedürfnissen notwendig, Unsicherheiten zu reduzieren. Eine umfassende Theorie des Geburtenverhaltens ist deshalb sinnvoller am Begriff der Anerkennung aufzuziehen.

Letztlich liefern VOC-Theorien angemessenere Hinweise auf die Ursachen, die Geburtenverhalten unter Unsicherheit bedingen, als die Ansätze der Neuen Haushaltsökonomie, da sie psychische und soziale Faktoren stärker gewichten. Dennoch verfehlen sie es auf der inhaltlichen Ebene, die zentrale Bedeutung von Anerkennung für das generative Verhalten herauszuarbeiten. Auch die biographische Theorie Birgs wird diesem Anspruch nicht gerecht. Anders als Beckers Theorie hebt sie hervor, dass Handlungsoptionen von vergangenen biographischen Entscheidungen strukturiert werden und berücksichtigt damit, wie die „Elemente der Wahlmenge“ (Birg 1992: 198) zustande kommen, für die Individuen sich entscheiden können. Dieser Erkenntnis kann zunächst nicht widersprochen werden: Denn, wie gezeigt wurde, bedingen sich besonders die beiden biographischen Elemente Familiengründung und berufliche Karriere. Werden durch die Geburt von Kindern Ausbildungswege abgebrochen, limitiert dies die Möglichkeiten für die berufliche Entwicklung. Gleichzeitig bleibt der Weg offen, weitere Kinder großzuziehen. Was Birgs Theorie zeigt, ist, dass Individuen sich biographisch nicht immer wieder neu erfinden können, da vergangene Handlungen und Ereignisse aktuelle und zukünftige Optionen limitieren. Allerdings bleibt offen, warum innerhalb des verbleibenden Handlungsspielraumes bestimmte Optionen verwirklicht werden – die Inhalte der Handlungsmotive bleiben unklar. Birg erwähnt, dass neben der ökonomischen Logik von generativen Entscheidungen auf entwicklungspsychologische und soziale Logiken eine Rolle spielen (1992: 200); mit dieser Feststellung grenzt er sich nicht bedeutend von ökonomischen Theorien und VOC-Theorien ab, die an untergeordneter Stelle ebenfalls nicht-ökonomische Handlungsmotivationen in ihren Modelle zulassen.

Es kann festgehalten werden, dass alle diskutierten theoretischen Ansätze es verfehlen, die zentrale Bedeutung anerkennungstheoretischer Bedürfnisse für die Geburt von Kindern – die sich auch vor

dem Hintergrund alternativer Anerkennungsmöglichkeiten formieren – herauszuarbeiten. Die vielfältigen Kinderwunschmotive sind sehr häufig mit dem Streben nach Anerkennung verknüpft, das Honneth in Kampf um Anerkennung (1992) beschreibt. Geburtenverhalten unter Rückgriff auf Honneths Theoriekonstrukt zu erklären, basiert auf der Annahme, dass Individuen zu einem positiven Selbstverhältnis nur gelangen können, wenn sie in den Sphären der Liebe, des Rechts und der Leistung Anerkennung erfahren. Wenn für bestimmte Bevölkerungsgruppen in diesen Sphären nur marginale Chancen auf Anerkennung existieren, weil Teilhabemöglichkeiten verschlossen und persönliche Beziehungen fragil sind, stellt die Geburt von Kindern einen alternativen Weg des Anerkennungsbezugs dar.

(2)

Die gängigen Fertilitätstheorien verfehlen es nicht nur, den bestimmenden Faktor von Geburtenverhalten zu bestimmen, sondern auch die kognitiven Prozesse zu beschreiben, die Geburtenverhalten unterliegen. Schwangerschaften sind bei kinderreichen Müttern im Hartz-IV-Bezug oftmals keine Folge bewusster, rationaler Entscheidungsprozesse. Rational-Choice-Theorien der Fertilität gehen davon aus, dass Menschen rational handeln, um ihren ökonomischen, teils auch psychischen und sozialen Nutzen zu maximieren. Geburtenentscheidungen werden demnach bewusst auf Grundlage einer individuellen Kosten-und Nutzenkalkulation getroffen. Das vorliegende empirische Material widerspricht dieser unterstellten kognitiven Direktion des Geburtenverhaltens – denn es wird primär von sozialen und emotionalen Bedürfnissen gelenkt, die nicht als reflektierte Faktoren zu bestimmten Entscheidungen führen. Rational-Choice-Bemühungen, emotionale und soziale Bedürfnisse unter dem Begriff des psychischen Nutzens in die Modelle einzuführen, sind fehlgeleitet. Denn es wird davon ausgegangen, dass auch der psychische und soziale Nutzen für jedes Kind ex-ante kalkuliert wird und Schwangerschaften nur dann entstehen, wenn die Vorteile die Kosten übersteigen. Dies ist allerdings nicht der Fall: Ausgeklügelte Entscheidungsprozesse finden sich in der empirischen Realität, zumindest bei kinderreichen Müttern im Hartz-IV-Bezug, in den meisten Fällen nicht statt.

Dies führt zu der Frage, welche anderen Handlungstheorien geeignetere Entscheidungsheuristiken anbieten, um die subtiler wirkende Rationalität im Zusammenhang mit Anerkennungsbedürfnissen zu beschreiben. Die Theorie des geplanten Handelns berücksichtigt, dass Entscheidungen neben Interessen auch von sozialen Normen geprägt sind. Damit ist theoretisch die Möglichkeit gegeben, Entscheidungsprozesse jenseits der klassischen Rationalität zu berücksichtigen. Allerdings wird, wie der Name bereits ankündigt, auch hier davon ausgegangen, dass Individuen zunächst die Ergebnisse ihrer Handlungen evaluieren. Die Evaluation erfolgt unter zweierlei Gesichtspunkten: Erstens werden eigene Interessen berücksichtigt, zweitens sind soziale Normen von Bedeutung. Unter sozialen Normen wird der wahrgenommene soziale Druck verstanden, der bestimmt, ob Handlungen vorgenommen

oder unterlassen werden sollten (Ajzen/Madden 1986: 454). Je positiver das Resultat, desto höher werden die Anstrengungen des Akteurs ausfallen, das entsprechende Ziel zu erreichen. Letztlich unterscheidet sich die Theorie des geplanten Handelns damit hinsichtlich ihrer kognitiven Direktion nicht von Rational-Choice-Theorien.

In Ecological-Rationality-Ansätzen wird hingegen von einer begrenzten Handlungsrationalität der Akteure ausgegangen (Erhardt et al. 2012). Komplexe Entscheidungen unter Unsicherheit übersteigen die Fähigkeit von Akteuren, die notwendigen Informationen zu generieren und zu verarbeiten und verursachen zudem hohe Kosten. Weil das Abwägen von Informationen in einer unsicheren Umwelt nicht zwingend zu besseren Ergebnissen führt, greifen Menschen auf einfache Handlungsheuristiken zurück, die mit wenig Aufwand verbunden sind (Todd/Gigerenzer 2012: 26). Dabei handelt es sich um „automatisierte Entscheidungsregeln“: Handlungen, die sich in der Vergangenheit bewährt haben, werden wiederholt (Erhardt 2012: 85). Ähnlich stellt Fazio (1990: 88f.) fest, dass abwägende Entscheidungen hohe Kosten und kognitive Anstrengungen verursachen und deshalb in vielen Fällen routiniertes Entscheidungsverhalten vorgezogen wird. Allerdings ist unklar, warum und auf welche Weise automatisierte Entscheidungen, beispielsweise für Familiengründungen, entstehen. Damit bleibt der der Ecological-Rationality-Ansatz letztlich inhaltsleer.

Dass Handlungslogiken jenseits rationaler Entscheidungsprozesse wirksam sein können, beschreibt Etzioni mit seinem N/A-Entscheidungsmodell[105]. Demnach sind Entscheidungen zum Großteil nicht auf logisch-empirische Prozesse zurückzuführen, sondern hängen von normativ-affektiven (nicht kognitiven) Einflüssen ab, die wiederum von individuellen, psychodynamischen und kollektiven Kontexten geprägt werden (Etzioni 1996: 170). Sie können Entscheidungen auf drei Weisen beeinflussen. Im ersten Fall schließen internalisierte Werte und Normen rationale Entscheidungen aus. Im zweiten Fall sind die Überlegungen für Entscheidungen in hohem Maße von normativ-affektiven Faktoren geprägt, so dass die logisch-empirischen vergleichsweise von untergeordneter Bedeutung sind. Und im dritten Fall werden zwar logisch-empirische Entscheidungen getroffen, allerdings definieren normativ-affektive Faktoren die Bereiche, innerhalb derer die rationalen Entscheidungen getroffen werden können (ebd.: 172ff.). Dies bedeutet, dass es immer affektive Faktoren sind, die Verhalten, oder auch deren vorgelagerte Entscheidungen, bedingen.

Auf diese von Etzioni beschriebene Weise wirken Anerkennungsbedürfnisse und rufen damit letztlich bestimmte mehr oder weniger bewusste Handlungen hervor. Sie wirken subtil und entziehen sich oftmals der bewussten Reflektion. Sie lassen sich nicht als vorgeschaltete Rationalität im klassischen Sinne begreifen, wie sie von den gängigen ökonomischen Handlungstheorien und ihren soziologi-

[105] N/A-Faktoren stehen in Etzionis Modell für normativ-affektive Faktoren.

schen Ablegern unterstellt werden. Wenn Anerkennungswünsche Verhalten bedingen, zum Beispiel Familiengründungen, liegt diesem Prozess eine andersartige Rationalität zugrunde, denn hierbei handelt es sich nicht um planvoll kalkulierte Wahlakte. Verhalten, das aus Anerkennungswünschen resultiert, als irrational im negativ konnotierten Sinne zu begreifen, wäre dennoch falsch. Der Wunsch nach Anerkennung, und damit verbunden emotionaler Bindung, ist ein menschliches Grundbedürfnis, das jeder Handlung vorgeschaltet ist, wenngleich dies den Akteuren nicht bewusst sein muss. Es handelt sich um ein internalisiertes Bedürfnis, das nicht nach dem Schema der ökonomischen Zweck-Mittel-Rationalität funktioniert, und deshalb in seinen Auswirkungen entgegen der Rationalität stehen kann, die Rational-Choice-Theorien definieren.

Die Ergebnisse dieser Arbeit widerlegen den ökonomisch-rationalistischen Charakter von Geburtenentscheidungen, den die gängigen Fertilitätstheorien unterstellen – Schwangerschaften resultieren bei kinderreichen Müttern in unsicheren Verhältnissen oftmals nicht aus bewussten Entscheidungen, sondern „geschehen“ jenseits expliziter Planungen und sind im Sinne Etzionis (1996: 170ff.) von normativ-affektiven Faktoren bestimmt, die sich bei näherer inhaltlicher Betrachtung als Anerkennungsbedürfnisse entpuppen. Damit unterscheiden sich Geburtenentscheidungen sowohl inhaltlich als auch hinsichtlich der kognitiven Direktion von den logisch-empirischen Entscheidungen der klassischen Wirtschaftstheorie. Es soll nicht abgesprochen werden, dass Geburtenverhalten auch von ökonomischen Nutzenkalkulationen beeinflusst sein kann. Allerdings spielen diese – zumindest im hier vorliegenden Fall kinderreicher Mütter im Hartz-IV-Bezug – eine marginale Rolle.

Ein anerkennungstheoretisches Modell des Geburtenverhaltens

Als Beitrag zur Theoriedebatte über Geburtenverhalten lässt sich unter Rückgriff auf die empirischen Ergebnisse dieser Arbeit und die empirische und theoretische Literatur der vergleichenden Fertilitätsforschung ein Modell skizzieren, das Geburtenverhalten im Kontext doppelt unsicherer Verhältnisse erklärt und anerkennungstheoretischen Überlegungen einen besonderen Stellenwert einräumt. Damit werden zwei Antagonismen überwunden, die in der Fertilitätsforschung prominent sind: Erstens zielt das Modell darauf ab, auf der Makroebene sowohl strukturelle als auch kulturelle Einflussfaktoren zu integrieren. Empirische Forschung zu Ursachen von Geburtenverhalten bleibt oftmals eindimensional auf entweder strukturelle oder kulturelle Aspekte ausgerichtet, weshalb die Notwendigkeit besteht, umfassendere Ursachenanalysen des Geburtenverhaltens anzustellen: “We must move beyond debates of economic change versus ideology or structure versus culture to new formulations that do justice to the dynamics of social change” (Morgan/Miles 2006: 395). Zweitens werden neben makrostrukturellen Einflüssen auf das Geburtenverhalten auch mikrostrukturelle berücksichtigt. Im Sinne der Kritik Granovetters (1985) ist individuelles Handeln damit weder unter- noch übersozialisiert. Denn es wird nicht davon ausgegangen, dass atomisierte Individuen – wie von der klassischen

Wirtschaftstheorie propagiert – unabhängig von jedweden sozialen Strukturen agieren. Gleichermaßen wird aber der von Parsons etablierten strukturfunktionalistischen Sichtweise der soziologischen Forschung widersprochen, die soziale Einflüsse als handlungsbestimmend annimmt und dem Individuum wenig Gestaltungsspielraum einräumt.

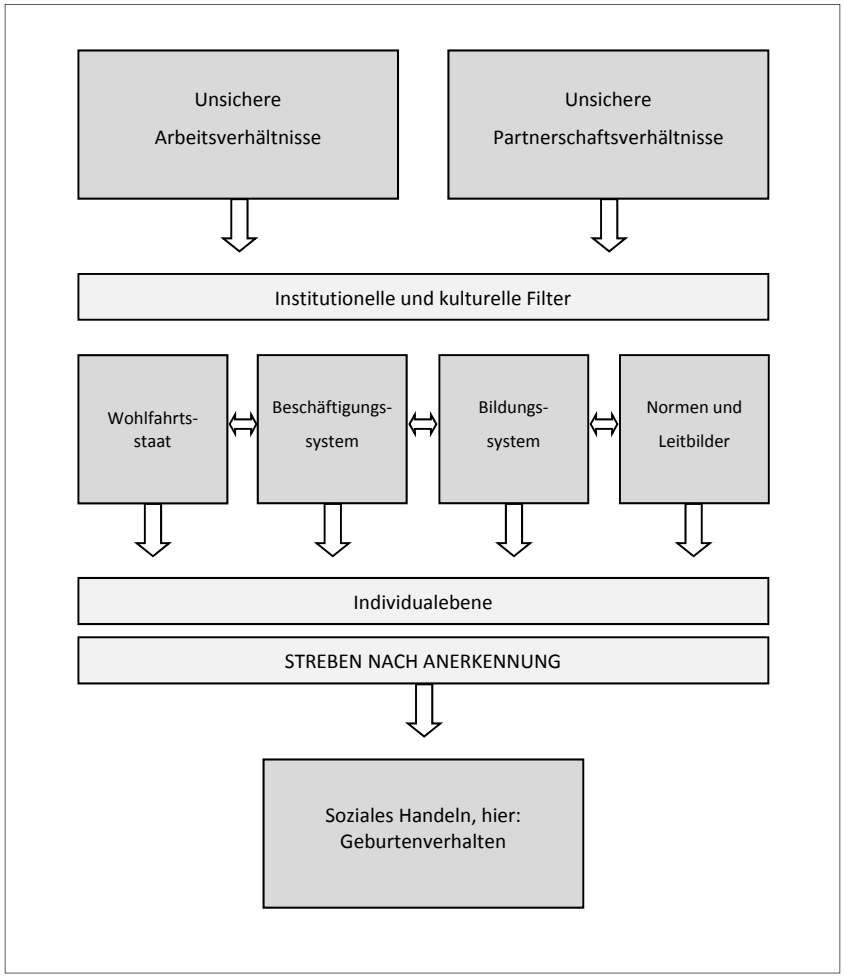
Theoretische Überlegungen, die explizit sowohl strukturelle als auch kulturelle Einflüsse auf der Makroebene berücksichtigen und zusätzlich mikrostrukturelle Faktoren einbinden (u.a. Linde 1984; Fux 2005; Rijken 2006; Muszyńska 2007) können an dieser Stelle aus zwei Gründen nicht verwendet werden: Erstens sind sie nicht darauf ausgerichtet, Geburtenverhalten im Kontext doppelt unsicherer Verhältnisse zu erklären. Zweitens ist den Forschungsarbeiten gemeinsam, dass sie hinsichtlich der mikroperspektivischen Handlungsebene davon ausgehen, dass es ökonomische Kosten-Nutzen-Abwägungen sind, die Entscheidungen für oder gegen Kinder maßgeblich bedingen. Diese Auffassung belegen die empirischen Ergebnisse dieser Arbeit weder in inhaltlicher noch in entscheidungstheoretischer Hinsicht.

Bezüglich des ersten Defizits, der fehlenden Berücksichtigung von Unsicherheitseinflüssen als Handlungskontext, stellen die Arbeiten des GLOBALLIFE-Projektes eine fruchtbare Ausnahme dar. Blossfeld et al. (2007: 669f.) entwerfen ein theoretisches Modell, das die Auswirkungen der Globalisierung auf individuelle Lebensverläufe beschreibt. Die Autoren gehen davon aus, dass der Globalisierungsprozess wachsende makrostrukturelle Unsicherheiten bewirkt hat. Insbesondere weil Machtverschiebungen auf dem Arbeitsmarkt zu Asymmetrien geführt haben, die die verhandlungsschwächeren Arbeitnehmer mit zunehmenden Unsicherheiten – wie Leiharbeit oder befristete Arbeitsverträge – konfrontieren. Die Auswirkungen des Globalisierungsprozesses werden von „nationalen Institutionengefügen“ in spezifischer Weise gefiltert und bewirken in unterschiedlichen Ländern somit unterschiedliche Folgen für individuelle Lebensverläufe (ebd.: 667). Institutionelle Filter sind dabei das Beschäftigungssystem, das Bildungssystem und das Wohlfahrtsregime, die die zunehmenden Unsicherheiten auf spezifische gesellschaftliche Gruppen kanalisieren. Entscheidungen, die in diesem Rahmen von Individuen getroffen werden, beruhen auf einer eingeschränkten Rationalitätsannahme, die sich an Ecological-Rationality-Überlegungen anlehnt: Zwar gehen die Autoren von rational handelnden Akteuren aus, allerdings sind ihre Möglichkeiten, rationale Entscheidungen zu treffen, aufgrund der zunehmenden Unsicherheiten und der daraus folgenden nicht antizipierbaren Handlungsfolgen begrenzt. Die länderspezifischen Institutionen und Normen werden deshalb als Heuristiken betrachtet, die die individuellen Entscheidungen bedingen (ebd.: 669).

Das folgende theoretische Modell lehnt sich an das Modell des GLOBALLIFE-Projektes an, wird allerdings hinsichtlich der Art der Unsicherheitseinflüsse, der filternden Dimensionen und der entschei-

dungstheoretischen Grundannahme modifiziert. Unsichere Arbeits- und Partnerschaftsverhältnisse werden von institutionellen und kulturellen Gegebenheiten gefiltert und formieren den Kontext, in dem Individuen – beeinflusst durch das Streben nach Anerkennung – handeln. Geburtenverhalten resultiert demnach aus einer Verknüpfung institutioneller, kultureller und anerkennungstheoretischer Gesichtspunkte:

Abbildung 2: Theoretisches Modell Geburtenverhalten unter doppelter Unsicherheit



Die Einflüsse der doppelten Unsicherheiten (instabile Arbeits- und Partnerschaftsverhältnisse) werden von dem jeweiligen historischen und länderspezifischen institutionellen Kontext (Wohlfahrtsstaat, Bildungssystem, Beschäftigungssystem) und den kulturellen Bedingungen (Normen, Leitbilder) gefiltert. In Abgrenzung zu Blossfeld et al. (2007) werden als makrostrukturelle Einflussfaktoren demnach nicht allgemein Globalisierungsprozesse, sondern wachsende Unsicherheiten in der Arbeitswelt und den Partnerschaften berücksichtigt[106]. Der institutionelle Kontext ist maßgeblich durch die Logik des wohlfahrtsstaatlichen Regimes geprägt. Kulturelle Einflüsse sind weniger sichtbar, sie

[106] Das Modell von Blossfeld et al. berücksichtigt implizit ebenfalls die Einflüsse von „flexibleren Formen der Partnerschaft“ (2007: 673). Denn aus den unsicheren Arbeitsmärkten leiten die Autoren ab, dass auch Partnerschaften instabiler werden.

kommen beispielsweise in der Art und Weise zum Ausdruck, wie Individuen Unsicherheiten wahrnehmen, welche Sicherheitsbedürfnisse existieren oder welche Geschlechterrollen dominieren (vgl. auch Bernardi et al. 2008: 28). Sie sind oftmals habitualisiert und tief in der Alltagskultur und den Wertvorstellungen verankert (Kreyenfeld/Konietzka 2007: 39). Die sich daraus ergebenden Bedingungen formen den Rahmen, in dem Individuen handeln, individuelles Verhalten wird demnach von den strukturellen Rahmenbedingungen geformt. Diese Bedingungen unterscheiden sich für unterschiedliche Bevölkerungsgruppen aufgrund ihrer sozialen Schichtzugehörigkeit und beeinflussen – zusammen mit dem auf der Mikroebene angesiedelten Streben nach Anerkennung (Honneth 1992) – das Handeln der Menschen, hier: das Geburtenverhalten. Der Handlungskontext, der sich aus den institutionell und kulturell gefilterten Entgrenzungsdimensionen ergibt, variiert im Zeitverlauf, zwischen Ländern und Regionen und aufgrund ungleicher Teilhabemöglichkeiten auch zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen. In entscheidungstheoretischer Hinsicht wird in Abgrenzung zu den existierenden Modellen davon ausgegangen, dass Entscheidungen nicht auf logisch-empirische Prozesse zurückzuführen sind, sondern von Anerkennungsbedürfnissen geleitet werden, die in entscheidungstheoretischer Hinsicht wie die von Etzioni (1994, 1996) beschriebenen normativ-affektiven Faktoren wirken und damit eine Rationalität besonderer Qualität darstellen.

Übertragen auf den hier vorliegenden Fall bedeutet dies: Das Geburtenverhalten kinderreicher Mütter in doppelt unsicheren Verhältnissen – ihr individuelles Handeln – ist überwiegend von emotionalen und sozialen Bedürfnissen geleitet und kann nur sehr begrenzt auf rationalistische Kosten-Nutzen-Überlegungen zurückgeführt werden. Der Rahmen ihrer Handlungsoptionen wird von den strukturellen und kulturellen Gegebenheiten vorgegeben, die ihre Teilhabemöglichkeiten und -chancen bestimmen.

Warum zerbricht der Traum?

Paradoxerweise führt Kinderreichtum in doppelter Unsicherheit, der aus der Hoffnung auf Anerkennung resultiert, gleichzeitig zu intra- und interpersonellen Anerkennungsverlusten. Die interviewten Frauen befinden sich in der dilemmatischen Situation, dass ihre sozialen und emotionalen Wünsche kontraproduktiv in einer Welt sind, die den Gesetzmäßigkeiten des Gelderwerbs folgt. Hinzu kommt, dass eine hohe Wahrscheinlichkeit besteht, dass ihre Partner nicht zuverlässig sind. Die subtile Rationalität hinter ihrem Geburtenverhalten – Anerkennung zu finden – hat in der Folge die entgegengesetzte Wirkung: Sie verlieren Anerkennung.

Intrapersonelle Anerkennungsverluste erleiden die Mütter, weil sie von den „zentralen Werten der Mittelschicht“ (Gans 1992: 48) abweichen, die sie internalisiert haben und als Selbstansprüche an sich formulieren. Konkret zeichnen sich drei Normverstöße ab: Erstens werden sie dem Anspruch nicht gerecht, sich und ihre Familien aus eigenen finanziellen Mitteln zu versorgen. Es wurde deut-

lich, dass es alle Interviewten als belastend empfinden, auf Hartz-IV-Leistungen angewiesen zu sein. Teilweise wird die sozialstaatliche Abhängigkeit temporär als Notwendigkeit gedeutet, um damit den Erziehungsanforderungen gerecht zu werden. In einigen Fällen zeigte sich auch, dass die Interviewten sich auf traditionelle Familienbilder zurückbesinnen und durch die Rollenübernahme der Hausfrau und Mutter den Bezug staatlicher Leistungen legitimieren. Allerdings entsteht diese Rationalisierungsstrategie oftmals erst nach dem Scheitern auf dem Arbeitsmarkt, was bekräftigt, dass ihr Wertegefühl durch die fehlende Erwerbstätigkeit beeinträchtigt ist. Dies wird von der Literatur gestützt, die darauf verweist, dass Arbeitslosigkeit die soziale Identität von Individuen angreift und nur schwer verarbeitet wird (u.a. Steinkamp/Meyer 1996; Dörre et al. 2013). Zweitens verstoßen sie gegen partnerschaftliche Konventionen, denn ihre Beziehungen scheitern, obwohl gemeinsame Kinder geboren werden. Eine Familie zu gründen geht bei den Interviewten mit dem Wunsch einher, dass ihre Kinder mit beiden Elternteilen aufwachsen. Dies steht in Einklang mit der weit verbreiteten gesellschaftlichen Forderung nach intakten Elternverhältnissen. Der Anspruch erweist sich allerdings oft als utopisch, denn ihre Partnerschaften scheitern – teilweise mehrfach. Drittens brechen sie die gängigen reproduktiven Regeln (Helfferich 2001), die es besonders sozial benachteiligten Personen untersagen, große Familien zu gründen. Dass sich der Kinderreichtum für die Interviewten auch negativ auf das Selbstbild auswirkt, zeigt sich daran, dass keine der Mütter geplant hatte, eine große Familie zu gründen, und viele sich selbst für ihr Geburtenverhalten kritisieren – sowohl hinsichtlich des Timings als auch hinsichtlich der Kinderzahlen und der Umstände, in die die Kinder hineingeboren werden.

Dass diese gesellschaftlichen Normen nicht eingehalten werden, führt zu selbstverschuldeter Scham und damit zum Verlust von Selbstanerkennung. In den Worten Stengers (1985: 44) lässt sich das Dilemma der kinderreichen Mütter im Hartz-IV-Bezug darin ausmachen, „daß sie sich letztlich an den gesellschaftlich bürgerlichen Werten orientieren, die zu ihrer negativen Etikettierung führen“.[107] Von diesen negativen Auswirkungen auf das eigene Selbstbild sind alle Interviewten, wenngleich in unterschiedlichem Ausmaß, betroffen.

Zudem ist das Selbstbild bei einem Teil der Interviewten durch familiäre Probleme belastet, denn das Projekt Mutterschaft ist unterschiedlich erfolgreich: Es lassen sich multiple, moderate und nicht vorhandene bzw. marginale Problemlagen unterscheiden. Am Ende des Belastungskontinuums befinden sich Mütter, die mit ihrer Lebenssituation und der Erziehungsverantwortung überfordert sind. Im dramatischsten Fall werden die Kinder aus den Familien genommen und durch die öffentliche Hand betreut. Dies führt dazu, dass die Frauen ihre eigenen Leistungen als Mütter negativ bewerten und darunter leiden zu versagen. Bei zunehmenden objektiven Problemen verstärken sich die selbstkritischen Einschätzungen.

[107] Stenger untersucht in dem zitierten Aufsatz das Identitätsmanagement stigmatisierter, krimineller Jugendlicher.

Wie ausgeprägt Problemlagen sind, hängt davon ab, ob die Mütter bereits während der Familiengründung in doppelt unsicheren Verhältnissen lebten. Diejenigen, die keine Probleme aufweisen, waren in der Phase der Familiengründung maximal von einer Unsicherheitsdimension betroffen; das bedeutet, sie befanden sich entweder in festen Partnerschaften und/oder in sicheren ökonomischen Verhältnissen. Beide Unsicherheitsfaktoren zusammengenommen sind enorme Stressfaktoren, die dazu führen, dass die Belastung kumuliert und sich in weiteren familiären Problemen niederschlägt. Wie Hobfoll/Buchwald (2004: 15) feststellen, verschärft sich die Problemlage mit jedem krisenhaften Ereignis weiter. Sichere Verhältnisse kennengelernt zu haben, trägt dazu bei, dass diese Normalität auch dann fortgeführt werden kann, wenn ökonomische Unsicherheiten oder Trennungen eintreten oder sich andere familiäre Krisen ereignen.

Zwei weitere Faktoren beeinflussen, ob aufkommende Probleme abgewendet oder bewältigt werden können. Zunächst ist der Kontakt zur eigenen Herkunftsfamilie wirkungsvoll. Mütter, die von ihren eigenen Eltern bzw. Großeltern beraten und unterstützt werden, weisen allenfalls eine moderate Problemlage auf. Krisen können durch die Unterstützung der älteren Generationen leichter abgewendet werden; sofern sie dennoch eintreten, dienen sie als „Rettungsanker". Außerdem erweisen sich institutionelle Hilfen als förderlich, um das Familienleben unter erschwerten Bedingungen zu bewältigen. Insbesondere die langfristige Begleitung durch Sozialpädagogische Familienhilfen ist erwünscht und wirksam. Einige Mütter flüchten sich aufgrund der überfordernden Lebenslage regelrecht in die Sozialbürokratie und bestehen auf ihrem Recht, institutionelle Hilfen auf unterschiedlichen Ebenen in Anspruch zu nehmen. Es zeigte sich allerdings auch, dass ihr Verhältnis oftmals ambivalent bleibt: Denn die Kooperation mit Institutionen, besonders mit dem Jugendamt, ist mit der Befürchtung verknüpft, dass die Kinder in Obhut genommen werden könnten.

Die Ergebnisse stehen in Einklang mit der Ressourcen- und der Resilienzforschung (u.a. Walper 1988; Werner 2006), dass externe und familiäre Unterstützung ausschlaggebend ist, um Probleme zu bewältigen. Der dritte entscheidende Einflussfaktor, den diese Literatur anführt, nämlich die individuellen Aspekte, finden sich nur teilweise bestätigt. Denn individuelle Persönlichkeitsmerkmale sind oft von vergangenen Erfahrungen beeinflusst. Die Mütter, die bereits positive Erfahrungen auf dem Arbeitsmarkt gemacht haben und ein weitgehend unbelastetes Familienleben kennengelernt haben, können auftretende Krisen besser bewältigen. Wenn die Unterstützung von der älteren Generation fehlt, keine institutionellen Hilfen in Anspruch genommen werden und im biographischen Verlauf keine Normalitätserfahrungen gemacht wurden, führen aufkommende Probleme hingegen schnell zu einer „Abwärtsspirale negativer Wechselwirkungen" (Walper 1988: 35), was fälschlicherweise individuellen Persönlichkeitsmerkmalen zugeschrieben wird.

Sowohl gegen die drei erwähnten gesellschaftlichen Konventionen zu verstoßen als auch den eigenen Ansprüchen als Mutter nicht gerecht werden zu können, führt in den Worten Honneths zu selbstverschuldeter Scham, die die Ich-Identität (Goffman 1996 [1963]) der Mütter angreift. Und bewirkt, dass mit der Mutterschaft intrapersonelle Anerkennungsverluste einhergehen.

Kinderreiche Mütter in doppelt unsicheren Verhältnissen sind zudem aufgrund stigmatisierender Erfahrungen von interpersonellen Anerkennungsverlusten betroffen. Die Negativbewertungen gründen sich ebenfalls auf den Vorwurf, gegen gesellschaftliche Normen zu verstoßen, und finden in unterschiedlichen sozialen Räumen statt. Zu unterscheiden sind Stigmatisierungen im Umgang mit Institutionen und im sozialen Nahumfeld, zusätzlich lässt sich auf Seiten der Mütter eine generalisierte Wahrnehmung von Abwertung feststellen. Ablehnende Haltungen nehmen sie nicht nur bei privilegierteren Bevölkerungsgruppen wahr, sondern auch bei Personen, die einen ähnlichen sozialen Status haben.

Im Umgang mit Institutionen zeigen sich Stigmatisierungen im Vorwurf, arbeitsunwillig zu sein. Diese Erfahrungen stellen letztlich die handlungstheoretischen Auswirkungen eines wohlfahrtsstaatlichen Umbaus dar, der als Übergang von „welfare“ zu „workfare“ beschrieben wird (u.a. Galuske/Rietzke 2008; Brütt 2011; Mohr 2012). Das neue Modell ist nicht mehr darauf ausgerichtet, ein soziokulturelles Existenzminimum für seine Bürger zu gewährleisten, sondern als „aktivierender Sozialstaat“ primär deren Arbeitsfähigkeit zu fördern. Dieser zielt erstens auf einen Rückbau staatlicher Regulierungen zugunsten der Wirkungen des Marktes und sieht zweitens eine Erhöhung der Eigenverantwortung vor (Galuske/Rietzke 2008: 402). Neben die Elemente des Förderns treten insbesondere auch solche des Forderns, wobei letztere durch entsprechende Transparenzregelungen kontrolliert und eingefordert werden – bei Nichteinhaltung drohen Sanktionen, beispielsweise in Form von Leistungskürzungen. Sozialstaatliche Transfers werden nur dann gewährt, wenn die Empfänger der Leistungen sich an die an sie gestellten Anforderungen halten. Letztlich, und dies erklärt das Gefühl des Stigmatisiert-Werdens durch die neuen Elemente des Forderns, sind die Offenlegungspflichten und Verhaltenserwartungen ein institutionalisierter Verdacht, dass Arbeitslose unlautere Eigeninteressen verfolgen (ebd.: 407). Laut Gorz (2000: 114) stigmatisieren alle Formen von workfare „die Arbeitslosen als Versager und Faulenzer, die von der Gesellschaft berechtigterweise und zu deren eigenem Besten zur Arbeit zu zwingen sind“.

Forschungsergebnisse, die auf die strukturell angelegte Stigmatisierung von workfare Arrangements, zu denen auch die Hartz-IV-Gesetze gehören, hinweisen, bestätigen sich im Fall von kinderreichen Müttern im Hartz-IV-Bezug: Sie interpretieren die verschiedenen Aktivierungszwänge und Offenlegungspflichten als Unterstellung, nicht arbeiten zu wollen und moralisch verwerfliche Absichten zu

haben. Dies wirkt demotivierend, besonders auch deshalb, weil die erhöhten Erwartungen an eigeninitiatives Handeln aufgrund geringer Arbeitsmarktchancen als Farce erscheinen. Gebauer et al. (2002) sprechen von einer Wahrnehmung des Sich-zurückgesetzt-Fühlens, das in Hemmungen, Problemen und Unwohlsein zum Ausdruck kommt. Letztlich würde damit der materielle Nutzen von staatlichen Transfers durch „den immateriellen Schaden aus ihrer Inanspruchnahme (Stigma)“ (ebd.: 147) aufgewogen. Zusätzlich fühlen sich die Interviewten entwertet, weil soziale Rechte entkollektiviert werden – beispielsweise wenn Leistungen wegfallen, die in der Vergangenheit gewährt wurden. Der Wohlfahrtsstaat, der im Sinne Polanyis (1997 [1944]) die wesentliche Schutzvorrichtung vor zerstörerischen Marktkräften ist, wird zurückgefahren und lässt schwache Bevölkerungsgruppen mit der Aufgabe allein, sich durch eigeninitiatives Handeln ökonomisch zu behaupten.

Laut Honneth wird Anerkennung in der Sphäre der Leistung in geringem Maß auch durch den Bezug wohlfahrtsstaatlicher Leistungen zugestanden: Durch soziale Transfers „wird die Anerkennungssphäre des Leistungsprinzips gewissermaßen sozialstaatlich eingehegt, indem nun ein Minimum an sozialer Wertschätzung und ökonomischer Versorgung von der faktischen Wirtschaft unabhängig gemacht wird und in einen individuellen Rechtsanspruch transformiert wird“ (2003: 176). Dieses Minimum an sozialer Wertschätzung löst sich im Kontext der aktivierenden Arbeitsmarktpolitik zunehmend auf und beeinträchtigt das soziale Wertgefühl der betroffenen Personen.

Im sozialen Nahumfeld zeigen sich Stigmatisierungen sowohl in unpersönlichen Beziehungen als auch im Umgang mit nahestehenden Personen. Dies könnte einerseits für die Feststellung Goffmanns (1996 [1963]: 68) sprechen, dass Vertrautheit Verachtung nicht zwangsläufig mindert, andererseits auch dafür, dass die Interviewten von den „gewöhnlichen und natürlichen“ sozialen Normen (ebd.: 11) besonders deutlich abweichen und deshalb sogar von ihren Vertrauten kritisiert werden. Im sozialen Nahumfeld lauten die Vorwürfe ebenfalls, dass kinderreiche Mütter im Hartz-IV-Bezug gegen reproduktive Normen verstoßen und Kinder aus rationalen Kosten-Nutzen-Kalkulationen bekommen, um sozialstaatliche Zuwendungen zu maximieren. Aus Sicht der Interviewten stellt sich die Situation umgekehrt dar. Die Mehrheit äußert, dass sie mit den Hilfen zwar leben kann, aber deutlich eingeschränkt ist und zudem darum kämpfen muss, die zustehenden Leistungen überhaupt zu bekommen.

Die negativen Zuschreibungen, ob im Umgang mit den Institutionen oder im sozialen Nahumfeld wirken sich, wie Neckel/Sutterlüty (2008) beschreiben, auf die sozialen Integrationschancen der Mütter aus und beeinflussen ihre relative soziale Position. Sie sind insofern von ungleichheitssoziologischer Relevanz, denn sie verstärken die Benachteiligung, die bereits durch die materielle Deprivation angelegt ist. Deutlich zeigt sich dies daran, dass die Interviewten bei der Wohnungssuche benachteiligt sind, da potentielle Vermieter es ablehnen, Wohnungen an sie zu vermieten. Sowohl der Kinderreichtum als auch der Hartz-IV-Bezug wirken als Zugangsbarrieren. Dabei sind es nicht finanzielle

Bedenken, die die Ablehnung potentieller Vermieter bewirkt – denn die Mieten werden von den Jobcentern getragen und auf Wunsch direkt an die Vermieter überwiesen. Es scheint vielmehr so zu sein, dass die Eigenschaften „kinderreich“ und „arbeitslos“ ausreichen, um Teilhabemöglichkeiten einzuschränken. Möglicherweise ist dies ein Hinweis dafür, dass die historisch nachweisbare Vorstellung der „asozialen Großfamilie“ nach wie vor im gesellschaftlichen Denken verankert ist.

In der Folge der stigmatisierenden Erfahrungen stellt sich bei den Interviewten eine generalisierte Wahrnehmung negativer Fremdeinschätzungen ein. Ablehnung wird mitunter auch dort vermutet, wo sich dies nicht eindeutig nachweisen lässt. Einerseits kann davon ausgegangen werden, dass bereits gemachte Erfahrungen dazu beitragen, dass Handlungen und Äußerungen Dritter per se abwertend interpretiert werden. Anderseits fördert auch das eigene negative Selbstbild Wahrnehmungen dieser Art. In vielen Fällen kann kaum aufgeschlüsselt werden, welchen Anteil negative Bewertungen von Außenstehenden und Selbstzweifel an diesen Wahrnehmungen haben.

Intra- und interpersonelle Anerkennungsverluste sind zwangsläufig miteinander verquickt, denn das wahrgenommene Fremdbild wirkt sich immer auch auf das Selbstbild aus. Diese Annahme knüpft an Meads symbolischen Interaktionismus an, dass das individuelle Denken und Handeln immer von gesellschaftlichen Einflüssen geprägt ist: „In der Form des verallgemeinerten Anderen beeinflusst der gesellschaftliche Prozeß das Verhalten der ihn abwickelnden Individuen, das heißt, die Gemeinschaft übt Kontrolle über das Verhalten ihrer einzelnen Mitglieder aus, denn in dieser Form tritt der gesellschaftliche Prozeß oder die Gemeinschaft als bestimmender Faktor in das Denken des Einzelnen ein“ (Mead 1968 [1944]: 198). Entsprechend dieser Logik wirken real erfahrene und wahrgenommene gesellschaftliche Stigmatisierungen zurück auf das Selbstbild der Frauen – die interpersonellen Anerkennungsverluste verstärken gleichzeitig die intrapersonellen. In den Interviews zeigte sich dies daran, dass abwertende Fremd- und Selbsturteile mit dem gleichen Vokabular beschrieben wurden. So äußerte beispielsweise eine der Mütter zunächst, dass andere sie als „Schmarotzer“ sehen. Zu einem späteren Zeitpunkt im Interview beschrieb sie dann, dass sie sich selbst auch als „Schmarotzer“ fühle (Melanie T., 0:44). Honneth betont ebenfalls, dass Anerkennung von anderen und das Selbstbild zusammenhängen:

> „Denn wenn die „Welthierarchie […] einzelne Lebensformen und Überzeugungsweisen als minderwertig oder mangelhaft herabstuft, dann nimmt sie den davon betroffenen Subjekten jede Möglichkeit, ihren eigenen Fähigkeiten einen sozialen Wert beizumessen. […] für den Einzelnen geht daher mit der Erfahrung einer solchen sozialen Entwertung typischerweise auch ein Verlust an sozialer Selbstschätzung einher, der Chance also, sich selber als ein in seinen charakteristischen Eigenschaften und Fähigkeiten geschätztes Wesen verstehen zu können“ (Honneth 1992: 217).

Die Anerkennung von anderen und dadurch auch vor sich selbst zu verlieren, wirkt zusätzlich belastend in einer Lebenssituation, die ohnehin von Belastungen durch Familienarbeit, dem Stressfaktor, in ökonomischer Unsicherheit zu leben, und dem Stressfaktor, damit häufig alleine zu sein, gekenn-

zeichnet ist. Dies führt bei einigen Interviewten so weit, dass sie sich hinsichtlich ihres Lebensplans als gescheitert wahrnehmen und ihre einzige Hoffnung ist, dass ihre Kinder eine bessere Zukunft haben werden:

„Sag ich jetzt schon zu dem Großen immer, nutz die Schule und streng dich da an, sag ich. Weil ich will nicht, dass du so endest wie ich“ (Nina A., 0:55).

Abschließende Bemerkung

Der soziale Kampf, den Honneth in der Erfahrung von Missachtung angelegt sieht, bleibt in der Untersuchungsgruppe aus. Die hohe Belastung kinderreicher Mütter in doppelt unsicheren Verhältnisse, die bei einigen zu resignativen Erscheinungen führt, verhindert es letztlich, dass eine kollektive Gegenwehr entsteht, die Honneth im Kampf um Anerkennung als Resultat von Missachtung beschreibt (1992: 256ff.). Es fehlt den Frauen nicht an Kollektivbewusstsein, das die notwendige Bedingung für die Entstehung sozialer Kämpfe ist (1992: 262). Sie fühlen sich mit anderen Familien im Hartz-IV-Bezug durchaus verbunden, da sie die gleichen Probleme teilen. Der soziale Kampf bleibt deshalb aus, weil die Erfahrung von Prekarität zu tiefgreifenden Verunsicherungen führt; sie verwehrt „jede rationale Vorwegnahme der Zukunft und vor allem jenes Mindestmaß an Hoffnung und Glauben an die Zukunft, das für eine vor allem kollektive Auflehnung gegen eine noch so unerträgliche Gegenwart notwendig ist“ (Bourdieu 1998: 97).

Statt in sozialen Kämpfen schlagen sich die Anerkennungsdefizite kinderreicher Mütter in sozialen Pathologien nieder: Sie führen zu sozialem Ausschluss und Gefühlen der Minderwertigkeit. Gerade weil mehrfache Mutterschaft in sozialstaatlicher Abhängigkeit zu ökonomischer und sozialer Deprivation führt, ist wenig geholfen, a priori unlautere und amoralische Motive für die Geburt vieler Kinder und pathologische Verhältnisse im Familienalltag zu unterstellen. Ein Problemverständnis, das ursächliche Bedingungen des Kinderreichtums in doppelt unsicheren Verhältnissen berücksichtigt, biographische Realitäten benachteiligter Bevölkerungsgruppen versteht und apriorische Defizitdeutungen unterlässt, trägt hingegen dazu bei, sozialen Druck und soziale Exklusion der Familien zu reduzieren.

Interviewerin: „Was würden sie sich denn für sich und für andere Familien, die Hartz IV bekommen, wünschen?“

Edith K.: „[...] Dass die Gesellschaft mal anders denkt da.“

Ehemann Edith K.: „Dass sie nicht, ich sag jetzt mal, auch so wie wir, in die tiefste Schublade gesteckt werden. Und dass sie vielleicht noch ein bisschen mehr Unterstützung bekommen“ (Edith K., 1:32).

8.2 Offene Fragen

Es wäre es wünschenswert, die Forschungsergebnisse auf eine breitere empirische Basis zu stellen. Dabei könnten etwaige Ost-West-Differenzen stärker berücksichtigt werden. Aus der Forschung ist

wie bereits erwähnt bekannt, dass sich das Familiengründungsverhalten in West- und Ostdeutschland unterscheidet: besonders im Heiratsverhalten, der Anzahl der Geburten und in der Erwerbsbeteiligung von Müttern (u.a. Konietzka/Kreyenfeld 2005; Schneider 2008; Statistisches Bundesamt 2008b; Goldstein et al. 2010). Der Anteil kinderreicher Familien unterscheidet sich allerdings nur geringfügig, im Westen leben 18 Prozent der Mütter mit drei und mehr Kindern, im Osten 15 Prozent (Goldstein et al. 2010: 10). Im Rahmen dieser Arbeit fanden sich zwischen west- und ostdeutschen Müttern keine abweichenden Erklärungen für Geburtenverhalten und auch bezüglich der Auswirkungen auf die Lebenssituation ließen sich keine Differenzen feststellen. Dies führte zu der Schlussfolgerung, dass regionsspezifische Einflüsse auf das Geburtenverhalten durch die übergeordnete Bedeutung von schichtspezifischen Faktoren verdrängt werden. Eine Erhärtung dieser Ergebnisse durch größere Fallzahlen steht noch aus.

Eine weitere offengebliebene Frage ist, ob sich die zentralen Ergebnisse – nämlich dass Geburtenverhalten maßgeblich von Anerkennungswünschen und -optionen beeinflusst ist – auch auf andere Bevölkerungsgruppen übertragen lassen. Inwieweit anerkennungstheoretische Aspekte das Geburtenverhalten von Frauen aus privilegierteren sozialen Schichten bedingen, könnte in einer ähnlich angelegten qualitativen Studie ermittelt werden. Dabei wäre außerdem von Interesse, ob Geburtenverhalten in diesen Schichten vergleichsweise stärker auf klassisch-rationalen Entscheidungsprozessen beruht.

Von besonderem Interesse wäre es außerdem, die vorliegende Querschnittstudie zu einem Längsschnitt auszubauen. Dabei wäre erstens der Frage nachzugehen, inwiefern die Mütter ihre Absichten, einer Erwerbsarbeit nachzugehen und ihr Familienleben zu konsolidieren, umsetzen können. Zweitens könnte die Perspektive der Kinder stärker berücksichtigt werden, insbesondere hinsichtlich der Frage, welche Entwicklungs- und Teilhabemöglichkeiten sich bei einem Aufwachsen in doppelt unsicheren Verhältnissen ergeben. Über die Ursachen der intergenerationalen Weitergabe von Armut herrscht Uneinigkeit: Befürworter der Sozialisationsthese gehen davon aus, dass das Aufwachsen in Armut dazu führt, dass sozialhilfefördernde Einstellungen der Eltern übernommen werden und sich somit weitertragen. Diese Vermutung ist mit der These der „Kultur der Armut“ verwandt, bei der argumentiert wird, dass Armut zur Herausbildung einer Subkultur führt, die letztlich verhindert, dass die Armut überwunden werden kann. Lewis (1959: 16) schreibt: “Poverty becomes a dynamic factor which affects participation in the larger national culture and creates a subculture of its own.” Diese „Kultur der Armut“ ließe sich länderübergreifend bei allen Armutspopulationen feststellen. Eine andere Vermutung ist, dass Restriktionen seitens der Eltern sich negativ auf die Zukunftschancen der Kinder auswirken (Buhr 1998: 82). So wird beispielsweise unter Rückgriff auf Bourdieus Habituskonzept angenommen, dass die familiäre Sozialisation Verhaltensweisen und Einstellungen nach sich

ziehe, die die Teilhabechancen im Erwachsenenalter entsprechend der Schichtzugehörigkeit strukturieren (Hartmann 2002: 126). Eine stärker ethnographisch ausgerichtete Studie könnte sowohl die Entwicklungswege der Mütter beleuchten als auch ihren Beitrag, die Zukunftschancen der Kinder zu beeinflussen. Dabei wäre es fruchtbar, die Kindperspektive in Interviews und Beobachtungen einzubeziehen, um deren Lebenslage umfassend zu berücksichtigen.

Zuletzt beleuchtet die Studie ausschließlich die Sicht der Frauen. Die Perspektive der Väter konnte nur ansatzweise durch die wenigen Paarinterinterviews und die Schilderungen aus Sicht der Mütter[108] ergänzt werden. Die subjektive Perspektive der Väter zu berücksichtigen wäre insbesondere für das Verständnis der Frage wertvoll, warum die Mütter mit ihren Kindern in der ökonomischen Unsicherheit von den Vätern oft verlassen werden. Bislang liegen hierfür nur für die USA empirische Ergebnisse vor (vgl. Edin/Nelson 2013).

[108] Wie in jeder Fremderzählung muss auch hier vermutet werden, dass das Bild der Väter durch die subjektive Perspektive der Mütter ge- bzw. verformt ist.

9 Anhang

9.1 Tabellen und Abbildungen

In Kapitel 1.2 wurde die Fallauswahl anhand von Mikrozensus Daten aus dem Jahr 2008 begründet. Bisherige Forschungsergebnisse zum sozialstrukturellen und sozioökonomischen Hintergrund von Mehrkindfamilien konnten für die vorliegende Arbeit aus mehreren Gründen nicht verwendet werden: Zunächst beziehen sie in der Regel Personen mit ausländischer Staatsangehörigkeit mit ein und beruhen auf Angaben zu den im Haushalt lebenden Kindern und nicht der Zahl geborener Kinder (z.B. Eggen/Rupp 2006; BMFSFJ 2007; Statistisches Bundesamt 2012a). Darüber hinaus sind in einigen Publikationen Angaben für Familientypen in vergleichsweise groben Kategorien zusammengefasst (z.B. Alleinerziehende mit mehr als zwei Kindern) - für die vorliegende Arbeit wurden feingliedrigere Angaben benötigt, die ausschließlich Mütter deutscher Staatsangehörigkeit nach Anzahl der geborenen Kinder erfassen.

Der Mikrozensus ist die amtliche Statistik über die Bevölkerung und den Arbeitsmarkt in Deutschland. Die repräsentative Stichprobe umfasst ein Prozent der Bevölkerung und stellt die größte jährliche Haushaltsbefragung in Europa dar. In Westdeutschland wurde sie erstmalig 1957, in Ostdeutschland erstmalig 1991 durchgeführt. Der verwendete Scientific-Use-File ist eine faktisch-anonymisierte 70%-Substichprobe des Mikrozensus. Sie wurde als systematische Zufallsauswahl aus dem Originaldatensatz des Statistischen Bundesamtes gezogen. Alle Angaben basieren auf ungewichteten Berechnungen. Obwohl es sich beim Mikrozensus um eine große Stichprobe handelt, kann es bei der Betrachtung bestimmter Subgruppen zu niedrigen Fallzahlen kommen.

Die Wahl des Datensatzes lag in der Größe der Stichprobe und der damit verbundenen Repräsentativität begründet. Die Anzahl geborener Kinder wird alle vier Jahre erhoben; die derzeit verfügbaren aktuellsten Daten stammen aus dem Jahr 2008[109]. In allen anderen Erhebungsjahren beruhen Kinderzahlen auf Angaben der im Haushalt lebenden Kinder; dabei ist es unerheblich, ob es sich um leibliche Kinder handelt oder nicht. Da das Geburtenverhalten benachteiligter Schichten erklärt werden soll, ist es sinnvoll, Angaben zum sozioökonomischen Hintergrund auf den tatsächlichen Geburtenzahlen aufzubauen.

[109] Der überwiegende Teil der Fragen im Mikrozensus unterliegt nach dem Mikrozensusgesetz (Paragraf 7) der Auskunftspflicht. Bei der Frage nach der Anzahl geborener Kinder handelt es sich allerdings um eine freiwillige Angabe, die 7,44 Prozent der befragten Personen nicht beantwortet haben. Vgl. http://www.gesis.org/missy/fileadmin/missy/erhebung/fragebogen/FB_MZ2008_a.pdf (zugegriffen am 07.04.2015).

Tabelle 15: Mütter nach Kinderzahl und Schulabschluss (in %)

	1 Kind	2 Kinder	3 Kinder	4+ Kinder
Schulabschluss	99,0	98,6	96,9	92,7
Kein Schulabschluss	1,0	1,4	3,1	7,3

Mikrozensus 2008, eigene Berechnungen. Rundungsdifferenzen. N=36.175

Tabelle 16: Mütter zwischen 25 und 34 Jahren nach Kinderzahl und Schulabschluss (in %)

	1 Kind	2 Kinder	3 Kinder	4+ Kinder
Schulabschluss	99	98	95	86
Kein Schulabschluss	1	3	5	14

Mikrozensus 2008, eigene Berechnungen. Rundungsdifferenzen. N=10.067

Tabelle 17: Mütter zwischen 25 und 34 Jahren nach Kinderzahl und Höhe des Schulabschlusses (in %)

	1 Kind	2 Kinder	3 Kinder	4+ Kinder
Hauptschule	20	28	39	48
Realschule	46	48	43	44
(Fach-)Hochschulreife/ Promotion	33	24	18	8

Mikrozensus 2008, eigene Berechnungen. Rundungsdifferenzen. N=9770

Tabelle 18 Schulabschluss kinderreicher Mütter im Hartz-IV-Bezug in (%)

	3 Kinder	4+ Kinder
Schulabschluss	92	87
Kein Schulabschluss	8	14

Mikrozensus 2008, eigene Berechnungen. Rundungsdifferenzen. N=566

Tabelle 19: Berufsabschluss kinderreicher Mütter im Hartz-IV-Bezug (in %)

	3 Kinder	4+ Kinder
Ohne beruflichen Abschluss	46,9	51,6
Lehr-/Anlernausbildung	50,3	45,8
(Fach-)Hochschulreife/ Promotion	2,8	2,6

Mikrozensus 2008, eigene Berechnungen. Rundungsdifferenzen. N=548

Tabelle 20: Mütter nach Anzahl der Kinder und Lebensform (in %)

	1 Kind	2 Kinder	3 Kinder	4+ Kinder
Ehe	60,9	80,2	81,1	77,5
Nichteheliche Lebens-gemeinschaft	14,4	6,6	5,7	5,3
Alleinerziehend	24,7	13,2	13,2	17,2

Mikrozensus 2008, eigene Berechnungen. Rundungsdifferenzen. N=34.541.

9.2 Interviewleitfaden

Eingangsfragen	Wie sieht ein normaler Tagesablauf bei Ihnen aus? Mal ganz offen gefragt, was fällt Ihnen zum Thema „Große Familien“ und „Hartz IV“ ein?
Motive für die Gründung großer Familien	
Zusammenhang Familienverlauf/ Ausbildungs- und Berufsverlauf/ Partnerschaftsverlauf	Welchen Schulabschluss haben Sie? Haben Sie eine Ausbildung gemacht? Wo haben Sie bisher gearbeitet und wie lange? (Sichere Beschäftigung?) Wie kam es dazu, dass Sie so eine große Familie gegründet haben? Ggf. nachfragen: Haben Ihre Kinder den gleichen Vater? Wann und wo haben Sie damaligen Partner kennengelernt? Heirat? Wie ist/war Ausbildungs-/Berufssituation beim Vater/ bei den Vätern? Wann haben Sie ihr erstes Kind bekommen? War ihr erstes Kind geplant? Haben Sie verhütet? Haben Ihr Partner und Sie darüber gesprochen, dass Sie ein Kind wollen? Wann haben Sie gemerkt, dass Sie schwanger sind? Was war ihr erstes Gefühl als Sie erfahren haben, dass Sie schwanger sind? Wann haben Sie es wem erzählt? Wie war das bei den weiteren Kindern? Haben Sie sich Sorgen gemacht, dass es mit Ihrem Partner nicht gutgehen könnte?
Jobunsicherheit und Familiengründung	Hat es Ihnen Sorge bereitet, ohne Arbeit ein Kind zu bekommen? Wie war das bei den weiteren Kindern? Haben Sie sich darüber Gedanken gemacht, dass sich Ihre beruflichen Aussichten mit Kindern verschlechtern könnten? Was wollten Sie als Kind werden? Haben Sie da mit Ihren Eltern drüber gesprochen? Was haben Sie im Alter von 15 Jahren gedacht, wie ihr Leben heute aussehen würde? Seit wann bekommen Sie Hartz IV? Wann haben Sie zum ersten Mal erfahren, dass es so etwas wie Sozialhilfe gibt? Suchen Sie Arbeit? Haben sie sich im letzten Jahr beworben? Wollen/werden Sie in Zukunft wieder arbeiten? Wann? Wäre arbeiten mit Kindern möglich? Was verhindert die Aufnahme einer Arbeit? Was ist das für Sie für ein Gefühl, Hartz IV zu beziehen angewiesen zu sein? Was sind die Gründe dafür, dass sie auf den Staat angewiesen sind? Unter welchen Bedingungen könnten Sie arbeiten? Was könnte Ihnen helfen und wer könnte das übernehmen? Man sagt, dass manche Menschen viele Kinder bekommen, damit sie Geld vom Staat bekommen und nicht arbeiten brauchen. Wie ist Ihre Meinung dazu?
Subjektive Bedeutungszuschreibungen für die Gründung großer Familien	Wollten Sie schon immer viele Kinder haben? Ihr Partner? Haben Ihre Eltern Sie früher gefragt, ob/ wann Sie Kinder wollen? Warum wollten Sie ein Kind haben?

	Was glauben Sie, warum Frauen viele Kinder bekommen? Was meinen Sie, warum besonders die, die nicht viel Geld haben, viele Kinder bekommen?
Familienleben	
Kindererziehung, Zukunft Kinder	Machen Sie sich manchmal Sorgen, wenn Sie an die Zukunft Ihrer Kinder denken? Haben Sie bestimmte Erziehungsregeln? Welche Pflichten haben Ihre Kinder? Was dürfen Sie nicht? Welche Werte versuchen Sie Ihren Kindern zu vermitteln? Machen Sie mit Ihren Kindern Hausaufgaben? War Ihre Kindheit so ähnlich wie die Ihrer Kinder? Was denken Sie, machen Ihre Kinder mal nach der Schule? Was wünschen Sie sich für Ihre Kinder? Was wollen Ihre Kinder werden? Sind Ihre Kinder aufgeklärt? Wünschen Sie sich, dass Ihre Kinder auch Kinder bekommen? Was wäre ein gutes Alter? Hatten Sie mal Probleme mit den Kindern? Gab es zwischen Ihrem Partner und Ihnen Schwierigkeiten? Gewalterfahrungen?
Materielle Situation	Kommen Sie mit ihrem Geld aus? Sind Sie verschuldet? Wofür geben Sie Geld aus? Wo gehen Sie einkaufen? Nutzen Sie die Tafel? Bräuchten Sie mehr Unterstützung? Wenn ja, an welchen Stellen?
Identität	
Welche Rolle spielen Kinder /Arbeit?	Was ist für Sie das Schöne an Kindern? Braucht man eine Arbeit, um vor sich selbst Achtung haben zu können? Von wem bekommen Sie Anerkennung? Oft sagen Leute, dass sie sich durch ihre Arbeit selbstverwirklichen. Würden Sie sagen, dass Sie sich selbstverwirklichen konnten und können? Wie? Macht Ihnen Ihre Arbeitslosigkeit im Hinblick auf die Zukunft Angst? Wenn ja: Was sind die Dinge, die Sie beruhigen/ Ihnen Halt geben? Was ist Ihnen das Wichtigste im Leben? Wenn Sie noch mal Anfang 18 wären – was würden Sie anders machen? Was war für Sie das Wichtigste im Leben, bevor Sie Kinder bekommen haben? Würden Sie sagen, dass Sie glücklich sind? Skala von 1-10.

Gesellschaftliches Ansehen	
Soziales Umfeld	Mit welchen Leuten verbringen Sie Ihre Zeit? Familie? Freunde? Freizeit? Fühlen Sie sich mit anderen Hartz-IV-Beziehern mit vielen Kindern verbunden? Würden Sie sagen, dass sie eine Art Gruppe sind?
Werte	Stellen Sie sich mal einen Menschen vor, der Ihnen gut gefällt, weil er gute Werte vertritt und gute Charaktereigenschaften hat. Welche Werte hat dieser Mensch in Ihrer Vorstellung?
Subjektive Schichtzugehörigkeit	Auf welcher sozialen Ebene würden Sie sich selbst einordnen? Wie fühlen Sie sich selbst in der Gesellschaft? Wie schätzen Sie Ihr gesellschaftliches Ansehen ein?
Stigmatisierung	Ist Ihnen schon mal aufgefallen, dass Sie unfreundlich behandelt wurden? Von wem? Was denken Sie denn, wie die Leute von Ihnen denken? Sprechen die Leute über Sie? Wie reagieren Sie darauf, wenn jemand Sie schlecht behandelt?
Abschlussfragen	Was sind Ihre fünf wichtigsten Ziele für die nächsten fünf Jahre? Fällt Ihnen noch etwas ein, das noch nicht besprochen wurde und das Sie gerne noch sagen würden?

10 Literatur

Achatz, Juliane/Mark Trappmann, 2011: Arbeitsmarktvermittelte Abgänge aus der Grundsicherung. Der Einfluss von personen- und haushaltsgebundenen Arbeitsmarktbarrieren. IAB discussion paper 02/2011. Nürnberg: Institut für Arbeitsmarkt und Berufsforschung.

Adler, Marina A., 1997: Social change and declines in marriage and fertility in Eastern Germany. In: Journal of Marriage and the Family 59, 37-49.

Ajzen, Icek/Thomas J. Madden, 1986: Prediction of goal-directed behavior: Attitudes, intentions, and perceived behavioral control. In: Journal of experimental social psychology 22, 453-474.

Amin, Sajeda/John B. Casterline, 2005: Poverty, risk, aspirations and childbearing. Konferenzbeitrag. Annual meeting of the Population Association of America, Philadelphia, 31. März - 2. April 2005.

Andersson, Gunnar, 2003: Dissolution of unions in Europe: A comparative overview. MPIDR Working Paper WP 2003-004. Rostock: Max-Planck-Institut für demografische Forschung.

Andreß, Hans-Jürgen, 2000: Die wirtschaftliche Lage Alleinerziehender. WTS-Arbeitspapier Nr. 3. Bielefeld: Universität Bielefeld.

Andreß, Hans-Jürgen, et al., 2003: Wenn aus Liebe rote Zahlen werden: über die wirtschaftlichen Folgen von Trennung und Scheidung. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Apitzsch, Birgit, 2010: Flexible Beschäftigung, neue Abhängigkeiten. Projektarbeitsmärkte und ihre Auswirkungen auf Lebensverläufe. Frankfurt am Main: Campus.

Autorengruppe Bildungsberichterstattung, 2010: Bildung in Deutschland 2010. Ein indikatorengestützter Bericht mit einer Analyse zu Perspektiven des Bildungswesens im demografischen Wandel. Bielefeld: Bertelsmann.

Autorengruppe Bildungsberichterstattung, 2012: Bildung in Deutschland 2012: ein indikatorengestützter Bericht mit einer Analyse zur kulturellen Bildung im Lebenslauf. Bielefeld: Bertelsmann.

Ayaß, Wolfgang, 1995: „Asoziale" im Nationalsozialismus. Stuttgart: Klett-Cotta.

Ayass, Wolfgang, 2005: „Asozialer Nachwuchs ist für die Volksgemeinschaft vollkommen unerwünscht": die Zwangssterilisationen von sozialen Aussenseitern. In: Margret Hamm (Hrsg.), Lebensunwert zerstörte Leben: Zwangssterilisation und „Euthanasie". Frankfurt am Main: Vas-Verlag für Akademische Schriften, 111-120.

Bäcker, Gerhard, et al., 2010: Sozialpolitik und soziale Lage in Deutschland. Bd. 1. Wiesbaden: VS Verlag.

Bähr, Jürgen, 2004: Bevölkerungsgeographie. Stuttgart: Ulmer.

Balz, Hans-Jürgen, 2012: Prekäre Lebenslagen und Krisen. Strategien zur individuellen Bewältigung. In: Ernst-Ulrich Huster/Jürgen Boeckh/Hildegard Mogge-Grotjahn (Hrsg.), Handbuch Armut und Soziale Ausgrenzung. Wiesbaden: VS Verlag, 491-509.

Barber, Jennifer S., 2000: Intergenerational influences on the entry into parenthood: Mothers' preferences for family and nonfamily behavior. In: Social Forces 79, 319-348.

Barrett, Geraldine/Kaye Wellings, 2002: What is a 'planned' pregnancy? Empirical data from a British study. In: Social Science & Medicine 55, 545-557.

Basten, Stuart/Johannes Huinink/Sebastian Klüsener, 2011: Räumliche Unterschiede in der subnationalen Fertilitätsentwicklung in Österreich, Deutschland und der Schweiz. In: Comparative Population Studies - Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 36, 615-660.

Bastin, Sonja/Michaela Kreyenfeld/Christine Schnor, 2012: Diversität von Familienformen in Ost- und Westdeutschland. MPIDR Working Paper WP-2012-001. Rostock: Max-Planck-Institut für demografische Forschung.

Beck, Ulrich/Anthony Giddens/Scott Lash, 1996: Reflexive Modernisierung: Eine Kontroverse. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Becker, Gary Stanley, 1993: Der ökonomische Ansatz zur Erklärung menschlichen Verhaltens. Tübingen: Mohr.

Beier, Christel, 1990: Psychosoziale Typologie familialer Konfliktbewältigungsformen. In: Manfred Clemenz, et al. (Hrsg.), Soziale Krise, Institution und Familiendynamik. Wiesbaden: VS Verlag, 262-334.

Bennett, Neil G./David E. Bloom/Cynthia K. Miller, 1995: The influence of nonmarital childbearing on the formation of first marriages. In: Demography 32, 47-62.

Bernardi, Laura, 2002: Personal Relationships and Reproductive Choices: Evidence from a Low Fertility Context. Milano: Universita' Cattolica del Sacro Cuore.

Bernardi, Laura, 2003: Channels of social influence on reproduction. In: Population Research and Policy Review 22, 427-555.

Bernardi, Laura/Sylvia Keim, 2007: Anfang 30 und noch kinderlos?: Lebenswege und Familienmodelle berufstätiger Frauen aus Ost- und Westdeutschland. In: Dirk Konietzka/Michaela Kreyenfeld (Hrsg.), Ein Leben ohne Kinder: Kinderlosigkeit in Deutschland. Wiesbaden: VS Verlag, 317-334.

Bernardi, Laura/Andreas Klärner/Holger von der Lippe, 2008: Job insecurity and the timing of parenthood: a comparison between Eastern and Western Germany. In: European Journal of Population 24, 287-313.

Bernhard, Sarah/Karin Kurz, 2007: Familie und Arbeitsmarkt. Eine Längsschnittstudie zum Einfluss beruflicher Unsicherheiten auf die Familienerweiterung. IAB Discussion Papers 10/2007. Nürnberg: Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung.

Berninger, Ina/Bernd Weiß/Michael Wagner, 2011: On the links between employment, partnership quality, and the desire to have a first child. The case of West Germany. In: Demographic Research 24, 579-610.

Bertram, Hans/Martin Bujard/Wiebke Rösler, 2011: Rush-hour des Lebens: Geburtenaufschub, Einkommensverläufe und familienpolitische Perspektiven. In: Journal für Reproduktionsmedizin und Endokrinologie 8, 91-99.

Bescherer, Peter/Silke Röbenack/Karen Schierhorn, 2009: Eigensinnige „Kunden". Wie Hartz IV wirkt und wie nicht. In: Robert Castel/Klaus Dörre (Hrsg.), Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt/New York: Campus, 145-156.

Beste, Jonas/Arne Bethmann/Mark Trappmann, 2010: Arbeitsmotivation und Konzessionsbereitschaft: ALG-II-Bezug ist nur selten ein Ruhekissen. IAB-Kurzbericht 15. Nürnberg: Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, 1-8.

Beutel, Manfred, 2002: Der frühe Verlust eines Kindes. Bewältigung und Hilfe bei Fehl-, Todgeburt und Fehlbildung. Göttingen: Hogrefe.

Bhaumik, Sumon Kumar/Jeffrey B. Nugent, 2011: Real options and demographic decisions: empirical evidence from East and West Germany. In: Applied Economics 43, 2739-2749.

Bieligk, Andreas, 1996: Die armen Kinder. Armut und Unterversorgung bei Kindern - Belastungen und ihre Bewältigung. Essen: Die Blaue Eule.

Bird, Kate/Wolfgang Hübner, 2010: Familien in benachteiligten und von Armut bedrohten oder betroffenen Lebenslagen als Adressaten von Elternbildung und Elternarbeit. Schriftenreihe Theorie und Praxis, AWO Bundesverband. Berlin: AWO Bundesverband.

Birg, Herwig, 1992: Differentielle Reproduktion aus der Sicht der biographischen Theorie der Fertilität. In: Ekart Voland (Hrsg.), Fortpflanzung: Natur und Kultur im Wechselspiel. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 189 - 215.

Birg, Herwig/Ernst Flöthmann/Iris Reiter, 1991: Biographische Theorie der demographischen Reproduktion. Frankfurt/New York: Campus.

Blossfeld, Hans-Peter, 2006: Globalisierung, wachsende Unsicherheit und die Veränderung der Chancen der jungen Generation in modernen Gesellschaften. In: Arbeit 15, 151-167.

Blossfeld, Hans-Peter, et al., 2007: Globalisierung und die Veränderung sozialer Ungleichheiten in modernen Gesellschaften. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 59, 667-691.

Blossfeld, Hans-Peter/Sonja Drobnic, 2001: Careers of Couples in Contemporary Society: From Male Breadwinner to Dual-Earner Families. Oxford: University Press.

Blumer, Herbert, 1966: Sociological implications of the thought of George Herbert Mead. In: American journal of Sociology 71, 535-544.

BMFSFJ, 2006: Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik. Siebter Familienbericht. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

BMFSFJ, 2007: Kinderreichtum in Deutschland. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

BMFSFJ, 2008: Alleinerziehende in Deutschland. Potentiale, Lebenssituationen und Unterstützungsbedarfe. In: Monitor Familienforschung. Beiträge aus Forschung, Statistik und Familienpolitik 15. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

Boeckh, Jürgen, 2012: Einkommen und soziale Ausgrenzung. In: Ernst-Ulrich Huster/Jürgen Boeckh/Hildegard Mogge-Grotjahn (Hrsg.), Handbuch Armut und Soziale Ausgrenzung. Wiesbaden: VS Verlag, 319-341.

Boeckh, Jürgen/Ernst-Ulrich Huster/Benjamin Benz, 2011: Sozialpolitik in Deutschland. Eine systematische Einführung. Wiesbaden: VS Verlag.

Bonin, Holger, et al., 2010: Vorstudie zur Evaluation der Fördermaßnahmen für Jugendliche im SGB II und SGB III. Mannheim: Zentrum für Europäische Wirtschaftsforschung.

Bonß, Wolfgang, 1999: Jenseits der Vollbeschäftigung. In: Gert Schmidt (Hrsg.), Kein Ende der Arbeitsgesellschaft. Berlin: Edition Sigma.

Bonß, Wolfgang, 2002: Erosion des Normalarbeitsverhältnisses. In: Anton Rauscher (Hrsg.), Arbeitsgesellschaft im Umbruch. Ursachen, Tendenzen, Konsequenzen. Berlin: Duncker & Humblot.

Born, Claudia/Helga Krüger, 2001: Das Lebenslaufregime der Verflechtung: Orte, Ebenen und Thematisierungen. In: Claudia Born/Helga Krüger (Hrsg.), Individualisierung und Verflechtung. Geschlecht und Generation im deutschen Lebenslaufregime. Weinheim/München: Juventa, 11-26.

Bosch, Gerhard, 1986: Hat das Normalarbeitsverhältnis eine Zukunft? In: WSI-Mitteilungen 39, 163-176.

Bosch, Gerhard, 2001: Konturen eines neuen Normalarbeitsverhältnisses. In: WSI-Mitteilungen 54, 219-230.

Bosch, Gerhard, 2003: Das Normalarbeitsverhältnis in der Informationsgesellschaft. In: Dieter Klumpp/Herbert Kubicek/Alexander Roßnagel (Hrsg.), Next generation information society? Notwendigkeit einer Neuorientierung. Mössingen-Talheim: Talheimer Verlag, 212-225.

Bourdieu, Pierre, 1998: Prekarität ist überall. In: Pierre Bourdieu (Hrsg.), Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion. Konstanz: Universitätsverlag, 96-102.

Brähler, Christa, 1990: Familie, Kinderwunsch, Unfruchtbarkeit. Motivation und Behandlungsverläufe bei künstlicher Befruchtung. Beiträge zur psychologischen Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Braun, Uta, et al., 2012: Erwerbstätigkeit ohne Berufsabschluss – welche Wege stehen offen? In: BIBB Report 17/12. Bonn: Bundesinstitut für Berufsbildung, 1-10.

Brenke, Karl, 2010: Fünf Jahre Hartz IV – Das Problem ist nicht die Arbeitsmoral. In: DIW Wochenbericht 6/2010, 2-13.

Brentano, Lujo, 1909: Die Malthussche Lehre und die Bevölkerungsbewegung der letzten Dezennien. In: Lujo Brentano (Hrsg.), Abhandlungen der Historischen Klasse der Königlich-Bayerischen Akademie der Wissenschaften Bd. 24. München: Bayerische Akademie der Wissenschaften, 567-625.

Breuer, Franz, 2010: Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung für die Forschungspraxis. Wiesbaden: VS Verlag.

Brewster, Karin L./Ronald R. Rindfuss, 2000: Fertility and Women´s Employment in Industrialized Nations. In: Annual Rewiev of Sociology 26, 271-296.

Brinkmann, Christian, 1984: Die individuellen Folgen langfristiger Arbeitslosigkeit. In: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung 17. Nürnberg: Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, 454-473.

Brose, Nicole, 2008: Entscheidung unter Unsicherheit – Familiengründung und -erweiterung im Erwerbsverlauf. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 60, 30-52.

Brüderl, Josef, 2004: Die Pluralisierung partnerschaftlicher Lebensformen in Westdeutschland und Europa. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 19/2004, 3-10.

Brütt, Christian, 2011: Workfare als Mindestsicherung. Von der Sozialhilfe zu Hartz IV. Deutsche Sozialpolitik 1962 bis 2005. Bielefeld: transcript Verlag.

Buch, Tanja/Stefan Hell/Gabriele Wydra-Somaggio, 2011: Stigma Hauptschulabschluss? Der Einfluss der Schulbildung auf das Arbeitslosigkeitsrisiko an der zweiten Schwelle. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 14, 421-443.

Buchholz, Sandra, 2008: Die Flexibilisierung des Erwerbsverlaufs. Eine Analyse von Einstiegs- und Ausstiegsprozessen in Ost- und Westdeutschland. Wiesbaden: VS Verlag.

Bude, Heinz, 1995: Das Altern einer Generation. Die Jahrgänge 1938 bis 1948. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bude, Heinz, 2010: Die Kunst der Interpretation. In: Uwe Flick/Ernst von Kardoff/Ines Steinke (Hrsg.), Qualitative Forschung: Ein Handbuch. Reinbek: Rowohlt, 569-578.

Bühler, Christoph, 2007: Soziales Kapital und Fertilität. In: Axel Franzen/Markus Freitag (Hrsg.), Sozialkapital. Grundlagen und Anwendungen. Wiesbaden: VS Verlag, 397-419.

Buhr, Petra, 1995: Dynamik von Armut. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Buhr, Petra, 1998: Übergangsphase oder Teufelskreis? Dauer und Folgen von Armut bei Kindern. In: Klaus Hurrelmann/Andreas Klocke (Hrsg.), Kinder und Jugendliche in Armut. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 72-86.

Buhr, Petra, et al., 2011: Kinder oder keine? Institutionelle Rahmenbedingungen und biographische Voraussetzungen für die Familiengründung und -erweiterung in Ost- und Westdeutschland. In: Josef Brüderl/Laura Castiglioni (Hrsg.), Partnerschaft, Fertilität und intergenerationale Beziehungen: Ergebnisse der ersten Welle des Beziehungs- und Familienpanels. Würzburg: Ergon, 155-181.

Bujard, Martin, 2011: Familienpolitik und Geburtenrate. Ein internationaler Vergleich. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

Bujard, Martin, et al., 2012: (Keine) Lust auf Kinder? Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.

Bundesministerium für Arbeit und Soziales, 2008: Lebenslagen in Deutschland. Der 3. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung. Berlin: Bundesministerium für Arbeit und Soziales.

Bundesministerium für Arbeit und Soziales, 2013: Lebenslagen in Deutschland. Der vierte Armuts- und Reichtumsbericht der Bunderegierung. Bonn: Hausdruckerei des BMAS.

Burkart, Günter, 1993: Individualisierung und Elternschaft – Das Beispiel USA. In: Zeitschrift für Soziologie 22, 159-177.

Burkart, Günter, 1994: Die Entscheidung zur Elternschaft: eine empirische Kritik von Individualisierungs- und Rational-Choice-Theorien. Stuttgart: Enke.

Burkart, Günter 1996: Grenzen biographischer Planbarkeit und die Entscheidung zur Elternschaft. In: Kontrazeption, Konzeption, Kinder oder keine. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, 28-50.

Busch, Ulrike, 2004: Schwangerschaften Minderjähriger. In: Sozial Extra 28, 34-39.

Butterwegge, Christoph, 2006: Krise und Zukunft des Sozialstaats. Wiesbaden: VS Verlag.

Butterwegge, Christoph/Michael Klundt/Matthias Belke-Zeng, 2008: Kinderarmut in Ost- und Westdeutschland. Wiesbaden: VS Verlag.

Castel, Robert, 2007: Der Zerfall der Lohnarbeitsgesellschaft. In: Pierre Bourdieu (Hrsg.), Lohn der Angst. Flexibilisierung und Kriminalisierung in der »neuen Arbeitsgesellschaft«. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, 14-20.

Chassé, Karl August, 2010: Kinderarmut in Deutschland. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 51-52/2010, 16-23.

Chassé, Karl August/Margherita Zander/Konstanze Rasch, 2010: Meine Familie ist arm. Wie Kinder im Grundschulalter Armut erleben und bewältigen. Wiesbaden: VS Verlag.

Cicourel, Aaron Victor, 1974: Theory and method in a study of Argentine fertility. New York: Wiley.

Claus, Frieder, 2008: Hartz IV – Strategie zur Armutsbekämpfung? In: Karin Sanders/Hans-Ulrich Weth (Hrsg.), Armut und Teilhabe. Wiesbaden: VS Verlag, 147-182.

Clemenz, Manfred/Arno Combe, 1990: Einleitung: Familien in schwierigen psychischen und sozialen Lagen („Multiproblem-Familien“). Ein theoretisches und therapeutisches Modell. In: Manfred Clemenz et al. (Hrsg.), Soziale Krise, Institution und Familiendynamik. Konfliktstrukturen und Chancen therapeutischer Arbeit bei Multiproblem-Familien. Opladen: Westdeutscher Verlag, 11-25.

Crittenden, Patricia M., 1992: Treatment of anxious attachment in infancy and early childhood. In: Development and Psychopathology 4, 575-602.

Czada, Roland, 2008: Irrwege und Umwege in die neue Wohlfahrtswelt. In: Rolf Heinze/Adalbert Evers (Hrsg.), Sozialpolitik: Ökonomisierung und Entgrenzung. Wiesbaden: VS Verlag, 186-207.

Czock, Heidrun/Wolfgang Riedel/Ulrich Schirowski, 1994: Landessozialbericht. Band 5: Soziale Situation kinderreicher Familien. Düsseldorf: Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen.

Destatis, 2011: Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Haushalte und Familien. Ergebnisse des Mikrozensus; Fachserie 1 Reihe 3. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.

Deutsche Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe, 2004: Empfängnisverhütung. Familienplanung in Deutschland. Gemeinsame Stellungnahme der Deutschen Gesellschaft für Gynäkologische Endokrinologie und Fortpflanzungsmedizin e.V. (DGGEF e.V.) in Zusammenarbeit mit dem Berufsverband der Frauenärzte e.V.: Deutsche Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe e.V. URL: http://wwwuser.gwdg.de/~ukfh/UFK/KontrazeptionI.pdf (zugegriffen am 07.04.2015)

Dewey, John, 1984: The theory of Emotion. (I) Emotional attitudes. In: Psychological Review 1, 553-569.

Diekmann, Andreas, 2007: Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt.

Dingeldey, Irene, 2006: Aktivierender Wohlfahrtsstaat und sozialpolitische Steuerung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 8-9/2006, 3-9.

Dingeldey, Irene, 2007: Wohlfahrtsstaatlicher Wandel zwischen „Arbeitszwang“ und „Befähigung“. In: Berliner Journal für Soziologie 17, 189-209.

Dingeldey, Irene, 2008: Governance und Sozialpolitik: Der aktivierende Wohlfahrtsstaat als Gewährleistungsstaat. In: Gunnar Folke Schuppert/Michael Zürn (Hrsg.), Governance in einer sich wandelnden Welt. Wiesbaden: VS Verlag, 313-329.

Dombois, Rainer, 1999: Der schwierige Abschied vom Normalarbeitsverhältnis In: Aus Politik und Zeitgeschichte 37, 13-20.

Dorbritz, Jürgen, 2010a: Fertilitätstrends in Europa: Neue Ausdifferenzierungen? In: Bevölkerungsforschung Aktuell 01/2010, 2-10.

Dorbritz, Jürgen, 2010b: Kinderzahlen und Lebensformen im Ost-West-Vergleich – Ergebnisse des Mikrozensus 2008. In: Bevölkerungsforschung Aktuell 01/2010, 11-15.

Dorbritz, Jürgen, 2011: Kinderzahlen bei Frauen mit und ohne Migrationshintergrund im Kontext von Lebensformen und Bildung. In: Bevölkerungsforschung Aktuell 01/2011, 7-12.

Dorbritz, Jürgen/Astrid Manthe, 2012: Zum Einfluss der Lebensform und des sozialen Umfelds auf den Kinderwunsch. In: Bevölkerungsforschung Aktuell 03/2012, 8-15.

Dörre, Klaus, et al., 2013: Bewährungsproben für die Unterschicht? Soziale Folgen aktivierender Arbeitsmarktpolitik. Frankfurt/New York: Campus.

Düntgen, Alexandra/Martin Diewald, 2008: Auswirkungen der Flexibilisierung von Beschäftigung auf eine erste Elternschaft. In: Marc Szydlik (Hrsg.), Flexibilisierung. Folgen für Arbeit und Familie. Wiesbaden: VS Verlag, 213-231.

Eberstadt, Nocholas, 1994: Demographic shocks after Communism: Eastern Germany, 1989-1993. In: Population and Development Review 20, 137-152.

Eckhard, Jan/Thomas Klein, 2007: Die Motivation zur Elternschaft. Unterschiede zwischen Männern und Frauen. In: Dirk Konietzka/Michaela Kreyenfeld (Hrsg.), Ein Leben ohne Kinder. Wiesbaden: VS Verlag, 275-294.

Edin, Kathryn/Timothy J. Nelson, 2013: Doing the Best I Can. Fatherhood in the Inner City. Berkeley/Los Angeles/New York: University of California Press.

Edin, Katryn/Maria Kefalas, 2007: Promises I can keep: Why poor women put motherhood before marriage. Berkeley: University of California Press.

Eggen, Bernd/Marina Rupp, 2006: Kinderreiche Familien. Wiesbaden: VS Verlag.

El-Mafaalani, Aladin, 2014: Vom Arbeiterkind zum Akademiker. Über die Mühen des Aufstiegs durch Bildung. Sankt Augustin/Berlin: Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.

Elias, Norbert/John L. Scotson, 1990: Etablierte und Außenseiter. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Engels, Dietrich/Christine Thielebein, 2011: Zusammenhang von sozialer Schicht und Teilnahme an Kultur-, Bildungs- und Freizeitangeboten für Kinder und Jugendliche. Köln: ISG Institut für Sozialforschung und Gesellschaftspolitik e.V.

Engstler, Herbert/Sonja Menning, 2003: Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik. Lebensformen, Familienstrukturen, wirtschaftliche Situation der Familien und familiendemographische Entwicklung in Deutschland. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

Equit, Claudia, 2011: Gewaltkarrieren von Mädchen. Wiesbaden: VS Verlag.

Erhardt, Jens, et al., 2012: Theorien der Fertilität. In: Günter Stock, et al. (Hrsg.), Zukunft mit Kindern. Fertilität und gesellschaftliche Entwicklung in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Frankfurt am Main: Campus.

Esser, Hartmut, 1993: Soziologie: Allgemeine Grundlagen. Frankfurt/New York: Campus.

Etzioni, Amitai, 1994: Jenseits des Egoismus-Prinzips - Ein neues Bild von Wirtschaft, Politik und Gesellschaft. Stuttgart: Schäffer-Poeschel Verlag.

Etzioni, Amitai, 1996: Die faire Gesellschaft. Jenseits von Sozialismus und Kapitalismus. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.

Fazio, Russell, 1990: Multiple processes by which attitudes guide behavior. The mode model as an integrative framework. In: Advances in Experimental Social Psychology 23, 75-109.

Feldhaus, Michael/Mandy Boehnke, 2008: Ungeplante Schwangerschaften: wider das Ideal der Naturbeherrschung? In: Karl-Siegbert Rehberg (Hrsg.), Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Teilband 1 u. 2. Frankfurt am Main: Campus, 1680-1693.

Fernández, Raquel/Alessandra Fogli, 2005: Fertility: The Role of Culture and Family Experience. NBER Working Paper 11569. Cambridge: National Bureau of Economic Research.

Fischer, Birgit, 2000: Statt eines Vorwortes: Mit einer tiefgespaltenen Gesellschaft ins neue Jahrtausend? In: Christoph Butterwegge (Hrsg.), Kinderarmut in Deutschland. Ursachen, Erscheinungsformen und Gegenmaßnahmen. Frankfurt am Main: Campus, 11-20.

Fischer, Rachel C. et al., 1999: Exploring the concepts of intended, planned, and wanted pregnancy. In: Journal of Family Practice 48, 117-122.

Flick, Uwe, 2007: Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt.

Franz, Jutta/Ulrike Busch, 2004: Schwangerschaften Minderjähriger – Hintergründe und beraterische Anforderungen. In: BZgA FORUM Sexualaufklärung und Familienplanung 4, 10-16.

Franzese, Fabio/Ingmar Rapp, 2013: Der Einfluss von Arbeitslosigkeit auf das Trennungsrisiko von Ehen. In: Zeitschrift für Familienforschung 25, 331-346.

Friedman, Debra/Michael Hechter/Satoshi Kanazawa, 1994: A Theory of the Value of Children. In: Demography 31, 375-401.

Froschauer, Ulrike/Manfred Lueger, 2003: Das qualitative Interview. Wien: WUV-Univ.-Verlag.

Funcke, Antje/Dirk Oberschachtsiek/Johannes Giesecke, 2010: Keine Perspektive ohne Ausbildung. Gütersloh: Bertelsmann.

Fux, Beat, 1994: Der familienpolitische Diskurs: eine theoretische und empirische Untersuchung über das Zusammenwirken und den Wandel von Familienpolitik, Fertilität und Familie. Berlin: Duncker und Humblot.

Fux, Beat, 2005: Familiale Lebensformen im Wandel. Neuchâtel: Bundesamt für Statistik (BFS).

Galuske, Michael/Tim Rietzke, 2008: Aktivierung und Ausgrenzung – Aktivierender Sozialstaat, Hartz-Reformen und die Folgen für Soziale Arbeit und Jugendberufshilfe. In: Roland Anhorn/Frank Bettinger/Johannes Stehr (Hrsg.), Sozialer Ausschluss und Soziale Arbeit. Wiesbaden: VS Verlag, 399-416.

Gans, Herbert J., 1992: Über die positiven Funktionen der unwürdigen Armen. Zur Bedeutung der "underclass" in den USA. In: Stephan Leibfried/Wolfgang Voges (Hrsg.), Armut im modernen Wohlfahrtsstaat. Wiesbaden: VS Verlag, 48-62.

Garst, Anneke, 2000: Ausweg oder Sackgasse: Schwanger mit 14! Praxisbericht aus dem Wohnprojekt für junge Mütter. In: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hrsg.), Dokumentation der Fachtagung zur Sexualpädagogischen Mädchenarbeit. 19.-21. Juni 2000, 106-110.

Gaupp, Nora, et al., 2008: Von der Hauptschule in Ausbildung und Erwerbsarbeit: Ergebnisse des DJI-Übergangspanels. Bonn: Bundesministerium für Bildung und Forschung.

Gebauer, Ronald/Hanna Petschauer/Georg Vobruba, 2002: Wer sitzt in der Armutsfalle? Selbstbehauptung zwischen Sozialhilfe und Arbeitsmarkt. Berlin: Edition Sigma.

Gebel, Michael/Johannes Giesecke, 2009: Ökonomische Unsicherheit und Fertilität. Die Wirkungen von Beschäftigungsunsicherheit und Arbeitslosigkeit auf die Familiengründung in Ost- und Westdeutschland. In: Zeitschrift für Soziologie 38, 399-417.

Gläser, Jochen/Grit Laudel, 2006: Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse. Wiesbaden: VS Verlag.

Gloger-Tippelt, Gabriele/Beate Gomille/Ruth Grimmig, 1993: Der Kinderwunsch aus psychologischer Sicht. Opladen: Leske + Budrich.

Goebel, Peter, 1996: Kontrazeption und Konzeption als Konfliktlösung. Dokumentation einer Expertenbefragung. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung.

Goffman, Erving, 1974 [1971]: Das Individuum im öffentlichen Austausch: Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Goffman, Erving, 1996 [1963]: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Goldbrunner, Hans, 1989: Arbeit mit Problemfamilien: Systemische Perspektiven für Familientherapie und Sozialarbeit. Mainz: Matthias-Grünerwald-Verlag.

Goldstein, Joshua, et al., 2010: Familie und Partnerschaft in Ost- und Westdeutschland. Ergebnisse im Rahmen des Projektes „Demographic Differences in Life Course Dynamics in Eastern and Western Germany". Rostock: Max-Planck-Institut für demografische Forschung.

Goldstein, Joshua, et al., 2013: Fertility Reactions to the "Great Recession" in Europe: Recent Evidence from Order-Specific Data. In: Life 29, 85-104.

Görtz-Brose, Karin/Heinz Hüser, 2006: Zum Einfluss von Eltern auf das Berufswahlverhalten von Jugendlichen. In: Nikolaus Bley/Marit Rullmann (Hrsg.), Übergang Schule und Beruf. Recklinghausen: Forschungsinstitut Arbeit, Bildung, Partizipation, 277-294.

Gorz, André, 2000: Arbeit zwischen Misere und Utopie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Gottschall, Karin/G. Günter Voß, 2003: Entgrenzung von Arbeit und Leben – Zur Einleitung. In: Karin Gottschall/G. Günter Voß (Hrsg.), Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zum Wandel der Beziehung von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre im Alltag. München/Mering: Hampp, 11-33.

Grabka, Michael/Joachim R. Frick, 2011: Weiterhin hohes Armutsrisiko in Deutschland: Kinder und junge Erwachsene sind besonders betroffen. In: DIW Wochenbericht 77, 2-12.

Graham, Hilary/Elizabeth McDermott, 2006: Qualitative research and the evidence base of policy: insights from studies of teenage mothers in the UK. In: Journal of Social Policy 35, 21.

Granovetter, Mark, 1985: Economic action and social structure: the problem of embeddedness. In: American journal of Sociology 91, 481-510.

Hajnal, John, 1965: European marriage patterns in perspective. In: David Victor Glass/David Edward Charles Eversley (Hrsg.), Population in History. London: Arnold, 101-143.

Hanesch, Walter, et al., 1994: Armut in Deutschland. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Hank, Karsten/Michaela Kreyenfeld/Katharina Spieß, 2004: Kinderbetreuung und Fertilität in Deutschland. In: Zeitschrift für Soziologie 33, 228-244.

Hartmann, Michael, 2002: Der Mythos von den Leistungseliten: Spitzenkarrieren und soziale Herkunft in Wirtschaft, Politik, Justiz und Wissenschaft. Frankfurt am Main: Campus.

Hauser, Richard, 1989: Entwicklungstendenzen der Armut in der Bundesrepublik Deutschland. In: Diether Döring/Richard Hauser (Hrsg.), Politische Kultur und Sozialpolitik. Ein Vergleich der Vereinigten Staaten und der Bundesrepublik Deutschland unter besonderer Berücksichtigung des Armutsproblems. Frankfurt am Main: Campus, 117-146.

Heckhausen, Heinz, 1963: Eine Rahmentheorie der Motivation in 10 Thesen. In: Zeitschrift für experimentelle und angewandte Psychologie, 604-626.

Heiland, Frank/Alexia Prskawetz/Warren C. Sanderson, 2008: Are Individuals' desired family sizes stable? Evidence from West German panel data. In: European Journal of Population 24, 129-156.

Helfferich, Cornelia, 2001: frauen leben – Eine Studie zu Lebensläufen und Familienplanung, Schriftenreihe Forschung und Praxis der Sexualaufklärung und Familienplanung. Bd. 19. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung.

Helfferich, Cornelia, 2013: Reproduktive Gesundheit. Eine Bilanz der Familienplanung in Deutschland. In: Bundesgesundheitsblatt, 192-198.

Helfferich, Cornelia/Ingrid Kandt, 1996: Wie kommen Frauen zu Kindern – Die Rolle von Planung, Wünschen und Zufall im Lebenslauf. In: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hrsg.), Kontrazeption, Konzeption, Kinder – oder keine. Dokumentation einer Expertentagung. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, 51–78.

Helfferich, Cornelia/Heike Klindworth/Jan Kruse, 2005: Männer leben. Studie zu Lebensläufen und Familienplanung – Vertiefungsbericht. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung.

Helming, Elisabeth, 1998: Sozialpädagogische Familienhilfe - Hilfe zur Selbsthilfe für arme Familien. In: Andreas Klocke/Klaus Hurrelmann (Hrsg.), Kinder und Jugendliche in Armut. Opladen/Wiesbaden: Springer, 288-308.

Helming, Elisabeth, et al., 1999: Handbuch Sozialpädagogische Familienhilfe. Stuttgart: Kohlhammer.

Herter-Eschweiler, Robert, 1998: Verhältniszahlen und Verfahren zur Analyse der menschlichen Fortpflanzung. Die langfristige Geburtenentwicklung in Deutschland. Wiesbaden: VS Verlag, 7-21.

Hess, Doris/Wolfgang Hartenstein/Menno Smid, 1990: Auswirkungen von Arbeitslosigkeit auf die Familie. In: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung 24, 178-192.

Hesse, Otto, 1952/53: Asoziale Familien. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie 5, 333-341.

Hildebrandt, Eckart et al., 2000: Einleitung: Zeitwandel und reflexive Lebensführung. In: Eckart Hildebrandt (Hrsg.), Reflexive Lebensführung. Zu den sozialökologischen Folgen flexibler Arbeit. Berlin: Sigma, 6-45.

Hill, Paul B./Johannes Kopp, 2004: Familiensoziologie. Grundlagen und theoretische Perspektiven. Wiesbaden: VS Verlag.

Hinrichs, Karl, 1996: Das Normalarbeitsverhältnis und der männliche Familienernährer als Leitbilder der Sozialpolitik. In: Sozialer Fortschritt 45, 102-107.

Hirsch-Kreinsen, Hartmut, 2009: Entgrenzung von Unternehmen und Arbeit. In: Jens Beckert/Christoph Deutschmann (Hrsg.), Wirtschaftssoziologie. Wiesbaden: VS Verlag.

Hirschman, Charles, 1994: Why Fertility Changes. In: Annual Review of Sociology 20, 203-233.

Hitzler, Ronald, 1986: Die Attitüde der künstlichen Dummheit. In: Sozialwissenschaftliche Informationen (SOWI) 3, 53-59.

Hitzler, Ronald, 2002: Sinnrekonstruktion. Zum Stand der Diskussion (in) der deutschsprachigen interpretativen Soziologie. Forum Qualitative Sozialforschung 3, Art. 7.

Hitzler, Ronald, 2009: Ethnographie. In: Renate Buber/Hartmuth Holzmüller (Hrsg.), Qualitative Marktforschung. Wiesbaden: Gabler, 207-218.

Hobfoll, Stevan E./Petra Buchwald, 2004: Die Theorie der Ressourcenerhaltung und das multiaxiale Copingmodell – eine innovative Stresstheorie. In: Petra Buchwald/Christine Schwarzer/Stevan E. Hobfoll (Hrsg.), Stress gemeinsam bewältigen. Ressourcenmanagement und multiaxiales Coping. Göttingen: Hogreve, 11-26.

Hock, Beate/Gerda Holz/Werner Wüstendörfer, 2000: Folgen familiärer Armut im frühen Kindesalter: Eine Annäherung anhand von Fallbeispielen. Dritter Zwischenbericht zu einer Studie im Auftrag des Bundesverbandes der Arbeiterwohlfahrt. Frankfurt: Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik.

.

Hoffman, Lois Wladis/Martin L. Hoffman, 1973: The Value of Children to Parents. In: James T. Fawcett (Hrsg.), Psychological perspectives on population. New York: Basic Books.

Hoffmann, Edeltraud/Ulrich Walwei, 2000: Erosion oder Renaissance der Normalarbeit? Ländervergleich Dänemark - Deutschland. In: IAB-Kurzbericht 16, 1-6.

Hofmann, Barbara/Katrin Hohmeyer, 2012: Perceived economic uncertainty and fertility. In: Journal of Marriage and Family 75, 503-521.

Hohendanner, Christian/Ulrich Walwei, 2013: Arbeitsmarkteffekte atypischer Beschäftigung. In: WSI-Mitteilungen 4/2013, 239-246.

Höhn, Charlotte/Bernd Störzbach, 1994: Die demographische Alterung in den Ländern der Europäischen Union. In: Geographische Zeitschrift 82, 198-213.

Holz, Gerda, 2011: Armut bei Kindern und Jugendlichen in Deutschland. Eine Lebenslage mit vielen Belastungen und wenigen Chancen. In: TPS - Theorie und Praxis der Sozialpädagogik 10, 4-10.

Honneth, Axel, 1992: Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Honneth, Axel, 2003: Umverteilung als Anerkennung. Eine Erwiederung auf Nancy Fraser. In: Axel Honneth/Nancy Fraser (Hrsg.), Umverteilung oder Anerkennung? Eine politisch-philosophische Kontroverse. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Honneth, Axel, 2011a: Verwilderungen des sozialen Konflikts. Anerkennungskämpfe zu Beginn des 21. Jahrhunderts. MPIfG Working Paper 11/4. Köln: Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung.

Honneth, Axel, 2011b: Verwilderungen. Kampf um Anerkennung im frühen 21. Jahrhundert. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 1-2/2011, 37-45.

Honneth, Axel, 2011c: Das Recht der Freiheit. Grundriss einer demokratischen Sittlichkeit. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Höpflinger, Francois, 1997: Bevölkerungssoziologie. Eine Einführung in bevölkerungssoziologische Ansätze und demographische Prozesse. Weinheim: Juventa.

Huinink, Johannes, 1987: Soziale Herkunft, Bildung und das Alter bei der Geburt des ersten Kindes. In: Zeitschrift für Soziologie 16, 367-384.

Huinink, Johannes/Dirk Konietzka, 2003: Lebensformen und Familiengründung. Nichteheliche Elternschaft in Ost- und Westdeutschland in den 1990er Jahren. In: Walter Bien/Jan H. Marbach (Hrsg.), Partnerschaft und Familiengründung. Ergebnisse der dritten Welle des Familien-Survey. Opladen: Leske + Budrich, 65-93.

Huinink, Johannes/Dirk Konietzka, 2007: Familiensoziologie. Eine Einführung. Frankfurt/New York: Campus.

Hutsch, Siegfried, 2009: Kinderarmut nach ALG II – Erfassung eines gesellschaftlichen Problems und seiner Auswirkungen. In: Friedrich-Ebert-Stiftung/Der Paritätische (Hrsg.), Kinderarmut in einem reichen Land. Haldensleben: Meiling Druck.

IAB, 2011: Jeder fünfte Geringqualifizierte ist arbeitslos. In: IAB-Aktuell, 10.2.2011. URL: http://www.iab.de/751/section.aspx/349 (zugegriffen am 07.04.2015)

Imfeld, Daniel, 1991: Lohnstarrheit und Sicherheit des Arbeitsplatzes vor dem Gewerkschaftszeitalter: Ausgewählte Schweizerische Arbeitsmärkte im Spiegel einzelwirtschaftlicher Daten aus dem späten 19. Jahrhundert. Baar: Imfeld.

Inglehart, Ronald, 1989: Kultureller Umbruch: Wertwandel in der westlichen Welt. Frankfurt/New York: Campus.

Institut für Demoskopie Allensbach, 2004: Einflussfaktoren auf die Geburtenrate. Ergebnisse einer Repräsentativbefragung der 18- bis 44-jährigen Bevölkerung. Berlin: Institut für Demoskopie Allensbach.

Jackson, Paul, 1990: Individuelle und familiäre Bewältigung von Arbeitslosigkeit. In: Hans Schindler/Ali Wacker/Peter Wetzels (Hrsg.), Familienleben in der Arbeitslosigkeit. Heidelberg: Roland Asanger, 23-42.

Jagenow, Angela/Oskar Mittag, 1984: Weiblicher Kinderwunsch und Sexualität. In: Psychosozial 21, 7-26.

Jahoda, Marie, 1983: Die sozialpsychologische Bedeutung von Arbeit und Arbeitslosigkeit. In: Marie Jahoda/Thomas Kieselbach/Thomas Leithäuser (Hrsg.), Arbeit, Arbeitslosigkeit und Persönlichkeits-entwicklung. Bremer Beiträge zur Psychologie. Bremen: Universität Bremen, 1-8.

Jahoda, Marie, 1986: Wieviel Arbeit braucht der Mensch?: Arbeit und Arbeitslosigkeit im 20. Jahrhundert. Weinheim: Beltz.

Jahoda, Marie/Paul Lazarsfeld/Hans Zeisel, 1933: Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit. Leipzig: Hirzel.

Jensen, Peter/Nina Smith, 1990: Unemployment and marital dissolution. In: Journal of Population Economics 3, 215-229.

Jurczyk, Karin /Günter Voß, 2000: Entgrenzte Arbeitszeit - Reflexive Alltagszeit. In: Eckart Hildebrandt (Hrsg.), Reflexive Lebensführung. Zu den sozialökologischen Folgen flexibler Arbeit. Berlin: Sigma, 151-206.

Jurczyk, Karin et al., 2009: Entgrenzte Arbeit - entgrenzte Familie. Grenzmanagement im Alltag als neue Herausforderung. Berlin: Sigma.

Jürgens, Kerstin, 2010: Deutschland in der Reproduktionskrise. In: Leviathan 38, 559-587.

Jürgens, Kerstin/Karsten Reineke, 2000: Anpassung an „atmende Unternehmen" – Anforderungen an Familien durch flexibilisierte Arbeitszeiten. In: Eckart Hildebrandt (Hrsg.), Reflexive Lebensführung. Zu den sozialökologischen Folgen flexibler Arbeit. Berlin: Sigma, 207-229.

Jürgens, Kerstin/Günter Voß, 2007: Gesellschaftliche Arbeitsteilung als Leistung der Person. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 34/2007, 3-9.

Kahlert, Heike, 2007: Demographische Frage, „Qualität" der Bevölkerung und pronatalistische Politik – ungleichheitssoziologisch betrachtet. In: Prokla Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft 37, 61-75.

Kaufmann, Franz-Xaver, 2003: Varianten des Wohlfahrtsstaats. Der deutsche Sozialstaat im internationalen Vergleich. Baden-Baden: Nomos.

Kaufmann, Franz-Xaver, 2005: Schrumpfende Gesellschaft. Vom Bevölkerungsrückgang und seinen Folgen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Kelle, Udo, 2007: "Emergence" vs."Forcing" of Empirical Data? A Crucial Problem of "Grounded Theory" Reconsidered. In: Historical Social Research/Historische Sozialforschung (HSR), 133-156.

Kelle, Udo/Susann Kluge, 2013: Vom Einzelfall zum Typus: Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. Wiesbaden: Springer.

Kessl, Fabian/Christian Reutlinger, 2007: „Sozialhilfeadel oder Unterschicht?" Sieben Einwände gegen die territoriale Manifestation einer „neuen Unterschicht". In: Fabian Kessl/Christian Reutlinger/Holger Ziegler (Hrsg.), Erziehung zur Armut? Soziale Arbeit und die 'neue Unterschicht'. Wiesbaden: VS Verlag, 97-101.

Kieselbach, Thomas, 1994: Arbeitslosigkeit als psychologisches Problem – auf individueller und gesellschaftlicher Ebene. In: Leo Montada (Hrsg.), Arbeitslosigkeit und soziale Gerechtigkeit. Frankfurt/New York: Campus, 233-263.

Kleinert, Corinna/Marita Jacob, 2012: Strukturwandel des Übergangs in eine berufliche Ausbildung. In: Rolf Becker/Heike Solga (Hrsg.), Soziologische Bildungsforschung. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 211-233.

Klinger, Nadja/Jens König, 2006: Einfach abgehängt. Ein wahrer Bericht über die neue Armut in Deutschland. Berlin: Rowohlt.

Klocke, Andreas/Klaus Hurrelmann, 1998: Einleitung – Kinder und Jugendliche in Armut. In: Andreas Klocke/Klaus Hurrelmann (Hrsg.), Kinder und Jugendliche in Armut. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Klomann, Annette/Friedhelm Nyssen, 1994: Der Kinderwunsch. Gegenwart und Geschichte. Zwei Beiträge zur Frage nach der „Evolution der Kindheit“. Frankfurt am Main: Peter Lang.

Knorr, Wolfgang, 1938: Ein Wort zur Klärung! Kinderreiche Vollfamilie – asoziale Großfamilie. In: Volk und Rasse, 414-415.

Kocka, Jürgen, 2000: Arbeit früher, heute, morgen: Zur Neuartigkeit der Gegenwart. In: Jürgen Kocka/Claus Offe (Hrsg.), Geschichte und Zukunft der Arbeit. Frankfurt am Main: Campus, 476-492.

Kohler, Hans-Peter/Francesco C. Billari/José Antonio Ortega, 2002: The emergence of lowest-low fertility in Europe during the 1990s. In: Population and Development Review 28, 641-680.

Kohli, Martin, 1985: Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 37, 1-29.

Kohli, Martin, 2003: Der institutionalisierte Lebenslauf: ein Blick zurück und nach vorn. In: Jutta Allmendinger (Hrsg.), Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Verhandlungen der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Leipzig 2002. Opladen: Leske + Budrich, 525-545.

Konietzka, Dirk/Michaela Kreyenfeld, 2005: Nichteheliche Mutterschaft und soziale Ungleichheit im familialistischen Wohlfahrtsstaat. Zur sozioökonomischen Differenzierung der Familienformen in Ost- und Westdeutschland. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 1, 32-61.

Kotte, Markus/Volker Ludwig, 2011: Intergenerational transmission of fertility intentions and behaviour in Germany: the role of contagion. In: Vienna Yearbook of Population Research 9, 207-226.

Krebs, Angelika, 2002: Arbeit und Liebe: die philosophischen Grundlagen sozialer Gerechtigkeit. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Krekel, Elisabeth M./Joachim G. Ulrich, 2009: Jugendliche ohne Berufsabschluss. Handlungsempfehlungen für die berufliche Bildung: Kurzgutachten. Berlin: Friedrich-Ebert-Stiftung.

Kreyenfeld, Michaela, 2005: Economic uncertainty and fertility postponement. Evidence from German panel data. MPIDR Working Paper WP-2005-034. Rostock: Max-Planck-Institut für demografische Forschung.

Kreyenfeld, Michaela, 2007: Bildungsspezifische Unterschiede im Geburtenverhalten in Ost- und Westdeutschland. In: Eva Barlösius/Daniela Schiek (Hrsg.), Demographisierung des Gesellschaftlichen: Analysen und Debatten zur demographischen Zukunft Deutschlands. Wiesbaden: VS Verlag, 83-112.

Kreyenfeld, Michaela, 2008: Ökonomische Unsicherheit und der Aufschub der Familiengründung. In: Marc Szydlik (Hrsg.), Flexibilisierung: Folgen für Arbeit und Familie. Wiesbaden: VS Verlag, 232-254.

Kreyenfeld, Michaela, 2010: Uncertainties in Female Employment Careers and the Postponement of Parenthood in Germany. In: European Sociological Review 26, 351-366.

Kreyenfeld, Michaela/Gunnar Andersson, 2013: Socioeconomic differences in the unemployment and fertility nexus: a comparison of Denmark and Germany. MPIDR Working Paper WP-2013-008. Rostock: Max-Planck-Institut für demografische Forschung.

Kreyenfeld, Michaela/Gunnar Andersson/Ariane Pailhé, 2012: Economic uncertainty and family dynamics in Europe. In: Demographic Research 27, 835-852.

Kreyenfeld, Michaela/Dirk Konietzka, 2007: Kinderlosigkeit in Deutschland – theoretische Probleme und empirische Ergebnisse. In: Dirk Konietzka/Michaela Kreyenfeld (Hrsg.), Ein Leben ohne Kinder. Kinderlosigkeit in Deutschland. Wiesbaden: VS Verlag, 11-41.

Kreyenfeld, Michaela/Dirk Konietzka, 2008: Wandel der Geburten- und Familienentwicklung in West- und Ostdeutschland. In: Norbert F. Schneider (Hrsg.), Lehrbuch Moderne Familiensoziologie. Opladen & Farmington Hills: Barbara Budrich, 121-138.

Kronmüller, Klaus-Thomas, et al., 2009: Familienfunktionalität und Therapieerfolg. In: Psychotherapeut 54, 44-51.

Kruse, Jan, 2011: Reader „Einführung in die qualitative Interviewforschung". Freiburg: Eigenverlag.

Kühler, Thomas, 1989: Zur Psychologie des männlichen Kinderwunsches. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.

Kuhnt, Anne-Kristin, 2013: Ja, nein, vielleicht? Der Einfluss der Partnerschaftsqualität auf die Übereinstimmung der Elternschaftsabsichten von Paaren. In: Zeitschrift für Familienforschung 25, 365-388.

Kurz, Karin, 2005: Die Familiengründung von Männern im Partnerschaftskontext. Eine Längsschnittanalyse zur Wirkung von Arbeitsmarktunsicherheiten. In: Angelika Tölke/Karsten Hank (Hrsg.), Männer – Das „vernachlässigte“ Geschlecht in der Familienforschung. Sonderheft 4 der Zeitschrift für Familienforschung. Wiesbaden: VS Verlag, 178-197.

Kurz, Karin/Nikolei Steinhage/Katrin Golsch, 2005: Case Study Germany. Global competition, uncertainty and the transition to adulthood. In: Hans-Peter Blossfeld, et al. (Hrsg.), Globalization, Uncertainty and Youth in Society. London/New York: Routledge, 51-81.

Lamnek, Siegfried, 2005: Qualitative Sozialforschung. Weinheim/Basel: Beltz.

Lareau, Annette, 2003: Unequal Childhoods. Class, Race, and Family Life. Berkeley: University of California Press.

Laubstein, Claudia/Jörg Dittmann/Gerda Holz, 2010: Jugend und Armut. Forschungsstand sowie Untersuchungsdesign der AWO-ISS-Langzeitstudie „Kinder- und Jugendarmut IV“. Frankfurt am Main: Spiegler.

Laubstein, Claudia, et al., 2012: „Von alleine wächst sich nichts aus ...“. Lebenslagen von (armen) Kindern und Jugendlichen bis zum Ende der Sekundarstufe I. Abschlussbericht der 4. Phase der Langzeitstudie im Auftrag des Bundesverbandes der Arbeiterwohlfahrt. Frankfurt am Main: Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik.

Legard, Robin/Jill Keegan/Kit Ward, 2003: In-depth interviews. In: Jane Ritchie/Jane Lewis (Hrsg.), Qualitative research practice: A guide for social science students and researchers. London: Sage, 138-169.

Lehrer, Evelyn/Marc Nerlove, 1986: Female Labor Force Behavior and Fertility in the United States. In: Annual Review of Sociology 12, 181-204.

Leibenstein, Harvey, 1957: Economic backwardness and economic growth. New York: John Wiley and Sons.

Leibenstein, Harvey, 1974: An Interpretation of the Economic Theory of Fertility: Promising path or blind Alley? In: Journal of Economic Literature 12, 457-479.

Lenz, Karl/Lothar Böhnisch, 1997: Zugänge zu Familien – Ein Grundlagentext. In: Karl Lenz/Lothar Böhnisch (Hrsg.), Familien. Eine interdisziplinäre Einführung. Weinheim: Juventa, 9-63.

Lessenich, Stephan, 2008: Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus. Bielefeld: transcript Verlag.

Lessenich, Stephan/Ilona Ostner, 1998: Welten des Wohlfahrtskapitalismus – Wandel der Wohlfahrtsstaatsforschung: Beiträge aus der `dritten Welt´. In: Stephan Lessenich/Ilona Ostner (Hrsg.), Welten des Wohlfahrtskapitalismus. Der Sozialstaat in vergleichender Perspektive. Frankfurt am Main: Campus, 9-18.

Lesthaeghe, Ron, 2011: The" Second Demographic Transition": A Conceptual Map for the Understanding of Late Modern Demographic Developments in Fertility and Family Formation. In: Historical Social Research, 179-218.

Levy, René 1977: Der Lebenslauf als Statusbiographie. Die weibliche Normalbiographie in makrosoziologischer Perspektive. Stuttgart: Enke.

Lewis, Jane/Ilona Ostner, 1994: Gender and the evolution of European social policy. Bremen: University of Bremen.

Lewis, Oscar, 1959: Five Families. Mexican Case Studies in the Culture of Poverty. New York: Basic Books.

Lietzmann, Torsten, 2010: Zur Dauer der Bedürftigkeit von Müttern. Dauer des Leistungsbezugs im SGB II und Ausstiegschancen. Nürnberg: Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung.

Lietzmann, Torsten/Silke Tophoven/Claudia Wenzig, 2011: Grundsicherung und Einkommensarmut: Bedürftige Kinder und ihre Lebensumstände. IAB-Kurzbericht. Nürnberg: Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung.

Linde, Hans, 1984: Theorie der säkularen Nachwuchsbeschränkung 1800-2000. Frankfurt am Main: Campus.

Livi-Bacci, Massimo, 2001: Too Few Children and Too Much Family. In: Daedalus 2, 139-156.

Löhr, Henrike, 1991: Kinderwunsch und Kinderzahl. In: Hans Bertram (Hrsg.), Die Familie in Westdeutschland. Wiesbaden: VS Verlag, 461-496.

Lois, Daniel, 2013: Zur Erklärung von sozialer Ansteckung beim Übergang zur Elternschaft. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 65, 397-422.

Lucius-Hoene, Gabriele/Arnulf Deppermann, 2002: Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews. Opladen: Leske + Budrich.

Lucius-Hoene, Gabriele/Arnulf Deppermann, 2004: Narrative Identität und Positionierung. In: Gesprächsforschung 5, 166-183.

Lukesch, Helmut, 1982: Psychosoziale Aspekte der extrakorporalen Befruchtung und des Embryotransfers beim Menschen. In: Ulrich Jüdes (Hrsg.), In-Vitro-Fertilisation und Embryotransfer. Stuttgart: Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, 199-222.

Lukesch, Helmut/Paul Kochenstein, 1981: Schwangerschafts- und Geburtsängste: Verbreitung, Genese, Therapie. Stuttgart: Enke.

Lutz, Katharina/Petra Buhr/Mandy Boehnke, 2013: Die Bedeutung der Erfahrung mit dem ersten Kind für die Intention zur Familienerweiterung. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, 167-184.

Lutz, Wolfgang, 1984: Wie konsistent sind persönliche Angaben? Analyse von Aussagen zur Gewolltheit von Schwangerschaften. In: Demographische Informationen, 109-115.

Martens, Rudolf, 2012: Arme Kinder - arme Eltern. Zahlen, Daten, Fakten. Berlin: Der Paritätische Gesamtverband.

Matthiesen, Silja, 2008: Wenn Verhütung scheitert – Qualitative und quantitative Analysen zu Verhütungspannen bei Jugendlichen. In: Zeitschrift für Sexualforschung 21, 1 - 25.

Mayer, Karl-Ulrich, 1995: Gesellschaftlicher Wandel, Kohortenungleichheit und Lebensverläufe. In: Peter A. Berger/Peter Sopp (Hrsg.), Sozialstruktur und Lebenslauf. Opladen: Leske + Budrich, 27-48.

McCrate, Elaine, 2002: Working mothers in a double bind. Working moms, minorities have the most rigid schedules, and are paid less for the sacrifice. Washington D.C.: Economic Policy Institute.

McDonald, Peter, 2000: Gender equity, social institutions and the future of fertility. In: Journal of Population Research 17, 1-16.

McLanahan, Sara/Christine Percheski, 2008: Family structure and the reproduction of inequalities. In: Annual Review of Sociology 34, 257-276.

Mead, George Herbert, 1968 [1944]: Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Meier, Uta/Heide Preuße/Eva Maria Sunnus, 2003: Steckbriefe von Armut. Haushalte in prekären Lebenslagen. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Merz, Markus, 1988: Schwangerschaftsabbruch und Beratung bei Jugendlichen. Eine klinisch-tiefenpsychologische Untersuchung. Freiburg im Breisgau: Walter.

Milewski, Nadja, 2010: Immigrant fertility in West Germany: Is there a socialization effect in transitions to second and third births? In: European Journal of Population 26, 297-323.

Mills, Melinda/Hans-Peter Blossfeld, 2003: Globalization, uncertainty and changes in early life courses. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, 188-218.

Mills, Melinda/Hans-Peter Blossfeld, 2005: Globalization, uncertainty and the early life course. A theoretical framework. In: Hans-Peter Blossfeld, et al. (Hrsg.), Globalization, Uncertainty and Youth in Society. London: Routledge, 1-24.

Mittag, Oscar/Angela Jagenow, 1984: Motive zu Schwangerschaft, Geburt und Elternschaft. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung an verhütungswilligen Frauen. In: Psychotherapie, Psychosomatik, medizinische Psychologie 34, 20-24.

Mohr, Gisela, 1993: Frauenerwerbslosigkeit: Spekulationen und Befunde. In: Gisela Mohr (Hrsg.), Ausgezählt: theoretische und empirische Beiträge zur Psychologie der Frauenerwerbslosigkeit. Weinheim: Deutscher Studien Verlag, 17-49.

Mohr, Katrin, 2012: Von „Welfare to Workfare“? Der radikale Wandel der deutschen Arbeitsmarktpolitik. In: Silke Bothfeld/Werner Sesselmeier/Claudia Bogedan (Hrsg.), Arbeitsmarktpolitik in der sozialen Marktwirtschaft. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 57-69.

Morgan, Philip S./Miles G. Taylor, 2006: Low Fertility at the Turn of the Twenty-First Century. In: Annual Review of Sociology 32, 375-399.

Mückenberger, Ulrich, 1985: Die Krise des Normalarbeitsverhältnisses. Hat das Arbeitsrecht noch Zukunft? In: Zeitschrift für Sozialreform 7, 415-434.

Mückenberger, Ulrich, 1990: Normalarbeitsverhältnis: Lohnarbeit als normativer Horizont sozialer Sicherheit? In: Christoph Sachße/H. Tristan Engelhardt (Hrsg.), Sicherheit und Freiheit. Zur Ethik des Wohlfahrtsstaates. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 158-178.

Mühling, Tanja/Jessica Schreyer, 2012: Beziehungsverläufe in West- und Ostdeutschland – Stabilität und Übergänge. Bamberg: Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg.

Mummendey, Hans D./Heinz-Gerd Bolten, 1993: Die Impression-Management-Theorie. In: Theorien der Sozialpsychologie 3, 57-77.

Murray, Charles, 1984: Losing ground: American social policy, 1950-1980. New York: Basic Books.

Muszyńska, Magdalena, 2007: Structural and cultural determinants of fertility in Europe. Warschau: Warsaw School of Economics.

Nauck, Bernhard, 1995: Lebensbedingungen von Kindern in Einkind-, Mehrkind- und Vielkindfamilien. In: Bernhard Nauck/Hans Bertram (Hrsg.), Kinder in Deutschland. Lebensverhältnisse von Kindern im Regionalvergleich. Opladen: Leske + Budrich, 137-169.

Nauck, Bernhard, 2001: Der Wert von Kindern für ihre Eltern. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 53, 407-435.

Nave-Herz, Rosemarie, 1984: Familiale Veränderungen in der Bundesrepublik Deutschland seit 1950. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 1, 45-63.

Neckel, Sighard/Ferdinand Sutterlüty, 2008: Negative Klassifikationen und die symbolische Ordnung sozialer Ungleichheit. In: Hans-Georg Soeffner (Hrsg.), Mittendrin im Abseits: ethnische Gruppenbeziehungen im lokalen Kontext. Wiesbaden: VS Verlag, 15-25.

Neuberger, Christa, 1997: Auswirkungen elterlicher Arbeitslosigkeit und Armut auf Familien und Kinder. In: Ulrich Otto (Hrsg.), Aufwachsen in Armut. Erfahrungswelten und soziale Lagen von Kindern armer Familien. Wiesbaden: Springer, 79-122.

Niehaus, Moritz, 2013: Leiharbeit und Privatleben: Auswirkungen einer flexiblen Beschäftigungsform auf Partnerschaft und Familie. In: Berliner Journal für Soziologie 22, 569-594.

Nielsen, Heidi/Karl Nielsen/Carl Wolfgang Müller, 1986: Sozialpädagogische Familienhilfe: Probleme, Prozesse und Langzeitwirkungen. Weinheim, Basel: Beltz.

Olk, Thomas/Doris Rentzsch, 1998: Kinder in ostdeutschen Armutshaushalten. In: Andreas Klocke/Klaus Hurrelmann (Hrsg.), Kinder und Jugendliche in Armut. Opladen: Westdeutscher Verlag, 87-111.

Opielka, Michael, 2004: Grundeinkommen statt Hartz IV. In: Blätter für deutsche und internationale Politik 9, 1081-1090.

Oppenheimer, Valerie Kincade, 1988: A theory of marriage timing. In: American journal of Sociology, 563-591.

Orbuch, Terri L., 1997: People's accounts count: The sociology of accounts. In: Annual Review of Sociology, 455-478.

Oschmiansky, Frank/Günther Schmid/Silke Kull, 2003: Faule Arbeitslose? In: Leviathan 31, 3-31.

Osterland, Martin, 1990: „Normalbiographie" und „Normalarbeitsverhältnis". In: Peter A. Berger/Stefan Hradil (Hrsg.), Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile. Göttingen: Schwartz.

Osthoff, Ralf, 1999: „Schwanger werd' ich nicht alleine...": Ursachen und Folgen ungeplanter Teenagerschwangerschaften. Landau: Knecht.

Osthoff, Ralf, 2004: Ungeplante Schwangerschaften im Jugendalter. In: Hamburgische Arbeitsgemeinschaft für Gesundheitsförderung (Hrsg.), Ich - und ein Baby?! Schwangerschaft und Elternschaft von Minderjährigen. Möglichkeiten der Prävention und Unterstützung. Hamburg: Hamburgische Arbeitsgemeinschaft für Gesundheitsförderung e. V., 5-12.

Özcan, Berkay/Karl Ulrich Mayer/Joerg Luedicke, 2010: The impact of unemployment on the transition to parenthood. In: Demographic Research 23, 807-846.

Parsons, Talcott, 1964: Beiträge zur soziologischen Theorie. Bd. 15. Darmstadt/Neuwied: Luchterhand.

Pavetic, Monika, 2009: Familiengründung und -erweiterung in Partnerschaften. Statistische Modellierung von Entscheidungsprozessen. Wiesbaden: VS Verlag.

Pavetic, Monika/Petra Stein, 2011: Entscheidungsprozess zur Familiengründung in Partnerschaften. In: Zeitschrift für Familienforschung 23, 5-23.

Perrez, Meinrad/Guy Bodenmann, 2009: Klinisch-psychologische Familienforschung. In: Silvia Schneider/Jürgen Margraf (Hrsg.), Lehrbuch der Verhaltenstherapie. Berlin, Heidelberg: Springer, 77-93.

Peters, Friedhelm, 2012: „Erschöpfte Familie“ trifft auf „ausgezehrte Soziale Arbeit“ – Erfahrungen der Kinder- und Jugendhilfe mit erschöpften Familien. In: Ronald Lutz (Hrsg.), Erschöpfte Familien. Wiesbaden: VS Verlag, 253-284.

Pfau-Effinger, Birgit, 2000: Kultur und Frauenerwerbstätigkeit in Europa. Theorie und Empirie des internationalen Vergleichs. Opladen: Leske + Budrich.

Pierson, Paul 1996: The New Politics of the Welfare State. In: World Politics 48, 143-179.

Pink, Sebastian/Thomas Leopold/Henriette Engelhardt, 2012: Sind Geburten ansteckend? Fertilität und soziale Interaktion am Arbeitsplatz. ifb-Materialien 5-2012. Bamberg: Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg.

Polanyi, Karl, 1997 [1944]: The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft.

Pongratz, Hans J./G. Günter Voß, 2003: Arbeitskraftunternehmer. Erwerbsorientierungen in entgrenzten Arbeitsformen. Berlin: Edition Sigma.

Prager, Jens U./Clemens Wieland, 2005: Jugend und Beruf. Gütersloh: Bertelsmann Stiftung.

Remberg, Annette, 2001: „Sie ist doch selber noch ein halbes Kind...". Untersuchung zu Lebensbedingungen, Einstellungen und Verhütungsverhalten jugendlicher Schwangerer und Mütter. In: BZgA FORUM Sexualaufklärung und Familienplanung Heft 01/2001, 7-15.

Rijken, Arieke, 2006: Fertility Rates in Europe: The Influence of Policy, Economy and Culture. In: Jonathan Bradshaw/Aksel Hatland (Hrsg.), Social Policy, Employment and Family Change in Comparative Perspective. Cheltenham: Edward Elgar Publishing, 143-160.

Rocca, Corinne H., et al., 2010: Measuring pregnancy planning: An assessment of the London Measure of Unplanned Pregnancy among urban, south Indian women. In: Demographic Research 23, 293-334.

Rogge, Benedikt, 2013: Wie uns Arbeitslosigkeit unter die Haut geht: Identitätsprozess und psychische Gesundheit bei Statuswechseln. Konstanz: UVK.

Rosenthal, Gabriele, 2005: Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. Weinheim/München: Juventa Verlag.

Ruckdeschel, Kerstin, 2007: Nachdenken über den Kinderwunsch. In: BiB-Mitteilungen 1/2007, 13-16.

Rupp, Marina/Kurt P. Bierschock, 2005: Kinderreich und arm zugleich? In: Zeitschrift für Familienforschung 17, 153-166.

Sachverständigenrat, 2008: Die Finanzkrise meistern - Wachstumskräfte stärken. Jahresgutachten 2008/09. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.

Sachweh, Patrick, 2009: Deutungsmuster sozialer Ungleichheit. Wahrnehmung und Legitimation gesellschaftlicher Privilegierung und Benachteiligung. Frankfurt/New York: Campus.

Schaeper, Hildegard, 2007: Familiengründung von Hochschulabsolventinnen. Eine empirische Untersuchung verschiedener Examenskohorten. In: Dirk Konietzka/Michaela Kreyenfeld (Hrsg.), Ein Leben ohne Kinder. Wiesbaden: VS Verlag, 137-166.

Scherl, Hermann, 2006: Hartz IV: Ein richtiger Ansatz – nur mangelhaft umgesetzt? In: Wirtschaftsdienst 86, 434-437.

Schier, Michaela/Karin Jurczyk, 2007: „Familie als Herstellungsleistung“ in Zeiten der Entgrenzung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 34, 10-17.

Schindler, Hans/Peter Wetzels, 1990: Familiensysteme in der Arbeitslosigkeit. In: Hans Schindler/Ali Wacker/Peter Wetzels (Hrsg.), Familienleben in der Arbeitslosigkeit. Heidelberg: Roland Asanger, 43-73.

Schmidt, Manfred, 2007: Brutto- und Nettosozialleistungsquoten im Vergleich. In: Manfred Schmidt (Hrsg.), Der Wohlfahrtsstaat. Eine Einführung in den historischen und internationalen Vergleich. Wiesbaden: VS Verlag, 423-430.

Schmitt, Christian, 2008: Labour Market Integration and the Transition to Parenthood – A Comparison of Germany and the UK. Berlin: Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung.

Schmitt, Christian, 2012: Labour market integration, occupational uncertainty, and fertility choices in Germany and the UK. In: Demographic Research 26, 253-292.

Schneewind et al., Klaus, 1992: Optionen der Lebensgestaltung junger Ehen und Kinderwunsch. Studie im Auftrag des Bundesministeriums für Familie und Senioren. Stuttgart/Berlin/Köln: Kohlhammer.

Schneewind, Klaus, 1988: Die Familienklimaskalen (FKS). In: Manfred Cierpka (Hrsg.), Familiendiagnostik. Berlin/Heidelberg: Springer, 232-255.

Schneewind, Klaus, 1995: Bewusste Kinderlosigkeit: Subjektive Begründungsfaktoren bei jungverheirateten Paaren. In: Bernhard Nauck/Corinna Onnen-Isemann (Hrsg.), Familie im Brennpunkt von Wissenschaft und Forschung. Neuwied: Luchterhand, 457-473.

Schneider, Norbert F., 2008: Grundlagen der sozialwissenschaftlichen Familienforschung – Einführende Betrachtungen. In: Norbert F. Schneider (Hrsg.), Lehrbuch Moderne Familiensoziologie. Opladen & Farmington Hill: Barbara Budrich, 9-21.

Schrep, Bruno, 2008: Die neue Verhöhnung: Bierdosen sind Hartz-IV-Stelzen. In: Wilhelm Heitmeyer (Hrsg.), Deutsche Zustände, Folge 6. Frankfurt am Main: Campus, 218-223.

Schröder, Jette, 2006: Frauenerwerbstätigkeit – ein Hemmnis für die Fertilität? Eine Analyse des Effekts der Erwerbstätigkeit auf den Übergang zur ersten Geburt in Deutschland. Working Paper 93. Mannheim: Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung.

Schröder, Tim/Andrea Schäfer, 2013: Wer erhält einen Ernährerlohn? Befunde nach Region und Geschlecht. In: WSI-Mitteilungen, 171-181.

Schumacher, Jörg/Yve Stöbel-Richter/Elmar Brähler, 2001: Der Kinderwunsch aus psychologischer Sicht. In: Reproduktionsmedizin 17, 357-363.

Schütz, Alfred, 1971: Gesammelte Aufsätze. Den Haag: Martinus Nijhoff.

Schütze, Fritz, 1981: Prozeßstrukturen des Lebenslaufs. In: Joachim Matthes/Arno Pfeifenberger/Manfred Stosberg (Hrsg.), Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Kolloquium am Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum der Universität Erlangen-Nürnberg. Nürnberg: Verlag Nürnberger Forschungsvereinigung e.V., 67-156.

Seccombe, Karen, 2011: So You Think I Drive a Cadillac? Welfare Recipients' Perspectives on the System and its Reform. Needham Heights, MA: Allyn and Bacon.

Seiterich, Bernhard, 2007: Kinderreich und trotzdem arm. In: Sozialcourage 3, 9-12.

Sennett, Richard, 1998: The Corrosion of Character. New York: Norton.

Sobotka, Tomas, 2004: Postponement of childbearing and low fertility in Europe. Groningen: University of Groningen.

Sobotka, Tomáš/Vegard Skirbekk/Dimiter Philipov, 2011: Economic recession and fertility in the developed world. In: Population and Development Review 37, 267-306.

Soeffner, Hans-Georg, 1982: Statt einer Einleitung: Prämissen einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. In: Hans-Georg Soeffner (Hrsg.), Beiträge zu einer empirischen Sprachsoziologie. Tübingen: Narr, 9-48.

Soeffner, Hans-Georg/Ronald Hitzler, 1994: Hermeneutik als Haltung und Handlung. In: Norbert Schröer (Hrsg.), Interpretative Sozialforschung. Opladen: Westdeutscher Verlag, 28-56.

Solga, Heike, 2005: Ohne Abschluss in die Bildungsgesellschaft. In: Die Erwerbschancen gering qualifizierter Personen aus soziologischer und ökonomischer Perspektive. Opladen: Leske + Budrich.

Sondermann, Ariadne/Wolfgang Ludwig-Mayerhofer/Olaf Behrend, 2009: Die Überzähligen – Teil der Arbeitsgesellschaft. In: Robert Castel/Klaus Dörre (Hrsg.), Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt/New York: Campus, 157-167.

Spies, Anke, 2009: Frühe Mutterschaft. In: Sozial Extra 33, 15-19.

Stammer, Heike/Rolf Verres/Tewes Wischermann, 2004: Paarberatung und -therapie bei unerfülltem Kinderwunsch. Göttingen: Hogrefe.

Statistisches Bundesamt, 2008a: Familienland Deutschland. Begleitmaterial zur Pressekonferenz am 22. Juli 2008 in Berlin. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.

Statistisches Bundesamt, 2008b: Geburten und Kinderlosigkeit in Deutschland. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.

Statistisches Bundesamt, 2011: Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Haushalte und Familien. Ergebnisse des Mikrozensus. Fachserie 1. Reihe 3. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.

Statistisches Bundesamt, 2012a: Geburtentrends und Familiensituation in Deutschland. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.

Statistisches Bundesamt, 2012b: Kindertagesbetreuung regional 2012. Ein Vergleich aller 402 Kreise in Deutschland. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.

Steinkamp, Günther/Thomas Meyer, 1996: Politische Sozialisation durch Arbeitslosigkeit. In: Bernhard Claußen/Rainer Geißler (Hrsg.), Die Politisierung des Menschen. Wiesbaden: VS Verlag, 321-337.

Stenger, Horst, 1985: Stigma und Identität. Über den Umgang straffälliger Jugendlicher mit dem Etikett „kriminell “. In: Zeitschrift für Soziologie 14, 28-49.

Stöbe-Blossey, Sybille, 2004: Arbeitszeit und Kinderbetreuung: Ergebnisse einer Repräsentativbefragung in NRW. In: IAT-Report 2004-01. Gelsenkirchen: Institut Arbeit und Technik.

Stöbel-Richter, Yve, et al., 2008: Entwicklungen in der Reproduktionsmedizin – Mit welchen Konsequenzen müssen wir uns auseinandersetzen? In: Zeitschrift für Familienforschung 20, 34-61.

Strauss, Anselm L./Juliet Corbin/Solveigh Niewiarra, 1996: Grounded theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz Psychologie Verlags Union.

Streeck, Wolfgang, 2009a: Flexible employment, flexible families, and the socialization of reproduction, MPIfG working paper 09/13. Köln: Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung.

Streeck, Wolfgang, 2009b: Flexible markets, stable societies? In: Elmar Rieger/Herbert Obinger (Hrsg.), Wohlfahrtsstaatlichkeit in entwickelten Demokratien. Frankfurt am Main: Campus, 137-150.

Streeck, Wolfgang, 2011: Volksheim oder Shopping Mall? Die Reproduktion der Gesellschaft im Dreieck von Markt, Sozialstruktur und Politik. Köln: Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung.

Stycos, J. Mayone/Robert H. Weller, 1967: Female working roles and fertility. In: Demography 4, 210-217.

Sutterlüty, Ferdinand, 2002: Gewaltkarrieren. Jugendliche im Kreislauf von Gewalt und Missachtung. Frankfurt am Main: Campus.

Szydlik, Marc, 2007: Familie und Sozialstruktur. In: Jutta Ecarius (Hrsg.), Handbuch Familie. Wiesbaden: VS Verlag, 78-93.

Taylor-Gooby, Peter, 2002: The Silver Age of the Welfare State: Perspectives on Resilience. In: Journal of Social Policy 31, 597-622.

Testa, Maria Rita, 2012: Familiy Sizes in Europe: Evidence from the 2011 Eurobarometer Survey. Wien: Vienna Institute of Demography.

Todd, Peter M./Gerd Gigerenzer, 2012: Ecological rationality: Intelligence in the world. New York: Oxford University Press.

Tölke, Angelika, 2005: Die Bedeutung von Herkunftsfamilie, Berufsbiografie und Partnerschaften für den Übergang zur Ehe und Vaterschaft. In: Angelika Tölke/Karsten Hank (Hrsg.), Männer - Das ‚vernachlässigte' Geschlecht in der Familienforschung. Wiesbaden: VS Verlag, 98-126.

Ullrich, Carsten G., 1999: Deutungsmusteranalyse und diskursives Interview. In: Zeitschrift für Soziologie 28, 429-447.

Valdés Cifuentes, Isabel/Michael Wagner/Robert Naderi, 2013: Heirat und Familiengründung bei Deutschen und türkischstämmigen Personen in Deutschland. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 65, 479-504.

Van de Kaa, Dirk J., 1987: Europe´s Second Demographic Transition. In: Population Bulletin, 3-59.

Vaskovics, Lazlo, et al., 1983: Randgruppenbildung im ländlichen Raum. Armut und Obdachlosigkeit. Stuttgart: Kohlhammer.

Voges, Wolfgang, 1995: Pluralisierung familialer Erscheinungsformen und Heterogenisierung der Armutslagen von Ein-Eltern-Familien. In: Heinz Sahner/Stefan Schwendtner (Hrsg.), 27. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Soziologie – Gesellschaften im Umbruch: Sektionen und Arbeitsgruppen. Opladen: Westdeutscher Verlag, 132-139.

Voß, G. Günter/Hans J. Pongratz, 1998: Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft? In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 50, 131-158.

Walper, Sabine, 1988: Familiäre Konsequenzen ökonomischer Deprivation. München/Weinheim: Psychologie Verlagsunion.

Warr, Peter/Paul Jackson, 1987: Adapting to the unemployed role: A longitudinal investigation. In: Social Science & Medicine 25, 1219-1224.

Weber, Max, 1972: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie. Tübingen: Mohr.

Weinkopf, Claudia/Bettina Hieming/Leila Mesaros, 2009: Prekäre Beschäftigung. Expertise für die SPD-Landtagsfraktion NRW. Duisburg: Institut für Arbeit und Qualifikation.

Werner, Emmy E./Ruth S. Smith, 2001: Journeys from childhood to midlife: Risk, resilience, and recovery. Ithaca: Cornell University Press.

Werner, Emmy E., 2006: Wenn Menschen trotz widriger Umstände gedeihen – und was man daraus lernen kann. In: Rosmarie Welter-Enderlin/Bruno Hildenbrand (Hrsg.), Resilienz – Gedeihen trotz widriger Umstände. Heidelberg: Carl-Auer-Verlag, 28-42.

Wimbauer, Christine, 2004: Umverteilung oder Anerkennung? Und wenn: Wovon und durch wen? Theoretische Überlegungen zur aktuellen Debatte um Anerkennung oder Umverteilung. Arbeitspapier 1. Department of Sociology Center for Research on Inequalities and the Life Course (CIQLE). New Haven: Yale University.

Wimbauer, Christine, 2012: Wenn Arbeit Liebe ersetzt. Doppelkarriere-Paare zwischen Anerkennung und Ungleichheit. Frankfurt/New York: Campus.

Wimbauer, Christine/Annette Henninger/Markus Gottwald, 2007: Die Gesellschaft als ‚institutionalisierte Anerkennungsordnung' – Anerkennung und Ungleichheit in Paarbeziehungen, Arbeitsorganisationen und Sozialstaat. Opladen: Barbara Budrich.

Wirth, Heike, 1996: Wer heiratet wen? Die Entwicklung der bildungsspezifischen Heiratsmuster in Westdeutschland. In: Zeitschrift für Soziologie 25, 371-394.

Witzel, Andreas, 2000: The problem-centered interview. In: Forum Qualitative Sozialforschung 1, Art. 22.

Wogawa, Diane, 2000: Missbrauch im Sozialstaat: eine Analyse des Missbrauchsarguments im politischen Diskurs. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Wright Mills, Charles, 1959: The sociological imagination. New York: Oxford University Press.

Wüstendörfer, Werner, 2008: „Dass man immer nein sagen muss“. Eine Befragung der Eltern von Grundschulkindern mit Nürnberg-Pass. Nürnberg: Referat für Jugend, Familie und Soziales der Stadt Nürnberg.

Wustmann, Corina, 2005: Die Blickrichtung der neueren Resilienzforschung. Wie Kinder Lebensbelastungen bewältigen. In: Zeitschrift für Pädagogik 51, 192-206.

Ziegenhain, Ute/Bärbel Derksen/Ruth Dreisörner, 2003: Frühe Elternschaft: jugendliche Mütter und ihre Kinder. In: Monatsschrift Kinderheilkunde 151, 608-612.

Zilian, Hans Georg, 1996: Arbeitslosigkeit und Stigma. In: Jörg Flecker/Johanna Hofbauer (Hrsg.), Vernetzung und Vereinnahmung: Arbeit zwischen Internationalisierung und neuen Managementkonzepten. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 353-370.

Zuckerman, Diana M., 2000: Welfare reform in America: A clash of politics and research. In: Journal of Social Issues 56, 587-600.

The International Max Planck Research School on the Social and Political Constitution of the Economy (IMPRS-SPCE) is a joint international PhD Program of the Max Planck Institute for the Study of Societies (MPIfG) and the Faculty of Management, Economics and Social Sciences of the University of Cologne. Its research explores the relationship between the modern economy and its social and political foundations. Building on a long tradition in sociology and political science, the school aims to combine and develop the approaches of new ecconomic sociology, comparative political economy, organization studies, and history. The Studies on the Social and Political Constitution of the Economy are a doctoral thesis series featuring dissertations by PhD students who have successfully completed the graduate training program of the IMPRS-SPCE.

MAX-PLANCK-INSTITUT FÜR GESELLSCHAFTSFORSCHUNG
MAX PLANCK INSTITUTE FOR THE STUDY OF SOCIETIES

Universität zu Köln